Philol. 137/(1 A 232
2 Bde

<36607817360015

<36607817360015

Bayer. Staatsbibliothek

Joh. Gottfried von Herders

A n ſ i c h t e n

des klaſiſſchen Alterthums.

N a c h

deſſen Ideen geordnete Auszüge
aus ſeinen Schriften
mit
Zuſätzen aus deſſen Munde, Erläuterungen,
Anmerkungen und einem Regiſter

v o n

D. J. T. L. Danz.

E r ſ t e A b t h e i l u n g.

L e i p z i g, 1 8 0 5.
b e i J o h a n n F r i e d r i c h H a r t k n o c h.

Wb/66/1407

Bg

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Dieſe Anſichten des klaſſiſchen Alterthums, die ich hier aus Herders Schriften und Munde öffentlich ausſtelle, bedürfen vielleicht theils einer Rechtfertigung, theils einer Weiſung auf den Standpunkt, von dem aus ſie ſelbſt wieder angeſehen zu werden wünſchen.

Herder hatte, wie dieß ſchon in ſeiner Charakteriſtik *) angeführt iſt, in den erſten Jahren ſeiner gelehrten Bildung ſich auch mit beſonderm Eifer auf die Erlernung der alten Sprachen und auf das Leſen der in ihnen geſchriebenen Bücher gelegt, **) und ſich dadurch eine Kenntniß der klaſſiſchen Schriftſteller der Griechen und Römer bis in ihr Mark hinab ſchon in Jahren erworben, wo ſie andere vielleicht kaum dem Namen nach, oder höchſtens in einer Ueberſetzung kennen gelernt haben. Aber es war nicht das gewöhnliche

Schul-

*) Charakteriſtik Johann Gottfried von Herders. Von Danz und Gruber. Leipzig, 1805.

**) Krit. Wäld. I. S. 275. „Da ich Jahre her täglich zu den Alten, als zu den Erſtgeburten des menſchlichen Geiſtes, wallfahrte.

Schulſtudium, was er ihnen ſchenkte, wo man mit Ausklauben der Wörter und Worte und mit Ausleſen auserleſener Phraſen den Geiſt tödtet, der in ihnen wohnt; das innige Beſtreben, mit dem er ſich gegen ſie hinneigte, ging einzig und allein dahin, ſie aus ihrem Geiſte zu ſeinem Geiſte, aus ihrer Zeit für ſeine Zeit, mit Einem Worte, ſie aus ihnen ſelbſt in ſich hineinzuleſen. Wie Petrarka, ſuchte er den großen Sinn der Alten, ihre hohe Gedanken-Weiſe zur Seinigen zu machen, und ihr ſchönes Ebenmaaß an ſeine Schriften zu legen; *) wie der edle Shaftesburi wollte er mit dem Schriftſteller, den er las, lebendig mitdenken, und ſeine

*) „Ich wünſche ihnen (den Krit. Wäldern) das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel, noch zu wenig gethan zu haben.“ Krit. Wäld. I. S. 277.

ſeine Art, die Dinge anzuſehen und zu behandeln, ſich aneignen. Er las Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen immer ſelbſt als Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſoph, in ihrer Welt und Natur, und ſo bildete er ſich wirklich bald mehr, bald weniger denſelben an, ohne gerade deshalb ſeine eigne Individualität zu verlieren.

Es war eine eigne Periode der deutſchen Literatur, in welcher ihn dieſer Eifer beſeelte. Mit einer ausgezeichneten Regſamkeit warf man ſich bald ſo, bald ſo über die alten Schriftſteller her, und ſtudierte bald dieß, bald jenes in ſie hinein. Es war Charakter der Zeit, mit oder ohne Geſchmack, auf Geſchmack Jagd zu machen, und ihn in allen aufzuſpüren, was durch das Alterthum gehei-

heiligt war. Verwöhnte und lüſterne Zungen, gelehrte und ungelehrte, verdorbene und unverdorbene koſteten und ſchmeckten, und riefen es der Welt aus, was ſie gekoſtet und geſchmeckt hatten, oder wenigſtens haben wollten. Aeſthetiſche Alfanzereien waren größtentheils an der Tagesordnung. Von Weſten her hatte das alles beſchwatzende Volk der Franzoſen ſchon früher einen Streit erhoben, der auf nichts Geringeres hinausging, als Zeiten und Zeiten, Nationen und Nationen, Schriftſteller und Künſtler über und durch einander herzuwerfen, und ſie um das Phantom eines Preiſes kämpfen zu laſſen, der allen und keinem gebührte. Ich rede von dem Streite über die Frage: ob die Alten den Vorzug vor den Neuern, oder die Neuern den Vorzug vor den Alten verdienten? Man

hatte

hatte ſich zu ſehr bei dieſem Kampfe erhitzt, als daß man ſogleich hätte zur Ruhe kommen können, auch ſchrieben ſich beide Partheien den Sieg zu.

Das Geſpennſt ſpukte noch hie und da, beſonders in einigen deutſchen Köpfen. Herder war einer mit von denen, welche einſahen, daß der Streit, auf die alte Manier geführt, ein ewiger werden müßte. Es dünkte ihn, daß nur auf Einem Wege Ordnung in dieſes Chaos kommen könnte: und dieſer Weg war ihm Unterſcheidung der Zeiten, in denen die verſchiedenen Künſtler lebten, der Hülfsmittel, die ſie hatten, der Werke, die ſie ſchufen, und der Zwecke, zu welchen ſie ſolche zu Stande brachten.

Hierzu war denn nöthig, alles an Ort und Stelle zu betrachten. Er bemühte ſich daher, ſeine Zeit und Nation, ſo wie ſeine Denk- und Gefühlsweiſen gleichſam auszuziehen, und ſich ganz in das Gewand jener früheren Zeiten mit ihren Umgebungen einzukleiden. Er ſuchte Grieche zu ſeyn mit den Griechen, Römer mit den Römern, Hebräer mit den Hebräern, Celte mit den Celten u. ſ. Er hörte Homer von Rhapſoden; vom Kampfplatz auf ſah er den Adler Pindar emporſteigen; mit David ließ er ſich bedrängen, um mit ihm ſingen und frohlocken zu können; und der Nebel, der Oſſians Geſänge dämpfte, erfüllte auch ſeine Seele mit Oſſians Wehmuth u. ſ.

Aber was gehört nicht alles dazu, um dieß zu können! Von dem, was die Natur

hier-

hierbei thun mußte, will ich ſchweigen. Herder war ein hochbegünſtigter Sohn derſelben. Nur deß will ich Erwähnung thun, was durch Fleiß und Aufmerkſamkeit geſchehen mußte. Da mußten die Bücher der Geſchichte, deren Bruchſtücke uns in ſo verſchiedenen Sprachen übrig geblieben ſind, aufgeſchlagen und ihre oft geheime Schrift enträthſelt werden. Der gewaltige, weitverbreitete Strom der Menſchheit mußte in ſeinen Quellen aufgeſucht, und durch alle ſeine Krümmungen, in allen ſeinen Abflüſſen verfolgt werden. Einer zehn-, ja hundertfachen Geburt und Wiedergeburt mußte er ſich unterwerfen; mit Einer und derſelben mußte er eben ſo, wie mit der ganzen Menſchheit, Kind werden und Jüngling, als Mann handeln und als Greis ſterben, mit ihr mußte er

ſpie-

ſpielen, ſingen, denken, leben: ja ſogar in jedes Einzelnen Lage mußte er ſich zu verſetzen wiſſen, und jenes Welt ſich zu der ſeinigen ſchaffen. *) Von ſeinem Geiſte mußte er ſich begeiſtern laſſen, und ſogar in ſeiner Sprache reden, und in ſeinen Bildern ſich Vorſtellungen bilden. Er mußte gleichſam von ſeinem Schauplatze untertauchen, um an einem andern zu landen, doch aber das Bürgerrecht von ſeiner Heimath aus mitbringen. Herder hat es gewollt, verſucht.

So allumfaſſend ſein Studium der Menſchheit ſeyn ſollte, und auch in der That war, ſo fehlte es doch nicht an Plätzen, wo er nicht ſich lieber verweilt hätte, und eben ſo gern, wenn er abgeſchweift war, auch wie-

*) Krit. Wäld. II. S. 10 und 17.

wieder dahin zurückgekehrt wäre. Das waren denn nun vorzüglich die klaſſiſchen Völker des Alterthums, die Griechen und Römer. *) Auf ihrem angenehmen Boden hatte er die ſchönſten Tage ſeiner Jugend ſüß verträumt, von dem Baume ihrer Unſterblichkeit die erſten Zweige ſeiner eignen gebrochen, und ſie zu erklären, war ſein erſtes Geſchäft geweſen. Mit der Gewalt ihrer Schönheit, Zartheit und Wohlordnung hatten ſie ſein Herz an ſich

*) „Griechenland war ihm das Höchſte, und wie allgemein auch ſein epiſch-kosmopolitiſcher Geſchmack lobte und anerkannte, ſo hing er doch, zumal im Alter, wie ein vielgereiſter Odyſſeus nach der Rückkehr aus allen Blüthenländern, an der griechiſchen Heimath am innigſten. Er war gleichſam nach dem Leben griechiſch gedichtet. —

Wenige Geiſter waren auf die große Weiſe gelehrt, wie Er. Die meiſten verfolgen nur das Seltenſte,

ſich gezogen, und ſie waren ihm nach und nach eine Geſellſchaft von Freunden geworden, die er zu ſeiner Erholung (man nehme das Wort in ſeiner eigenſten Bedeutung) bald allen andern vorzog. Homer und Pindar, Theokrit, Virgil und Horaz, und beſonders auch das erhabene Dreigeſpann, das den Wagen der Schickſalsgöttin über die Bühne zog, waren oft die Begleiter auf ſeinen einſamen Spaziergängen, und oft mehr. Die Kunſtwerke, an

tenſte, Unbekannteſte Einer Wiſſenſchaft; Er hingegen nahm nur die großen Ströme, aber aller Wiſſenſchaften in ſein Himmelſpiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelößt ſeine Bewegung von Abend gegen Oſten aufdrang. Viele werden von der Gelehrſamkeit umſchlungen, wie von einem austrocknenden Epheu, Er aber wie von einer Trauben-Rebe.“ S. Jean Pauls Verſuche der Aeſthetik. S. 748 und 751.

an deren Anblick er ſich in Rom und ander-wärts aufgerichtet hatte, hatten einen bleibenden Eindruck in ſeiner Seele zurückgelaſſen.

Die Tendenz ſeines ganzen Gedankenweſens, Alles Ort- und Zeitgemäß zu erklären, und die Nothwendigkeit ſeines Daſeyns hiſtoriſch darzuthun, verbreitete ſich auch, und ganz vorzüglich, über das klaſſiſche Alterthum. Was er da vorfand, ſah er als ein dort gereiftes, aber auch nur als ein dort reifbares Ereigniß an. Doch war dieß immer nur die eine Hälfte ſeines Wirkens. Auch ſein großes, edles Herz ſuchte Befriedigung. Von ihm getrieben ſtellte er Glanz und Flecken der vergangenen Menſchenwelten zuſammen, und führte ſie als lehrendes oder warnendes Bild ſeiner Zeit vor Augen. Wie die

Sonne

Sonne der Humanität überall wenigſtens Eine Pflanze zur Blüthe gebracht, überall wenigſtens Einen ihrer wohlthätigen Strahlen ausgeſpendet habe, an dem ſich ſelbſt noch künftige Generationen zu erwärmen hätten — dieß zu ſehen, dieß zu zeigen, war die zweite Hälfte ſeiner Bemühungen, und zugleich der Kranz des Lohnes, den er ſich ſelbſt reichte.

Etwas Auffallendes hierbei iſt dieß, daß ein großer Theil der Reſultate ſeines Nachdenkens als Erſcheinungen daſtehen. Gewiſſermaaßen waren ſie es ihm ſelbſt, und mußten es ihm ſeyn: aber die Wirklichkeit lag ihnen ſelten fernab.

Die Früchte ſeiner Bemühungen in dieſem Felde hat er faſt in alle ſeine Schriften zerſtreut. Was er in ſeinen Ideen ausge-

ſpro-

ſprochen, iſt, wie ſchon anderwärts geſagt, in ſeinen übrigen Schriften bald vorbereitet, bald erläutert, bald erweitert, bald verbeſſert worden. Dieß Zerſtreute zu ſammlen, dieß Umhergelegte zu ordnen, und Alles in ſeinen wahren Geſichtspunkt zu ſtellen, iſt der Zweck dieſer Schrift. Sie führt den Titel: Anſichten, und entſagt ſomit allen Anſprüchen auf Allumfaſſung, auf Allgültigkeit. Sie giebt ihre Ausſprüche nicht für feſtes prophetiſches Wort, ſondern nur für individuellen Glauben, vielleicht gar nur für Träume und Phantaſieen. Aber wie ein Mann mit dieſen vielumfaſſenden Kenntniſſen, mit dieſer feſten Richtung des innern Sinnes auf das Wenn und Wie und Warum, mit dem edlen, hochhumanen Gemüthe die Gegenſtände anſieht, und zwar Gegenſtände,

die ihm lieb, die ihm lange bekannt waren, anſieht, wird immer intereſſant zu wiſſen bleiben: ich hoffe daher den Freunden des klaſſiſchen Alterthums keinen unangenehmen Dienſt durch dieſe Zuſammenſtellung erwieſen zu haben.

Daß ich aber hierzu dieſen und keinen andern Plan wählte, veranlaßten folgende Betrachtungen. Wenn man genau mit H.'s Geiſte bekannt iſt, ſo wird man finden, daß er in ſeinen Ideen zur Philoſ. d. Geſch. d. Menſchheit gleichſam kulminirt hat. Man kann behaupten, daß es ſein einziges Werk ſey, in dem er es darauf angelegt, etwas Vollſtändiges zu liefern, und eine abgerunde- te Idee ganz durchzuführen. Ich glaubte da- her nicht Unrecht zu handeln, wenn ich das,

was über die Völker des klaſſiſchen Alterthums darin geſagt iſt, gleichſam als Text zum Grunde legte, und das Uebrige an denſelben reihete, oder ihm als Zugabe beifügte. Was in den Ideen geſagt worden war, glaubte ich nicht zerſtückeln zu dürfen; was aber anderwärts über Gegenſtände, die hierher gehörten, vorgebracht war, konnte unbedenklicher aus ſeinem Zuſammenhange gegeben werden, da es zum Theil ſchon Stückwerk war, zum Theil in ſtiller Beziehung auf die Ideen geſagt worden war, und zum Theil auch leichter aus ſeinem Zuſammenhange genommen werden konnte. Die zweite ſchwächere Abtheilung wird auf ähnliche Weiſe H.'s Anſichten der Römer geben; die dritte Abtheilung aber das Ganze runden. Hier nämlich ſoll erſtlich das kommen, was H. bei ver-

ſchiedenen Veranlaſſungen über hierher gehö- rige Gegenſtände mündlich äußerte (man wird hierbei auf manches Höchſtintereſſante ſtoſ- ſen): dann ſollen Anmerkungen folgen, wel- che theils die H.iſchen Anſichten mit den An- ſichten anderer paralleliſiren, theils die weg- gelaſſenen Data dazu ergänzen. Eine Ver- gleichung der Griechen und Römer in Rück- ſicht ihrer Literatur, wovon H.n die Haupt- data gehören, wird zum dritten ſtehen. Den vierten Abſchnitt füllt eine ausführliche Ab- handlung von der Bildung zur Humanität durch das Studium des Alterthums. Das Ganze beſchließt ein vollſtändiges Regiſter.

Ueber den Werth und Nutzen dieſer An- ſichten werde ich mich zur dritten Abtheilung erklären.

Μῆτιν — — τεῷ ἐνὶ κάτθεο θυμῷ,
Ὄφρα κεν εἰςαφίκοιο καὶ ὀυρανίους κενεῶνας
ψυχὴν ὑψικέλευθον ἐλαφρίζειν ἀπὸ γαίης.

I.

Ueber das Studium der klaſſiſchen Schriftſteller des Alterthums.

Bruchſtücke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Unter den Alten verſteht man in Anſehung der Kunſt die Griechen; in Anſehung der Literatur Griechen und Römer; in Anſehung alles deſſen aber, worüber die neuere Zeit gefragt oder belehrt werden kann, jede Nation, die in frühern Zeiten auf ſie gewirkt, oder mit der ſie ſich in Anſehung ihrer Kenntniſſe und ihrer Cultur zu vergleichen, zu meſſen hat. Hier, da vom Leſen der Schriftſteller die Rede iſt, werden blos Griechen und Römer verſtanden.

2.

Klaſſiſche Schriftſteller hat es nicht blos bei den Griechen und Römern gegeben; auch wir Deutſche haben dergleichen ge-

gehabt, und haben ſie noch, und andere ſprach⸗gebildete Nationen mit uns. Denn ein klaſ⸗ſiſcher Schriftſteller einer Nation iſt jeder, oder verdient wenigſtens ſo genannt zu wer⸗den, der mit ausgezeichneten Gaben des Gei⸗ſtes und Herzens einen für das Wahre, Gu⸗te und Schöne gebildeten Geſchmack beſitzt, und ihn als Schriftſteller anwendet.

Großer Leidenſchaften und Vorſtellungen fähig gibt es Menſchen, die nichts ſe⸗hen, als ſolche große und erhabene Bil⸗der, in Leidenſchaft ſprechen und ſchrei⸗ben, ſich in Tönen des Wohllauts la⸗ben, und ſich geſchaffen fühlen, die Ge⸗müther andrer mit dem, was ſie er⸗freuet und anregt, auch zu erfreuen und anzuregen.

3.

Wenn ſchon Leſen und Leſen zweierlei iſt, ſo iſt es Leſen und Beurtheilen und Anwenden noch mehr. Anders lieſet einen alten Schrift⸗

ſteller

ſteller der Sprachforſcher, der Commentator, der Scholiaſt, der Schulgelehrte, der Alterthumsforſcher, anders der philoſophiſche Kopf, der ſie und ſich in ihnen zu erkennen ſucht, der Humaniſt. Jeder ſucht etwas anders in ſeinem Schriftſteller: einer Wörter, Redensarten, Eleganzen, Wortverbindungen, Grammatik; ein andrer Sitten und Gebräuche, Geſchichte, Alterthümer u. ſ. w.; ein dritter ſie ſelbſt, und aus ihnen und durch ſie Bildung ſeiner ſelbſt und andrer, Humanität.

Wir ſollen die Alten genießen, aber auch verdauen und in unſern Nahrungsſaft verwandeln; nicht wie Polyphem ihre Phraſen in Stücken von uns geben.

4.

Heilige und Profanſcribenten, inſonderheit Dichter — je einfältiger, klärer und tiefnatürlicher ihre Worte ſind, deſtomehr wird man ſie mit Auslegungen ſalben und in ihr ſchönes weites Zelt Sachen hineintragen, an die

die ſie wahrlich nicht dachten. Der klare Wortverſtand iſt der Ausleger aller Ausleger, und keine Anwendung kann und darf den erſten Wortverſtand aufheben, ſondern ſie muß ihn vorausſetzen, beſtätigen und gleichſam bewähren.

5.

Die Parallelenmacherei, da man ein Bild, einen Gedanken neben ein andres und einen andern, und noch neben ein anderes und einen andern ſtellt, iſt bei einer mäßigen Beleſenheit, oder einem mäßigen Gebrauche von Regiſtern, Anthologieen, Florilegiis, und wie die Sammelplätze mehr heiſſen, ziemlich leicht; ſie kann auch bei Anfängern, oder bei dunkeln, verdeckten Stellen manchmal nutzbar ſeyn; im Ganzen iſt ſie verderblich. Schade um die Schönheit, die ich erſt aus hundert Vergleichungen ſchön finden ſoll: der Anblick, das innere ſchnelle Gefühl eines Bildes muß das Herz entwenden; wer

blos durch Vergleichungen, durch Parallelen Empfindungen bekömmt, dem ſchadets nicht, wenn er keine hat.

Das ſchönſte Bild eines Autors muß in den Worten, an der Stelle, das ſchönſte ſeyn, da ers ſaget, da es ſtehet: eine Blume, die in ihrem Erdreiche die natürlichſte, die ſchönſte iſt. Man wurzle ſie aus, man verpflanze ſie unter zehn andre Gattungen ihres Geſchlechts, aber nicht ihrer Art, ihres Himmelsſtrichs, ihres Bodens, und man hat ihren Platz, ihre Natur, ihre beſte Schönheit genommen. Jede Gattung der Poeſie, jeder eigenthümliche Zweck giebt auch dem Bilde Geiſt und Leben, nicht blos Colorit und Gewand: man reiße es aus ſeinem Orte, aus ſeiner Verbindung, aus ſeiner Lokalwirkung, und es iſt ein Schatten. Immer iſt's ein Verderb der Dichtkunſt geweſen, aus ihr Anthologieen zu ſammlen, und faſt immer ein kalter Gebrauch des Dichters, ihm einzelne Federn zu entrupfen, ſie mit andern zuſammen-

menzulegen: da wird, nach der alten Fabel, die weiſſeſte Schwanfeder von der ſtruppigſten Adlersfeder verzehrt.

Man wird nie das Ganze eines Dichters, eines Gedichts recht innig fühlen, recht mit ſeiner Seele verfolgen, wenn man an Stellen klebt. Mitten im Sonnenlichte wird man blind, wenn man mit einer Menge Lichter, Lampen, Fackeln, Kerzen kommt, unter dem Vorwande, daß eine Reihe ſolcher Blendwerke hinter einander doch recht ſchön laſſe.

6.

Den Alterthumsforſchern bleibe ihr Feld. Sie haben die Freude gehabt zu ſehen, wie die Alten gelebt, wie ſie gegeſſen, getrunken, gewohnt, geſchlafen, gekocht, ſich gekämmt haben u. ſ. Ueber ein einziges altes Tintenfaß hat Marterelli bekanntlich einen Folianten geſchrieben. Aber heißt das die Alten leſen?

7.

Wie ſoll man die Alten mit der Jugend leſen? — Bloße Gelehrſamkeit zerſtreut und ermüdet, alles macht ſie zu nacktem, vielleicht unnöthigen Wiſſen von Worten, Stellen und Gebräuchen; ſie wirft die Seele hin und her. Das Gemüth der Jugend will geſammlet, will auf den Kern gerichtet, will fürs Leben gebildet und geſtärkt seyn.

8.

Es iſt eine ſchwere Aufgabe, ſo viele, mannichfaltige Schriftſteller der Griechen und Römer, Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Philoſophen mit der Jugend nutzbar zu leſen: der Grundſatz indeſſen, nach welchem ſie geleſen werden müſſen, iſt außer Zweifel. Es iſt der Sinn der Alten ſelbſt, das Gefühl vom Wahren, Guten und Schönen, dieſe alle zu Einem Syſtem verbunden, in Eine Geſtalt geordnet. Man nenne dieſe Geſtalt das Anſtändige, das

ſich

ſich Geziemende, honeſtum, decorum, καλον, πρεπον, oder wie man wolle; ſie iſt ein unterſcheidender Zug der Compoſition und Denkart der Alten in ihren beſten Schriftſtellern und würdigſten Männern, auf welche das Auge der Jugend ſich vorzüglich heften müßte.

In der Compoſition der Alten nehmlich hat alles Zweck, Plan und Ordnung. Nichts ſteht am unrechten Orte, nichts iſt unnütz, müßig und unſchicklich dahin geworfen; und im Ganzen herrſcht, wo es irgend ſeyn kann, lebendige Darſtellung und Handlung. Wie in Statuen und Gebäuden die Kunſt der Alten Einfalt und Würde, Bedeutung und Anmuth zu vereinigen wußte; ſo vereinigen es die Meiſterwerke ihrer Sprache. Wer in Homer und Pindar, in Herodot, Plato, Cicero, Livius und Horaz dieſe Schicklichkeit und Congruenz der Theile zur Eurythmie des Ganzen weder zu finden, noch anſchaulich zu machen weiß, der

iſt des Geiſtes, in dem ſie arbeiteten und dachten, nicht inne geworden.

Aber das Anſtändige der Alten erſtreckt ſich weiter, indem Charakter, Sitten, Grundſätze und Meinungen nicht etwa nur zu ſchildern, ſondern darzuſtellen und zu verknüpfen der Zweck ihrer erleſenſten Werke war. Die Tugend iſt ein καλον, ein Anſtändiges und Vortreffliches, das mit Liebe geſucht werden will, und nur durch unabläßige Uebung erlangt wird. Ihre beſten Schriftſteller jeglicher Art zeigen darauf als auf das Zünglein der Waage menſchlicher Handlungen, und den edelſten Kampfpreis des menſchlichen Lebens. Licht und Schatten ſtellen ſie dar; ſie contraſtiren und gruppiren Geſtalten, Sinnesarten und Meinungen ohne jene neuere überſpannende Heuchelei, die im Grunde jede Anwendung verwirret und zuletzt die ganze Sittlichkeit aufhebt. Haben wir das Gefühl des Anſtändigen, des Großen, Schönen, Anmuthigen und Edlen verloren,

was hält uns zurück, daß wir nicht ärger als Thiere werden? Verächtlicher ſind wir gewiß. Dieß Gefühl moraliſcher Schicklichkeit, Würde und Grazie durch Leſung der Alten in uns zu wecken und zu erhalten, iſt um ſo nöthiger, da in der gegenwärtigen Welt eine Convenienz in niederträchtigen, frechen Meinungen, die für Grundſätze gelten, und in offnem Gebrauche ſind, daſſelbe ganz zu erſticken drohen. —

Hier alſo liegt meines Erachtens die Regel; ſie iſt eine logiſche, poetiſche, ethiſche Regel. Barbaren kennen ſie nicht; losgebundene Willkühr verachtet ſie, zerſtreuende Gelehrſamkeit geht vorüber. Wer ſie fand, wer in ſeiner Jugend nach ihr gebildet wurde, der kann ſie nicht vergeſſen; ſie hat ſich ſeinem Gemüthe eingedrückt, als das Herz ſeines Herzens, als die Seele ſeiner Seele. Id facere laus eſt, quod decet, non quod licet. Quod decet honeſtum eſt, et quod honeſtum eſt decet.

9. Wahre

9.

Wahre Kenner der Alten hat es immer nur wenige gegeben! Die Kritik der Sylben und Worte iſt eine unentbehrliche, nützliche Kunſt; ſie erfordert Genie, Tact, und vor andern viel Kenntniß, Fleiß und Uebung; daß ſie aber die wahre Kenntniß der Alten nicht ſey, iſt ſonnenklar. Kritiker, wie Rhunken an Hemſterhuis ſchildert, ſind ſelten; auch von denen, die die Alten mit Genie leſen, wählt Jeder ſich gern ſeinen Alten, den er über alle hinausſetzt, nach welchem er dann auch mit Fehlern und Schwächen ſeine Denkart präget. Eine Reihe von Beiſpielen wäre anzuführen, aus welchen erhellen würde, wie ſelten wir in den Alten ſie ſelbſt, wie noch ſeltner wir in ihnen ihr Höchſtes, das καλον κ'αγαθον der Griechen- und Römerwelt, ihre Regel des Geſchmacks im Wahren, Guten und Schönen ſtudiren. Am öfterſten ſchauen wir ſie wie Narciſſe an, denken daran, was wir über ſie zu ſagen haben,

und bewundern unſre Geſtalt in dem flüſſigen Spiegel der alten heiligen Quelle. Statt an ihnen gehen zu lernen, verlieren manche durch ſie den geſunden Gebrauch ihrer Glieder.

10.

Wer die Alten, ohne die Natur zu kennen, ſtudiert, lieſet Noten ohne Text. Wer kein Fell überm Auge hat, für den hat Homer keine Decke; wer aber den hellen Tag noch nie geſehen, an dem werden weder Didymus noch Euſtathius Wunder thun. Der Zorn benimmt mir alle Ueberlegung, wenn ich daran gedenke, wie es möglich iſt, daß junge Leute in die alte Fee, Gelehrſamkeit, ohne Zähne und Haare (etwa falſche), verliebt ſeyn können.

11.

Der Geiſt, den wir aus den Schriften der Alten ziehen ſollen, iſt geſunder Verſtand und ein geſundes Herz, die wahre Philoſophie und Richtung des Lebens, bona mens

und

und Humanität: die Einführung dieſer Gottheiten iſt alſo für uns und unſre Nachkommen ein Werk von fortdaurender, wachſender Wirkung. — Immer wird mir wohl, wenn ich auch in unſern Zeiten einen reinen Nachklang der Weisheit griechiſcher und römiſcher Muſen höre. Eine Ausgabe, eine Ueberſetzung, eine wahre Erläuterung dieſes oder jenes Dichters, Philoſophen und Geſchichtſchreibers halte ich für ein Bruchſtück des großen Gebäudes der Bildung unſres Geſchlechts für unſre und die künftigen Zeiten.

12.

Jung und Alt in beiden Geſchlechtern, wenn es die Schriften der Alten in ihrem Geiſte lieſet, kann nicht anders, als zur Humanität bearbeitet werden. Die barbariſche Rinde des Herkommens, die uns von außen angeſetzt iſt, muß einigermaaßen gebrochen werden, wenn wir andre Menſchen zu einer andern äußerſt verderbten Zeit männlicher denken, würdiger ſprechen hören.

13

Iſt alles, was uns Umriß lehret, was unſrer Natur die ihr angemeßnen Schranken zeigt, und ſie auf wirklichen Begriff, auf Wahrheit und Empfindung zurückführt, ein göttliches Geſchenk; wie ſehr thut dieß, recht verſtanden und angewandt, die Poeſie, die Kritik, die Philoſophie, die Denkart der Alten. Dieſe z. B. weiß nichts von jener Höflichkeit eines übertreibenden, falſchen Witzes, der Galanterie und Courtoiſie ſeyn ſoll; am Hofe der griechiſchen und römiſchen Muſen hatte dieſe Kunſt keinen Werth. Sie weiß nichts von jenem leeren Pomp, der dem Helden und Gott den Menſchen auszieht; die heroiſche Poeſie der Alten iſt menſchlich.

14.

Wiſſet ihr, was das καλον der Alten in ſich begreift? Nicht den falſchen Anſchein der Dinge, mit welchen wir tändeln. Ihnen

iſt's

iſt's der höchſte Begriff der Harmonie, des Anſtandes, der Würde, die auch höchſte Pflicht iſt, mit dem ſüßeſten Reiz verbunden. Weder die Nutzbarkeit der Handlung ſchließt dieſer Begriff aus (eine ganz unnütze Handlung iſt nie ſchön), noch weniger Pflicht, ſchwere Pflicht; vielmehr iſt dieſe Schönheit des Menſchen und im Menſchen nichts als reiner Charakter. Ohne Rückblick auf Lohn und Bequemlichkeit fodert ſie dieſen als Menſchencharakter, als Ziel und Genuß eines würdigen Menſchenlebens.

15.

Was iſt's, was die Seele regt, als Liebe? und was erweckt Liebe? Im Himmel und auf Erden nichts anders, als das καλον im Sinn der Griechen; das Vortreffliche, das uns als unſere Beſtimmung innig anſpricht, und ruft und fordert, das pulchrum, honeſtum, decens, decorum; unſer Ein und All, die Summe des Schönen.

16.

Die Griechen hatten das Wort Humanität nicht, aber ſeit Orpheus ſie durch den Klang ſeiner Leier aus Thieren zu Menſchen gemacht hatte, war der Begriff dieſes Worts die Kunſt ihrer Muſen. Ich bin weit entfernt, die Griechiſchen Sitten und Verfaſſungen zu jeder Zeit und allenthalben als Muſter zu preiſen; aber das kann mind'ſtens nicht geleugnet werden, daß das

emollit mores nec ſinit eſſe feros

mittelbar oder unmittelbar der Endzweck geweſen, auf den ihre edelſten Dichter, Geſetzgeber und Weiſe wirkten. Von Homer bis auf Plutarch und Longin herab iſt ihren beſten Schriften bei einer großen Beſtimmtheit der Begriffe eine ſo reizende Cultur der Seele eingeprägt, daß, wie ſich an ihnen die Römer bildeten, ſie auch uns kaum ungebildet laſſen mögen.

17.

17.

Wie ſchwer wird's dem feurigſten Kopfe, ſich innerhalb der Grenzen zu halten, in denen das Wahre, Gute und Schöne Eins iſt und eben auf dieſe, die Einzige Weiſe, in Form und Inhalt, dadurch was man ſagt, und wie man es ſagt, ewig zu werden. Ihm alſo ſowohl, als denen, für die er arbeitet, iſt Lehre nöthig, eine Diſciplin, die uns für andre, andre für uns zubereite, beide vor Ausſchweifungen ſichere, und dem arbeitenden Genius leere Verſuche, von denen er mit Reue zurückkommen mußte, erſpare. Oft iſt das Genie ein Edelſtein, der tief im Schacht liegt, in einer harten Rinde begraben; die Rinde muß geſprengt, der Edelſtein von der Hand des Künſtlers bearbeitet werden u. ſ. f. Wem gab nun die Natur das eigentliche Kunſttalent in größerm Maaße, als den Griechen? Auf der ganzen Erde keinem Volke, wie ihnen. Gleichſam vom Inſtinct geleitet, erfanden ſie jeder Ge-

ſtalt und Wiſſenſchaft Maas, Ziel und Umriß. Nicht nur das Zuviele, das Ungehörige ſonderten ſie ab, ſondern auch dem Bleibenden, der Geſtalt ſelbſt, gaben ſie Fülle, Leben und Anmuth.

18.

Aufmunterung, Ordnung, Verbeſſerung iſt der einzige Zweck des Studiums des klaſſiſchen Alterthums; Kräfte ſollen durch daſſelbe geweckt, aber nicht gegeben werden; ſeine Werke ſollen Vorbilder ſeyn, keine Schöpfer. Da indeſſen im Reiche der Gedanken von Aufmunterung, zumal durch thätige Vorbilder, von Ordnung und Erziehung viel abhängt: ſo iſt die Herrſchaft, die jeder Verſtändige den Alten freiwillig einräumt, zwar keine Monarchie, aber ein Rath der Beſſern zum Beſten.

19.

Viele Oden des Horaz, noch mehr aber ſeine Sermonen und ſogenannten Satyren

ren ſind feine Bearbeitungen der Menſchheit; ſie alle haben, wenigſtens mittelbar, zum Zweck, einen Umriß in das rohe Gebilde des Lebens zu bringen, die Ideen und Sitten jener Perſon, dieſer Stände nach dem Richtmaas des Wahren und Guten, des Anſtändigen und Schönen zu ordnen. Perſius, Juvenal, Lukan wirken dahin, jeder nach ſeiner Weiſe; vor allen aber bezeichnet Virgil, wo er kann, ſeine Geſänge mit einem zarten Druck der Menſchenliebe. Unmöglich iſts, daß ein Mann oder Jüngling, dem das Innere dieſer Heiligthümer aufgeſchloſſen wird, ſein Inneres nicht durchdrungen und zu einer Form gebildet fühlte, die ihm vielleicht wenige neuere Schriften gewähren. Es iſt, als ob jenen großen Autoren die Menſchheit reiner vorſtand, oder als ob ſie mehr Kraft gehabt hätten, auch unter allen Unarten der Zeit, ihre wahre Geſtalt lebhafter anzuerkennen, ſtärker und reiner zu ſchildern, wozu denn nebſt vielen andern,

auch ihre Sprache und der Begriff beitrug, den ſie ſich von Poeſie machten.

Doch nicht bei Poeſie allein blieb dieſe Bildung ſtehen; trotz alles Harten und Drückenden zeigt ſie ſich auch in der römiſchen Geſchichte. Man leſe im Cornelius den Attikus, im Salluſt Catilina's, im Tacitus Agrikola's Leben, vor allen aber den letzten, den wegen ſeiner dunkeln Härte ſo berüchtigten Tacitus; und man müßte ein entſchiedner Barbar ſeyn, wenn man in ihnen die tiefen Züge ächter Humanität nicht bemerkte. Tacitus beſchreibt die gräuelvollſten Zeiten, die laſterhafteſten Charaktere; er deckt einen Abgrund von Sitten und einer Regierungsform auf, vor dem man ſchaudert; zeige man in ihm aber ein einziges Gemählde ſolcher Unthaten und verderbten Seelen, das er nicht in das Licht geſtellt hätte, dahin es gehört! Livia, Tiber, Sejan, Caligula, Claudius, und wie die Unmenſchen weiter heißen; gegentheils jede unterdrückte

Sproſſe

Sproſſe des Guten, die ſich auf dieſem ab- ſcheulichen Boden zeigte, alle ſind von ihm, wenn auch nur mit Einem Worte, in Einem Zuge, dem unpartheiiſchen Mit- oder Ge- gengefühl nahe gebracht; ſie ſtehen auf ewig in der Claſſe menſchlicher, halb- und unmenſchlicher Weſen, wo ſie ſtehen ſoll- ten. Wer uns eine Ueberſetzung dieſes Ge- ſchichtſchreibers ganz in ſeinen Umriſſen, in ſeiner Phyſiognomie gäbe, würde auch für unſre Zeiten den Sinn der Menſchheit tau- ſendfach erwecken und bilden.

20.

Alles, was den Geſchmack der Alten un- ter uns befördert, ſey uns werth, Ausga- ben, Ueberſetzungen, Commentare, Nach- ahmungen: unter dieſen Nachahmungen auch die neuere lateiniſche Poeſie zu nennen, ſcheue ich mich nicht. Sie hat viel Gutes gewirkt. Latein ſagte man, was man in der Landesſprache nicht ſagen konnte, oder

ſtalt und Wiſſenſchaft Maas, Ziel und Umriß. Nicht nur das Zuviele, das Ungehörige ſonderten ſie ab, ſondern auch dem Bleibenden, der Geſtalt ſelbſt, gaben ſie Fülle, Leben und Anmuth.

18.

Aufmunterung, Ordnung, Verbeſſerung iſt der einzige Zweck des Studiums des klaſſiſchen Alterthums; Kräfte ſollen durch daſſelbe geweckt, aber nicht gegeben werden; ſeine Werke ſollen Vorbilder ſeyn, keine Schöpfer. Da indeſſen im Reiche der Gedanken von Aufmunterung, zumal durch thätige Vorbilder, von Ordnung und Erziehung viel abhängt: ſo iſt die Herrſchaft, die jeder Verſtändige den Alten freiwillig einräumt, zwar keine Monarchie, aber ein Rath der Beſſern zum Beſten.

19.

Viele Oden des Horaz, noch mehr aber ſeine Sermonen und ſogenannten Satyren

ren ſind feine Bearbeitungen der Menſchheit; ſie alle haben, wenigſtens mittelbar, zum Zweck, einen Umriß in das rohe Gebilde des Lebens zu bringen, die Ideen und Sitten jener Perſon, dieſer Stände nach dem Richtmaas des Wahren und Guten, des Anſtändigen und Schönen zu ordnen. Perſius, Juvenal, Lukan wirken dahin, jeder nach ſeiner Weiſe; vor allen aber bezeichnet Virgil, wo er kann, ſeine Geſänge mit einem zarten Druck der Menſchenliebe. Unmöglich iſts, daß ein Mann oder Jüngling, dem das Innere dieſer Heiligthümer aufgeſchloſſen wird, ſein Inneres nicht durchdrungen und zu einer Form gebildet fühlte, die ihm vielleicht wenige neuere Schriften gewähren. Es iſt, als ob jenen großen Autoren die Menſchheit reiner vorſtand, oder als ob ſie mehr Kraft gehabt hätten, auch unter allen Unarten der Zeit, ihre wahre Geſtalt lebhafter anzuerkennen, ſtärker und reiner zu ſchildern, wozu denn nebſt vielen andern,

auch ihre Sprache und der Begriff beitrug, den ſie ſich von Poeſie machten.

Doch nicht bei Poeſie allein blieb dieſe Bildung ſtehen; trotz alles Harten und Drückenden zeigt ſie ſich auch in der römiſchen Geſchichte. Man leſe im Cornelius den Attikus, im Salluſt Catilina's, im Tacitus Agrikola's Leben, vor allen aber den letzten, den wegen ſeiner dunkeln Härte ſo berüchtigten Tacitus; und man müßte ein entſchiedner Barbar ſeyn, wenn man in ihnen die tiefen Züge ächter Humanität nicht bemerkte. Tacitus beſchreibt die gräuelvollſten Zeiten, die laſterhafteſten Charaktere; er deckt einen Abgrund von Sitten und einer Regierungsform auf, vor dem man ſchaudert; zeige man in ihm aber ein einziges Gemählde ſolcher Unthaten und verderbten Seelen, das er nicht in das Licht geſtellt hätte, dahin es gehört! Livia, Tiber, Sejan, Caligula, Claudius, und wie die Unmenſchen weiter heißen; gegentheils jede unterdrückte

Sproſſe

Sproſſe des Guten, die ſich auf dieſem abſcheulichen Boden zeigte, alle ſind von ihm, wenn auch nur mit Einem Worte, in Einem Zuge, dem unpartheiiſchen Mit- oder Gegengefühl nahe gebracht; ſie ſtehen auf ewig in der Claſſe menſchlicher, halb- und unmenſchlicher Weſen, wo ſie ſtehen ſollten. Wer uns eine Ueberſetzung dieſes Geſchichtſchreibers ganz in ſeinen Umriſſen, in ſeiner Phyſiognomie gäbe, würde auch für unſre Zeiten den Sinn der Menſchheit tauſendfach erwecken und bilden.

20.

Alles, was den Geſchmack der Alten unter uns befördert, ſey uns werth, Ausgaben, Ueberſetzungen, Commentare, Nachahmungen: unter dieſen Nachahmungen auch die neuere lateiniſche Poeſie zu nennen, ſcheue ich mich nicht. Sie hat viel Gutes gewirkt. Latein ſagte man, was man in der Landesſprache nicht ſagen konnte, oder

durfte;

durfte; nachahmend ſprach man gleichſam den Alten nach, und ſagte ihnen ſeine Lection auf; man freuete ſich, daß man ſie aus ihnen gelernt und ungefährdet auſſagen konnte. Ueber die Vorurtheile ſeiner Zeit, ſeines Ordens, Volks und Standes hob mancher ſich, ohne daß ers wußte, auf Schwingen irgend eines alten Dichters empor; oder wenn er hierzu nicht Kraft genug hatte, kam er doch nachahmend dem Geſchmack und beſſern Verſtändniß des Dichters, in deſſen Weiſe er ſchrieb, näher, und ward, auch nachlallend, mit ihm vertrauter. — Die Vortrefflichen, die der Sprache und Poeſie ihrer Nation eine beſſere Geſtalt gaben, hatten dieſe meiſtens im Lateiniſchen zuerſt verſucht, wie außer den Italiänern, Petrarka, Sannazar, Vida u. ſ. die Beiſpiele Miltons, Cowley's, Grotius, Heinſius, Opitz u. ſ. zeigen. Faſt alle Reformatoren Erasmus, Luther, Zwingli, Melanchthon, Camerarius, Beza u. ſ., waren Liebhaber der Alten, Liebhaber der grie-

chiſchen

chiſchen und lateiniſchen Dichtkunſt. Die gebildetſten Staatsmänner, wie Thomas Morus, de Thou, Hopital u. ſ. Botſchafter, Päbſte, Cardinäle waren lateiniſche Dichter. — Auch alle ächte Kritik und Philoſophie der Neuern iſt nur eine palingeniſirte Pflanze der Alten: Erasmus, Grotius, Heinſius, Boileau, Gravina, der edle Shaftesburi, und die wenigen ſonſt, die ins Herz der Kritik drangen, hatten ihre Weisheit von den Alten. Mit der griechiſchen und römiſchen Kritik (denn eine ſpaniſche, deutſche, irländiſche Kritik gibt es nicht) fängt die Cultur aller europäiſchen Landesſprachen in Poeſie und Proſa, ja durchaus das Beſtreben nach einem beſſern Geſchmack in ganz Europa an.

21.

Wenn in ſpätern Zeiten bei irgend einem Schriftſteller, er ſey Geſchäftsmann, Arzt, Theolog oder Rechtslehrer eine feinere, ich

möchte

möchte ſagen claſſiſche Bildung ſich äußerte, ſo war dieſe meiſtens auch auf claſſiſchen Boden, in der Schule der Griechen und Römer erworben, und der Sprößling ihres Geiſtes. Wie die griechiſche Kunſt unübertroffen, und in Abſicht der Reinheit ihrer Umriſſe, des Großen, Schönen und Edlen ihrer Geſtalten, allen Zeiten das Muſter geblieben; faſt alſo iſts auch, Weniges ausgenommen, mit den Vorſtellungsarten des menſchlichen Geiſtes. Was wir kraus ſagen und verwickelt denken, geben ſie hell und rein an den Tag; ein kleiner Satz, eine ſchlechtvorgetragene Erfahrung enthält bei ihnen, wenn mans zu finden weiß, oft mehr, als unſre verworrenſten Deductionen, die Probleme, die die neuere Staatskunſt verwickelt vorträgt, ſind in der griechiſchen Geſchichte hell und klar aus einander geſetzt, und durch Erfahrung längſt entſchieden. Die Kritik des Geſchmacks endlich, ja die reinſte Philoſophie des Lebens, woher ſtammen ſie als von den Griechen? In den

ſchönſten Seelen dieſer Nation bildeten ſie ſich; hie und da hat ſich ihr Geiſt ſchweſterlichen Seelen mitgetheilt. So lange uns alſo die Griechen nicht geraubt werden, wird auch wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden.

22.

Die Alten nachzuahmen, damit ſie nachgeahmt würden, und weil ſie nachzuahmen, doch ſchön ſey, iſt ein zu kalter, bebender Zweck. Sich von einem freigebigen Kenner der Kunſt belohnen zu laſſen, noch ein kälterer. Mit den Alten zu wetteifern, ja ſie neben ihren Werken zu übertreffen, das will mehr ſagen; wird aber von den Wenigſten geſucht.

23.

Wenn ich einen Künſtlerknaben Jahrelang am Werkzeug ſchnitzeln lehre, daß er die Natur ſelbſt nie einmal zu Geſichte bekömmt: ſo iſt er ſtatt eines Bildhauers der

ärgſte Tagedieb geworden, und hat dazu ſein Werkzeug zerſchnitzelt und auf immer verderbt. So gehts den Schulmeiſtern und Phraſesdrechslern bei Cicero und Homer. Nicht bloß, daß ſie keine Homere und Cicerone bilden (dazu gehörte noch ſehr viel); ihre armen Gefangenen haben den Cicero und Homer ſelbſt nie geſehen, ja ſich an ihnen verekelt, um ſie ewig nicht ſehen zu wollen. Motten haben ſie alſo gebildet, den Homer und Cicero etwa in Phraſes zu zernagen; ſie haben Buben gebildet, die ſtatt zu malen, die Farbe vom Gemälde kratzen, oder die Paniere des guten Geſchmacks zu Stangen brauchen, womit ſie Vogelneſter ſtören. Mitten unter Schönheiten der Alten wird ſodann das Gefühl für die Schönheit verhärtet, und der Geſchmack mit Gewalt gezwungen, daß er ſich verwahrloſe, und nach elenden, kindiſchen, unſinnigen Zwecken laufe.

Die Gegenarznei, die dieſem heilloſen Ungeſchmack entgegenwirken ſoll, hat Alles

noch

noch mehr verderbet. Realien ſolltens ſeyn, womit die Jugend, als ein Kornboden überſchüttet würde; und denn freilich kann ſie nie ein blühender Pflanzgarten werden. Schon Bako hat geklagt, wie aus der Wiſſenſchaft nichts werden könne, wenn man in ihr nur immer das Nützliche, unmittelbar jetzt Nützliche ſuche; und wenn dieß bei der Erziehung ſelbſt geſchieht, ſo verliert dadurch ein ganzes menſchliches Leben. Nicht Was, ſondern Wie es die Jugend lerne, iſt das Hauptſtück der Erziehung, Geſchmack d. i. Ordnung, Maaß, Harmonie aller Kräfte iſt die Leier Amphions oder Orpheus, nach der ſich Steine zum ganzen Baue beleben. Wer, unter welchen Vorwänden es ſey, der Jugend die Werke der Alten aus den Händen bringt (was er ihnen dafür auch von ſeinen Sächelchen in die Hand gebe, Encyklopädie, Lehrbuch, Regel, Realie), er kann den Schaden mit Nichts erſetzen. Das war Julians

lians Kunſtſtück, wodurch er ſeinen Feinden die tiefſte Wunde ſchlagen wollte.

„Aber Genie! das Genie wird ſich von ſelbſt bilden; oder der Geſchmack und die Werke der Alten können es gar verderben!“ Ein böſer Dämon hat dieſen Grundſatz erfunden, der die häßlichſte Lüge iſt. Ein Genie, das der Geſchmack verderben kann — fahre es hin! Gut, daß es ſelbſt verdirbt, ſtatt es andre mit verderbe. Wer nach rechtſchaffener Leſung der Alten (nicht wie ſie freilich meiſtens geleſen werden) ſchlimmer iſt, als er war, der ſey ſchlimmer! An ihm iſt nichts verdorben.

24.

Wenn unter dem Text eines alten Autors ſich in den Noten oft über Nichts ein ſchreckliches Gezänk erhebt: ſo laſſet uns vom blutigen Spiel dieſer Gladiatoren, die ſich zu Ehren des Verſtorbenen neben ſeinem Grabe

würgen, hinwegſehn, und ſie für das halten, was ſie ſind, Sklaven. Die Worte des Autors werden uns werther, wenn wir uns über die Waſſer der Sündfluth, die unten den Text überſchwemmt hat, zum Gipfel empor heben, und da den friedlichen Oelzweig finden.

25.

Wie kommt's, daß die Wortkritiker und Alterthumsgelehrte gewöhnlich die gröbſten Schriftſteller ſind? Daß ſie es ſeyen, haben ſie, mit wenigen Ausnahmen, von Zeiten der Griechen her erwieſen; auch das verfloſſene Jahrhundert hindurch haben ſich viele, dieß Privilegium nicht untergehen zu laſſen, äußerſt bemüht. Wirkt dieß etwa der gebildete Geiſt der Alten? — Schwerlich: denn den kannten, den ſuchten ſie nicht. Im ewigen Kriege mit Wörtern und Wörterformen wurden ſie barbariſch.

26.

Eine Fechtſchule iſt nie der rechte Ort, einen Dichter zu leſen, mit ganzer Seele zu fühlen, und gleichſam mit neuer Heiterkeit der Seele zu eläutern. Die Exegeten des heiligſten Buchs haben von dieſer Wahrheit zu betrübte Beiſpiele gegeben. Wenn Einer ſagt: dieß Wort iſt barbariſch, unpoetiſch u. ſ. w., und ein andrer ſich wieder befleißt, die Latinität, die Poeſie des Worts zu erhärten; wie leicht iſt da die Ausſchweifung auf die entgegengeſetzten Seiten, einander zum Poſſen mehr oder weniger Nachdruck darin zu finden, als darin liegt, als der Dichter hineinlegen wollte. — So hat es allemal die jugendliche Einbildungskraft der Ausleger gemacht, daß ſie nur gar zu oft, bei ihrem einzelnen Nachdrucke, den Nachdruck, den Ton des Ganzen ſchwächten, es mochte nun dieß Ganze die Bibel, oder ein Poet ſeyn.

27.

Unſer Jahrhundert mag in allem, was Gelehrſamkeit heißt, ſo hoch gekommen ſeyn, als es will und iſt; ſo iſts doch in allem, was zur poetiſchen Beurtheilung eines edlen Dichters gehört, nicht höher; ja ich behaupte, daß es hierin dem Jahrhunderte ſeiner Zeitgenoſſen weit hinten nach ſey. So ſind wir z. B. nicht nur nicht höher hinauf, wir ſind gewiſſermaßen aus der Welt hinaus gerückt, in der Homer ſchilderte, dichtete und ſang.

Homers Sprache iſt nicht die unſre. Er ſang, da dieſelbe noch blos in dem Munde der artikulirt ſprechenden Menſchen, wie er ſie nennet, lebte, noch keine Bücher, noch keine grammatiſche, und am wenigſten eine wiſſenſchaftliche Sprache war. Er bequemte ſich alſo den Artikulationen der Zunge ſeiner Menſchen, den Beugungen, und dem Wortgebrauche der lebenden Welt, in aller Unſchuld und Einfalt ſeines Zeitalters. Wer kann ihn nun hören, als ob er ſpräche?

Tauſend Wörter haben ihren Sinn allmählig umwandeln, oder ſich in ihrem Gebrauche ſeitwärts biegen und verfeinern müſſen. Müſſen, ohne daß es Jemand wollte, und bemerkte: denn der Geiſt der Zeit veränderte ſich. Man behielt immer das Wort, man glaubte auch immer denſelben Begriff zu haben; denn in der gemeinen Sprache des Umgangs wechſelt man klare und nicht deutliche Ideen: und doch ſo, wie ſich Lebensart, und der Geiſt des Jahrhunderts änderte, ſo hatte ſich auch der inwohnende Geiſt vieler Wörter verändert. —

Wenn die todte, die körperliche Natur, die Homer malet, ſich ſeit ihm ſchon ſehr verändert hat, wie viel mehr die Natur der Menſchen, die Manier der Charaktere, die Nüancen, in denen ſich Leidenſchaften äußern! Eine griechiſche Seele war gewiß von andrer Geſtalt und Bauart, als eine Seele, die unſre Zeit bildet. Wie verſchieden die Eindrücke der Erziehung, die Triebfedern des Staats, die Begriffe der Religion, die Einrich-

richtung des Lebens, der Anſtrich des Umgangs! Wie verſchieden alſo das Urtheil über die Würde der Menſchheit, über die Beſchaffenheit des Patrioten, über die Natur der Götter, über die Erlaubniſſe des Vergnügens, über Anſtand und Zucht — wie verſchieden damals und jetzt! Wer die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes in allen Zwiſchenzeiten zwiſchen Homer und uns kennet, wer den Umwandlungen und Vermiſchungen der Begriffe von menſchlicher Natur, Religion, Gelehrſamkeit, bürgerlichem Intereſſe, Sittſamkeit und Wohlſtande in allen dieſen Zeiten nachgeſpürt, wer Augen hat, um den Ort zu ſehen, auf welchen ihn die zuſammengeſetzten Kräfte ſo vieler Zwiſchenjahrhunderte geworfen haben, der wird in allem, was Charakter einer Menſchenſeele iſt, ungemein rückhaltend ſeyn. Er wird Homer den Schöpfer menſchlicher Charaktere ſtudieren; er wird in den Zeiten deſſelben nach der damaligen Geſtalt dieſer ſo wichtigen Begriffe forſchen: aber, wie ein Areopagit im Finſtern urtheilen? Kaum!

28.

Nur der kann das Ganze eines Gedichts beurtheilen, der die ganze Reihe der Empfindungen, die in unſrer Seele die Länge eines Gedichts herab abwechſeln, ſich auf einmal anſchauend machen könnte. Da dieß aber unmöglich iſt; ſo ſchwimme ich ſanft den Strom hinab, und folge dem Dichter, der Ein Gefühl nach dem andern in mir aufruft, Jedes mit dem andern verſchmelzt, und die Mißklänge in einander auflöſet: ſo wird der harmoniſche Einklang des Ganzen.

29.

Wenn man einen lyriſchen Dichter lieſet, oder leſen will, deſſen Muſe im rythmiſchen Tanze ſchwebt, ſo muß man ſich zuerſt deſſen Sylbenmaaße zu eigen machen, um an der Bewegung in ihnen Freude zu ſchöpfen. Ehe das geſchehen iſt, ſieht man nur zerſtückte Gliedmaaßen der Dichters, nicht aber den rythmiſchen Tanz ſeiner Muſe. In Horaz iſt jede Wendung, jedes leichte Inhalten,

Auf-

Auf- und Niederſchweben, jeder ſtärkere und leiſere Tritt, Grazie und Anmuth.

Von Grazie und Anmuth zu ſchreiben, wie ſchwer iſt das! Man fühlt, man genieſst die Anmuth; die Grazie ſpricht zu uns in Formen und Zügen, in Bewegung, Worten, Gebehrden, ſeelenvoll, herzlich; wer mag, wer will aber den Tanz dieſer Bewegungen feſthalten, das Spiel dieſer Züge zerſchneiden? Wer mag den Geiſt ſichtbar machen, der, in die Anmuthreiche Geſtalt gegoſſen, in Wort und Gebehrde, unmittelbar gleichſam uns zuſpricht? Man ſtudiere lieber den Dichter, ſo wird ſich dieſer freundliche Geiſt offenbaren.

30.

So leicht unſre Handwerksrecenſenten es halten, über Ueberſetzer hoch einher zu fahren, und ihnen Sprachfehler zu zeigen: ſo halte ichs für die feinſte Kritik, genau den Mittelſtrich zeigen zu können, wie ein Ueber-

Ueberſetzer ſeinen beiden Sprachen nicht auf ein Haar zu nahe treten müſſe, der, aus welcher und in welche er überſetzt. Eine zu laxe Ueberſetzung, die unſre Kunſtrichter gemeiniglich frei und ungezwungen nennen, ſündigt wider beide: der einen thut ſie kein Genüge, der andern erweckt ſie keine Früchte. Eine zu ſehr anpaſſende Ueberſetzung, die leichte muntere Seelen ſklaviſch ſchelten, iſt weit ſchwerer; ſie eifert für beide Sprachen, und wird ſelten ſo geſchätzt, als ſie es verdient. Da ein ſolcher Autor überall verſuchen, anpaſſen, wagen muß: ſo erbeutet er von unſern Cenſoren mit hohen Augenbran, daß ſie ihn über drei mißrathene Verſuche verſchreien, alles Gewagte in ihm für Sprachfehler nehmen, und den Proben eines Künſtlers, wie Lehrlingsſtücken eines Schülers begegnen. So gieng es Abboten mit ſeinem Salluſt. Wenn ſich ein munterer Jüngling für ſein Vaterland wagt, ſo wünſche ich ihm einen alten Verſtändigen

zur Seite: nur daß dieſer nicht vorgehe! Und hat ſich ja jener zu weit verirrt, ſo führe ihn ein Genius, wie ein unſichtbarer Menſchenfreund, wieder zu den Seinen.

31.

Homer, Aeſchylus und Sophokles ſchufen einer ſingenden Sprache, die noch keine ausgebildete Proſe hatte, ihre Schönheiten an; ihre Ueberſetzer pflanzen dieſe Schönheiten in eine Sprache, die auch ſelbſt im Sylbenmaaß — ſelbſt im Hexameter ſprechende Proſe bleibt, daß ſie ſo wenig als möglich verlieren. Jene kleideten Gedanken in Worte, und Empfindungen in Bilder; der Ueberſetzer muß ſelbſt ein ſchöpferiſches Genie ſeyn, wenn er hier ſeinem Original und ſeiner Sprache ein Genüge thun will. Ein deutſcher Homer, Aeſchylus, Sophokles, der im Deutſchen eben ſo klaſſiſch iſt, als jene in ihrer Sprache, errichtet ein Denkmal, das weder einem Klein, noch Schulmeiſter ins Auge fällt, das aber durch ſeine ſtille

Größe und einfältige Pracht das Auge des Weiſen feſſelt, und die Aufſchrift verdienet: Der Nachwelt und Ewigkeit heilig! Ein ſolcher Ueberſetzer iſt unſtreitig viel Köpfe größer, als ein anderer, der aus einer nähern Zeit, aus einer verwandten Sprache, aus einem Volke, das mit uns einerlei Denkart und Genie hat, ein Werk überſetzt, das im leichteſten poetiſchen Ton, didaktiſch, geſchrieben iſt, und das demohngeachtet doch in der Ueberſetzung ſein beſtes Colorit verliert, ſollte dieſer Ueberſetzer auch Ebert ſelbſt ſeyn. Sein Young hätte im Deutſchen, zu unſerer Zeit, nach unſern Sitten und Religion, immer ſeine Nächte ſchreiben können: aber jene Werke in unſerer Sprache? in unſerer Zeit? bei unſern Sitten? — Niemals! So wenig als wir Deutſchen je einen Homer bekommen werden, der das in allen Stücken für uns ſey, was jener für die Griechen war. — So Herder im J. 1768.

II.

Ideen
zur Philoſophie
der
Geſchichte Griechenlands.

I. Grie-

I.

Griechenlands Lage und Bevölkerung.

Das dreifache Griechenland 1) iſt ein Meerumgebenes Buſen- und Küſtenland oder gar ein Sund von Inſeln. Es liegt in einer Weltgegend, in der es aus mehreren Erdſtrichen nicht nur Bewohner, 2) ſondern auch gar bald Keime der Cultur empfangen konnte; ſeine Lage alſo und der Charakter des Volks, 3) der ſich durch frühe Unternehmungen und Revolutionen dieſer Gegend gemäß bildete, brachte gar bald eine innere Circulation der Ideen, und eine äußere Wirkſamkeit zuwege, die den Nationen des großen veſten Welttheils von der Natur verſagt war. Endlich

die Zeit, in welche die Cultur Griechenlands traf, die Stufe der Bildung, auf der damals nicht nur die umherwohnenden Völker ſtanden, ſondern der geſammte Menſchengeiſt lebte; 4) alles dies trug dazu bey, die Griechen zu dem Volk zu machen, das ſie einſt waren, jetzt nicht mehr ſind und nie mehr ſeyn werden.

Ein eingeſchränktes Volk, das fern von der Seeküſte, und dem Umgange andrer Nationen zwiſchen Bergen wohnet, ein Volk, das ſeine Aufklärung nur von Einem Ort her erhielt und je früher es dieſe annahm, dieſelbe durch eherne Geſetze um ſo veſter machte; eine ſolche Nation mag viele Eigenheit an Charakter erhalten und ſich lange darin bewahren; es fehlt aber viel, daß dieſer beſchränkte Idiotismus ihr jene nützliche Vielſeitigkeit gebe, die nur durch thätige Concurrenz mit andern Nationen erlangt werden konnte. Beiſpiele davon ſind nebſt Aegypten alle aſiatiſchen Länder.

Betrachten wir hingegen die Geſchichte der Inſeln und Sundländer, wie und wo ſie auch in der Welt liegen: ſo finden wir, daß je glücklicher ihre Bepflanzung, je leichter und vielfacher der Kreislauf von Thätigkeit war, der auf ihnen in Gang geſetzt werden konnte, endlich in je eine vortheilhaftere Zeit oder Weltlage die Rolle ihrer Wirkſamkeit fiel; deſto mehr haben ſich auch ſolche Inſeln- oder Küſtenbewohner vor den Geſchöpfen des ebnen Landes ausgezeichnet. Troß aller angebohrnen Gaben und erworbnen Geſchicklichkeiten blieb auf dieſem der Hirt ein Hirt, der Jäger ein Jäger; ſelbſt der Ackermann und Künſtler waren, wie Pflanzen, an einen engen Boden befeſtigt. Man vergleiche England mit Deutſchland; die Engländer ſind Deutſche, ja bis auf die ſpäteſten Zeiten haben Deutſche den Engländern in den größeſten Dingen vorgearbeitet. Weil aber jenes Land als eine Inſel von frühen Zeiten in manche größere Thätigkeit eines Allgemeingeiſtes kam: ſo

ſo konnte dieſer Geiſt auf ihr ſich beſſer aus-arbeiten und ungeſtörter zu einer Conſiſtenz gelangen, die dem bedrängten Mittellande verſagt war. Bei den Inſeln der Dänen, bei den Küſten Italiens, Spaniens, Frank-reichs, nicht minder der Niederlande und Nord-Deutſchlands werden wir ein gleiches Verhältniß gewahr, wenn wir ſie mit den innern Gegenden des Europäiſchen Sklaven- und Scythenlandes, mit Rußland, Polen, Ungarn vergleichen. In allen Meeren haben die Reiſenden gefunden, daß ſich auf Inſeln, Halbinſeln oder Küſten von glücklicher Lage, eine Beſtrebſamkeit und freiere Cultur erzeugt hatte, die ſich unter dem Druck einförmiger, alter Geſetze des veſten Landes nicht erzeugen konnte. *) Man leſe die Beſchreibungen der

*) Man vergleiche die Malayen und die Einwohner der aſiatiſchen Inſeln mit dem veſten Lande; ſelbſt Japan halte man gegen Sina, die Bewohner der Kurilen und Fuchsinſeln gegen die Mongolen: Juan-Fernandez, Sokotera, die Oſter- die Byrons-Inſel, die Maldiven u. ſ. f.

der Societäts- und Freundſchaftsinſeln; Trotz ihrer Entfernung von der ganzen bewohnten Welt haben ſie ſich bis auf Putz und Ueppigkeit zu einer Art von Griechenland gebildet. Selbſt in manchen einzelnen Inſeln des offnen Meers trafen die erſten Reiſenden eine Milde und Gefälligkeit an, die man bei den Nationen des innern Landes vergebens ſuchte. Allenthalben ſehen wir alſo das große Geſetz der Menſchen-Natur, daß wo ſich Thätigkeit und Ruhe, Geſelligkeit und Entfernung, freiwillige Betriebſamkeit und Genuß derſelben auf eine ſchöne Weiſe gatten, auch ein Kreislauf befördert werde, der dem Geſchlecht ſelbſt ſowohl als allen ihm nahenden Geſchlechten hold iſt. Nichts iſt der menſchlichen Geſundheit ſchädlicher, als Stockung ihrer Säfte; in den deſpotiſchen Staaten von alter Einrichtung iſt dieſe Stockung unvermeidlich, daher ſie meiſtens auch, falls ſie nicht ſchnell aufgerieben werden, bei lebendem Leibe ihres langſamen Todes ſterben. Wo hingegen

gegen durch die Natur des Landes die Staaten ſich klein und die Einwohner in der geſunden Regſamkeit erhalten, die ihnen z. B. das getheilte See- und Landleben vorzüglich giebt; da dürfen nur günſtige Umſtände hinzukommen und ſie werden ein gebildetes, berühmtes Volk werden. So war, anderer Gegenden zu ſchweigen, unter den Griechen ſelbſt die Inſel Kreta das erſte Land, das eine Geſetzgebung zum Muſter aller Republiken des veſten Landes hervorbrachte; ja die meiſten und berühmteſten von dieſen waren Küſtenländer. Nicht ohne Urſache haben daher die Alten ihre glücklichen Wohnungen auf Inſeln geſetzt, wahrſcheinlich weil ſie auf ihnen die meiſten freien, glücklichen Völker fanden.

Wenden wir dies Alles auf Griechenland an, wie natürlich mußte ſich ſein Volk von den Einwohnern des höheren Gebürges unterſcheiden! Durch eine kleine Meerenge war

Thra-

Thracien von Klein-Aſien getrennt und dies Nationenreiche, fruchtbare Land längſt ſeiner weſtlichen Küſte durch einen Inſelvollen Sund mit Griechenland verbunden. Der Helleſpont, könnte man ſagen, war nur dazu durchbrochen und das Aegeiſche Meer mit ſeinen Inſeln zwiſchengeworfen, damit der Uebergang eine leichte Mühe und in dem Buſenreichen Griechenlande eine beſtändige Wanderung und Circulation würde. Von den älteſten Zeiten an finden wir daher die zahlreichen Völker dieſer Küſten auf der See wandernd: Kretenſer, Lydier, Pelasger, Thracier, Rhodier, Phrygier, Cyprier, Mileſier, Karier, Lesbier, Phocäer, Samier, Spartaner, Naxier, Ereträer und Aegineten folgten ſchon vor Xerxes Zeiten einander in der Herrſchaft des Meeres *) und lange vor dieſen Seemächten fanden ſich auf demſelben See-

räu-

*) *Heyne* Comment. de Caſtoris epoch. in N. Comment. Soc. Goetting. T. I. II.

räuber, Colonieen, Abentheurer, ſo daß es beinah kein griechiſches Volk giebt, das nicht, oft mehr als Einmal, gewandert habe. Von alten Zeiten an iſt hier alles in Bewegung, von den Küſten Klein-Aſiens bis nach Italien, Sicilien, Frankreich; kein europäiſches Volk hat einen weitern, ſchönern Weltſtrich, als dieſe Griechen bepflanzet. Nichts anders will man auch, wenn man das ſchöne Klima der Griechen nennt, ſagen. Käme es dabei blos auf träge Wohnplätze der Fruchtbarkeit in Waſſerreichen Thälern oder auf Auen überſchwemmender Ströme an; wie manches ſchönere Klima würde ſich in den andern drei Welttheilen finden, das doch nie Griechen hervorgebracht hat. *) Eine Reihe von Küſten aber, die im Lauf der Cultur für die Betriebſamkeit kleiner Staaten unter einer ſo günſtigen Aura lägen, wie dieſe Joniſchen, grie-

*) S. Riedeſels Bemerkungen auf einer Reiſe nach der Levante S. 113.

griechiſchen und großgriechiſchen Küſten, findet man ſonſt nirgend auf der Erde. 5)

Wir dürfen daher auch nicht lange fragen, woher dem Lande der Griechen ſeine erſten Bewohner kamen? Pelasger heißen ſie, Ankömmlinge, die ſich auch in dieſer Entfernung noch als Brüder der Völker jenſeit des Meers, d. i. Klein-Aſiens erkannten. 6) Es wäre eine grundloſe Mühe, alle die Züge herzuzählen, wie über Thracien, oder über den Hellespont und Sund West- und Südwärts die Völker dahingeſteuret und ſich, beſchützt von den nordiſchen Gebürgen, allmählig über Griechenland verbreitet haben. Ein Stamm folgte dem andern: ein Stamm verdrängte den andern: 7) Hellenen brachten den alten Pelasgern neue Cultur, ſo wie ſich mit der Zeit griechiſche Colonieen wieder an die Aſiatiſchen Ufer verpflanzten. Günſtig gnug für die Griechen, daß ſie eine ſo ſchöne Halbinſel des großen veſten Landes ſich nahe zur Seite hatten, auf welcher die meiſten

Völker nicht nur Eines Stammes, ſondern auch von früher Cultur waren. *) Dadurch bekam nicht nur ihre Sprache jene Originalität und Einheit, die ſie als ein Gemiſch vieler Zungen 8) nie würde erhalten haben; auch die Nation ſelbſt nahm an dem ſittlichen Zuſtande ihrer benachbarten Stammvölker Theil und kam bald mit denſelben in mannichfaltige Verhältniſſe des Krieges und des Friedens. Klein-Aſien alſo iſt die Mutter Griechenlandes ſowohl in ſeiner Anpflanzung als den Hauptzügen ſeiner früheſten Bildung; dagegen es auf die Küſten ſeines Mutterlandes wiederum Colonieen ſandte und in ihnen eine zweite ſchönere Cultur erlebte.

Leider aber, daß uns auch von der aſiatiſchen Halbinſel aus der früheſten Zeit ſo wenig bekannt iſt! Das Reich der Trojer kennen wir nur aus Homer und ſo hoch er als Dichter

*) C. *Heyne* de origine Graecorum, commentat. Soc. Goetting. 1764.

ter ſeine Landesleute über jene erhebt: ſo iſt doch ſelbſt bei ihm der blühende Zuſtand des trojaniſchen Reichs auch in Künſten und ſogar in der Pracht unverkennbar. Desgleichen ſind die Phrygier ein altes frühegebildetes Volk, deſſen Religion und Sagen auf die älteſte Mythologie der Griechen unſtreitig gewirkt haben. 9) So ſpäterhin die Karier, die ſich ſelbſt Brüder der Myſier und Lydier nannten und mit den Pelasgern und Lelegern Eines Stammes waren: ſie legten ſich frühe auf die Schiffahrt, welche damals Seeräuberei war, da die geſittetern Lydier ſogar die Erfindung des geprägten Geldes als eines Mittels der Handlung mit den Phöniciern theilen. Keinem von dieſen Völkern alſo, ſo wenig als den Myſiern und Thraciern, hat es an früher Cultur gefehlt und bei einer guten Verpflanzung konnten ſie Griechen werden. 10)

Der erſte Sitz der griechiſchen Muſen war gegen Thracien zu, 11) nordöſtlich.

Aus

Aus Thracien kam Orpheus, der den verwilderten Pelasgern zuerſt ein menſchliches Leben gab und jene Religionsgebräuche einführte, die ſo weit umher und ſo lange galten. Die erſten Berge der Muſen waren Theſſaliens Berge, der Olympus, Helikon, Parnaſſus, Pindus: hier (ſagt der feinſte Forſcher der griechiſchen Geſchichte,) *) hier war der älteſte Sitz ihrer Religion, Weltweisheit, Muſik und Dichtkunſt. 12) Hier lebten die erſten griechiſchen Barden: hier bildeten ſich die erſten geſitteten Geſellſchaften: die Lyra und Cithara ward hier erfunden und allem, was nachher der Geiſt der Griechen ausſchuf, die erſte Geſtalt angebildet. In Theſſalien und Böotien, die in ſpätern Zeiten durch Geiſtesarbeiten ſich ſo wenig hervorgethan haben, iſt kein Quell, kein Fluß, kein Hügel, kein Hain, der nicht durch Dichtungen bekannt und in ihnen verewigt wäre. Hier floß der Peneus,

*) *Heyne* de Muſis: S. Gött. Anzeigen 1766. S. 275.

neus, hier war das angenehme Tempe, hier wandelte Apoll als Schäfer und die Rieſen thürmten ihre Berge. Am Fuß des Helikons lernte noch Heſiodus ſeine Sagen aus dem Munde der Muſen: kurz hier hat ſich zuerſt die griechiſche Cultur einheimiſch gebildet, so wie auch von hieraus durch die Stämme der Hellenen die reinere griechiſche Sprache in ihren Hauptdialekten ausging.

Nothwendig aber entſtand mit der Folge der Zeiten auf ſo verſchiedenen Küſten und Inſeln, bei ſo manchen Wanderungen und Abendtheuern eine Reihe andrer Sagen, die ſich ebenfalls durch Dichter im Gebiet der griechiſchen Muſe feſtſetzten. Beinah jedes kleine Gebiet, jeder berühmte Stamm trug ſeine Vorfahren oder Nationalgottheiten in daſſelbe, und dieſe Verſchiedenheit brachte aus dem Leben und Weben der Stämme auch Leben ins Gebiet der Nationaldenkart. Nur aus ſo vielartigen Wurzeln und Keimen konnte jener ſchöne Garten aufblühn, der ſelbſt in der

Geſetzgebung mit der Zeit die mannichfaltigſten Früchte brachte. Im vielgetheilten Lande ſchützte dieſen Stamm ſein Thal, jenen ſeine Küſte und Inſel,¹ und ſo erwuchs aus der langen jugendlichen Regſamkeit zerſtreuter Stämme und Königreiche die große freie Denkart der griechiſchen Muſe. Von keinem Allgemeinherrſcher war ihnen Cultur aufgezwungen worden; durch den Klang der Leier bei heiligen Gebräuchen, Spielen und Tänzen, durch ſelbſt-erfundene Wiſſenſchaften und Künſte, am meiſten endlich durch den vielfachen Umgang unter einander und mit andern Völkern nahmen ſie freiwillig, jetzt dieſer, jetzt jener Strich, Sittlichkeit und Geſetze an; auch im Gange zur Cultur alſo ein griechiſches Freivolk. Daß hiezu, wie in Theben, auch phöniciſche 13) und wie in Attika, ägyptiſche Colonieen 14) beigetragen haben, iſt außer Zweifel, obgleich durch dieſe Völker glücklicher Weiſe weder der Hauptſtamm der griechiſchen Nation, noch ihre Denkart und

Spra-

Sprache gebildet wurde. 15) Ein ägyptiſch-kananitiſches Volk ſollten die Griechen, Dank ihrer Abſtammung, Lebensart und einländiſchen Muſe, nicht werden. 16)

Anmerkungen.

1) Das Joniſche, eigentliche und Groß-Griechenland. So verſchieden es auch in mancher andern Hinſicht war, ſo waren ſie doch alle drei Halbinſeln.

2) Beſonders war zwiſchen dem ſchwarzen und kaspiſchen Meere, an dem Fuße des kaukaſiſchen Gebirges, und in den umliegenden Gegenden von jeher ein großes Völkergedränge, das ſich, durch allerlei Revolutionen von dort vertrieben, in die benachbarten Länder, hauptſächlich auch Europa, ergoß.

3) Die Griechen waren ein äußerſt regſames Volk, von ausgezeichneter Gewandheit des Körpers und Geiſtes. Alles wurde von ihnen

ihnen mit Leichtigkeit ergriffen und aufgefaßt; aber ſie waren zu reich an innerer Natur und zu beweglich, als daß ſie an dem einmal Aufgefaßten für immer hätten ſtehen bleiben können. Schnell waren ſie im Stande, eine Sache zu überſchauen, und ſo handelten ſie auch raſch. Wo ſie auch hinkommen mochten; ſie wußten bald jedes Land zu ihrem Eigenthume umzuſchaffen, und konnten ſich in wenig Zeit das Recht erwerben, ſich Autochthonen, Landſelbſtler oder Urländer zu nennen. Sie hatten einen ſtarken Trieb zum geſelligen Leben, und dieſes, verbunden mit ihrer Redſeligkeit, machte leicht jeden Gedanken, jede Erfindung zu Gemeingute, und beförderte die Bildung ungemein. Man vergleiche in dieſer Hinſicht die wortknauſerichten, düſteren, einſiedleriſchen Aegypter.

4) Als ſich die griechiſche Bildung zu entwickeln anfieng, war zwar die ganze benachbarte Welt ſchon cultivirt, aber doch nicht in einem ſo hohen Grade, daß ſie den Barbaren

hätte

hätte Geſetze und Cultur vorſchreiben können. Dieß war ein großer Gewinn für die Griechen, die auf dieſe Weiſe ihre ſchöne Individualität beibehalten konnten.

5) Außer dem Angeführten wirkten noch andre Eigenſchaften des Landes zur Cultur. So machte die Abwechſelung von Bergen und Thälern, die ſich beſonders im eigentlichen Griechenland vorfand, nicht nur eine mehrſeitige Cultur möglich, ſondern zwang gewiſſermaaßen die Bewohner dazu. Denn man ſage auch, was man wolle, der Menſch iſt an ſein Land gebunden, und deſſen Zögling. Die Scholle, an der er klebt, iſt ſeine erſte Lehrerin, und ſeine erſte Geſtalt nur ein Wiederſchein der ihrigen. Einförmig und langweilig wird der Menſch in den ausgedehnten Ebenen, die ſeinen Beſchäftigungen, wie ſeinen Sinnen, ein ewiges Einerlei darbieten; Vielſeitigkeit aber und Lebensregſamkeit wird ihn bezeichnen, wo er ein Land bewohnt, das durch ſeine Berge und Thäler, durch ſeine

Wäl-

Wälder und Fluren, durch ſeine Flüſſe und trocknen Boden ſelbſt einen mannichfaltigen Anblick giebt und zur Vielſeitigkeit der Beſchäftigungen auffordert. Beſonders ſtark aber muß das auf eine Nation wirken, die, wie die Griechen, in einer beſtändigen Nationalverbindung lebten. Vielleicht trugen auch die mancherlei Revolutionen von Ueberſchwemmungen, Vulkanen und Erdbeben, von denen das Land auch noch in ſpätern Zeiten heimgeſucht wurde, zum Gange der Cultur etwas bei. Im Kampfe mit der Natur lernten die Menſchen am frühſten ihre Kräfte gebrauchen, und gegen gemeinſchaftliche Noth mit gemeinſchaftlicher Kraft arbeiten. Unvermeidlich muß auf dieſem Wege eine Art Gemeingeiſtes geweckt werden, der ſich in den Griechen auch bei andern Unternehmungen ſchon in den erſten Zeiten ihrer Geſchichte offenbaret. Sehen wir nicht Theſſalien, das ſpät erſt aus Ueberſchwemmungen und Waſſergefahren ſich emporhob, auch ſchon ſehr

früh

früh vom Gemeingeiſt beſeelt, in der Geſchichte der Griechen auftreten?

6) Die erſten Bewohner Griechenlands kamen aus den Gegenden zwiſchen dem ſchwarzen und kaspiſchen Meere. Sie gehörten alſo zu den ſchöngebildeten Völkern der Erde. „In dieſen Gegenden, ſollte man glauben, habe die Zunge der Waage menſchlicher Bildung in der Mitte geſchwebt, und ihre Schaalen nach Griechenland und Indien hin öſt- und weſtlich fortgebreitet. Und hier an den Küſten des mittelländiſchen Meeres war es, wo die menſchliche Wohlgeſtalt, die vom Kaukaſus ausgieng, eine Stelle fand, wo ſie ſich mit dem Geiſt vermählen und in allen Reizen irdiſcher und himmliſcher Schönheit nicht nur dem Auge, ſondern auch der Seele ſichtbar werden konnte. Laue Weſtwinde fächelten das Gewächs, das von der Höhe Aſiens allmählig herverpflanzt war, und durchhauchten es mit Leben: Zeiten und Schickſale kamen hinzu, den Saft deſſelben höher zu treiben,

und ihm die Krone zu geben, die noch jeder¬mann in jenen Idealen griechiſcher Kunſt und Weisheit mit Freuden anſtaunet. Hier wur¬den Geſtalten gedacht und geſchaffen, wie ſie kein Liebhaber tſirkaſſiſcher Schönen, kein Künſtler aus Indien oder Kaſchmire entwer¬fen können. Die menſchliche Geſtalt gieng in den Olympus und bekleidete ſich mit göttli¬cher Schönheit.“

In dem Theile von Aſien, woher die Menſchenhaufen nach Griechenland kamen, muß noch ſehr wenig Cultur geweſen ſeyn: denn wir ſehen ſie als die roheſten Nomaden einwandern, die erſt aus fremden Händen die erſten Keime der Cultur empfangen mußten, ſtehende Wohnungen, Ackerbau, den ſie ſo¬gar für ſchimpflich hielten, wie ſich aus der Erzählung Herodots von den Thraciern ſchlie¬ßen läßt, Geſetze u. ſ. f.; denn anzunehmen, daß dieſe Menſchen erſt in Griechenland zu Wilden geworden wären, wäre grundlos.

7) Dadurch wurden die Fortſchritte der Cultur gar ſehr aufgehalten, wie ſchon Thucydides bemerkt. Hellas, ſagt er, hatte in den früheſten Zeiten keine beſtändigen Bewohner; man wanderte hin und her, und verließ ſeinen Wohnplatz eben ſo leicht, als man ihn eingenommen hatte, da nichts an denſelben feſſelte, und man ſeinen nothdürftigen Unterhalt überall zu gewinnen hoffen durfte. Die beſten Länder wechſelten ihre Bewohner am häufigſten, z. B. Theſſalien, Bäotien und ein großer Theil des Peloponnes. So wurde der höhere Wohlſtand, den manche Völker durch die Güte ihres Bodens erlangt hatten, bald wieder zu Grunde gerichtet.

8) Eigentlich redeten dieſe Völkerhaufen doch nur Eine Sprache: denn ſie waren alle Eines Stammes. Mehr darüber hernach.

9) Die Kolonie des Pelops kam aus Phrygien, das ſich unter den kleinaſiatiſchen

Län-

Ländern zu einer beſondern Größe erhoben hatte. Durch Bergbau und Handel erlangten ſie großen Reichthum, und Pelops verpflanzte einen Theil davon in das arme Griechenland. Mit ihm kam beſonders auch manche Kunſtfertigkeit, phrygiſche Sitten, und der Dienſt der Cybele, der Kabiren und des Sabazios nach Griechenland.

10) Bevor wir nicht hellere Blicke in die Culturgeſchichte der kleinaſiatiſchen Griechen thun können, wird uns manche Erſcheinung im eigentlichen Griechenland dunkel bleiben. Und aus Indien her wird uns die Sonne aufgehen müſſen, die dieſe Finſterniſſe verſcheuchen ſoll.

11) Es war eigentlich auch kleinaſiatiſche Cultur, welche die Griechen aus Thracien erhielten. Thracien war von Klein-Aſien nur durch ſchmale Meerengen geſchieden, und die Cultur jenes frühgebildeten Landes hatte nur einen kleinen Weg hierher zu machen. Hier-

zu kam, daß die Unruhen und Kämpfe, denen zum Schauplatz dieß fruchtbare Land lange Zeit diente, es zu einer Pflanzſchule von Helden und Heldengeſinnungen machten, die in Sagen fortlebten. Dieſe Sagen waren der erſte einheimiſche Stoff ihrer Sänger, ihre Religionsgebräuche aber ausländiſchen Urſprungs.

12) „Mit Recht iſt Orpheus Leier unter die Sterne verſetzt; ſie hat mehr gethan, als Herkules Käule; ſie machte die Unmenſchen menſchlich. Alle Genoſſen der griechiſchen Kunſt, Linus, Muſäus, Eumolpus, Homer und wer das Saitenſpiel je würdig berührte, nehmen an dieſem höchſten unſterblichen Ruhm, die Menſchen menſchlich gemacht zu haben, Theil. An der Lyra entſtand der Hymnus, die Epopee; an Homer bildeten ſich Dichter, Weiſe, Geſetzgeber, Philoſophen, Künſtler. Aus lyriſchen Geſängen entſtand das Drama. Geſang cultivirte die Griechen an Feſten, an Altären, bei öffent-

lichen Spielen, auf dem Schlachtfelde, und an der Tafel der Freude. Geſang folgte ihnen bis ins Todtenreich nach und milderte dort die Schrecken des Orkus. Was alſo je Gutes von der Cultur der Griechen andern Völkern zu Theil geworden iſt, hatten jene urſprünglich der Lyra zu danken.“

13) Die Kolonie des Kadmus, der ein Phönicier war, kam über Thracien noch Böotien. Durch ihn kamen die erſten Kenntniſſe der Metallurgie, die er ſich in Thracien erworben hatte, und die phöniciſchen Buchſtaben nach Griechenland. Beſonders aber wirkte er durch Weinbau und Tonkunſt auf die Cultur der Griechen.

14) Die Kolonie des Kekrops kam aus Sais in Unterägypten, und landete in Attika. Er war der erſte, der die rohen Griechen cultivirte. Von ihm überredet, rückten die zerſtreuten Horden ihre Hütten näher zuſammen, und führten die Ehe ein. Er

ſchaff-

ſchaffte die Sitte ab, die Kinder nach ihrer Mutter zu benennen, ſtiftete die Verehrung des Hyparos, errichtete die erſten Altäre, auf denen er unblutige Opfer darbringen ließ. Auch das Begraben der Todten iſt ſein Verdienſt, ſo wie überhaupt die Einführung von Geſetzen und Richtern.

15) Aus dem, was dieſe Kolonien Griechenland mitgebracht haben, ergiebt ſich ſchon von ſelbſt, wie wenig ſie der griechiſchen Individualität ſchadeten. Weder Phönicier noch Aegypter wurden die Griechen durch ſie, ſondern nur Menſchen. Die Griechen waren noch viel zu roh, um den Gang ihrer Cultur auf eine ihnen fremde Weiſe zu dirigiren. Hierzu kam, daß dieſe Kolonien größtentheils aus Menſchen beſtanden, die durch bürgerliche Unruhen plötzlich aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren, und die alſo durchaus keine Zeit hatten, ſich nur einigermaaßen zur Anlegung einer Kolonie, wie in neuern Zeiten, vorzubereiten. Auch war es

wohl mehr das Werk des Zufalls, als des Vorſatzes, daß ſie nach Griechenland kamen. Geſetzt aber auch, ſie hätten, ausgerüſtet mit allem, was ihnen die Cultur ihres Vaterlandes darbot, zu den griechiſchen Barbaren kommen können, ſo war das Verhältniß, in welchem ſie zu dieſen ſtanden, ſo beſchaffen, daß es nicht wohl möglich war, ſo tiefen Eindruck auf ſie zu machen, daß die Griechheit in den Griechen vernichtet worden wäre.

16) Hier, zum Schluß, noch einige Bemerkungen, um ſich eine richtige Anſicht des Ganges der griechiſchen Cultur zu verſchaffen.

1) Griechenland, in der umfaſſendſten Bedeutung des Worts, iſt niemals Ein Land geweſen, und ſelbſt das eigentliche Griechenland, das zwar aus an einander hängenden, auch wohl mit einander verbundenen Staaten beſtand, hat nie Ein Ganzes formirt, das mit gleichen Schritten auf der Bahn der Cultur vorwärts geſchritten wäre. Jeder Staat

nahm

nahm in ſeiner Ausbildung ſeinen eignen Weg; anders bildete ſich Athen, anders Sparta u. ſ.; in einer Gegend trat die Cultur ſchneller hervor, als in der andern; hier verbreitete ſie ihre Zweige mit üppigerm Wuchſe, dort mit kärglicherm u. ſ. f. Die gleiche Sprache, Aehnlichkeit religiöſer Begriffe und gewiſſe politiſche Vereinigungspuncte waren zu leichte Bande, um den Fortgang der Cultur überall gleich zu machen.

2) Hieraus ergiebt ſich, daß die Beförderungsmittel der griechiſchen Cultur nicht zu allgemein genommen werden dürfen. Was auf die Cultur von Attika wirkte, wirkte nicht auch auf Sparta, Theben u. ſ., wenigſtens nicht in dem Maaße, wie dort.

3) Alles, wodurch die Griechen das erſte Volk des Alterthums geworden ſind, iſt ihr Werk; andere Nationen haben entweder gar keinen, oder nur einen ſehr geringen Antheil daran: dieſe haben nur zu ihrer Civiliſation,

aber

aber nicht zu ihrer Cultur, die ſich hauptſächlich auf Wiſſenſchaften und Künſte erſtreckt, beigetragen. Alles weiſet darauf hin. Beſonders iſt in dieſer Hinſicht merkwürdig zu ſehen, wie ſie von den kleinſten Anfängen zu einer Stufe der Vollkommenheit nach der andern emporgeſtiegen ſind. Deshalb iſt auch die Geſchichte der griechiſchen Cultur ſo wichtig: wir ſehen nicht blos ihre Blüthe, ſondern auch ihren Wachsthum, nicht blos das Gebäude, ſondern auch den Bau. Hier wird es uns alſo möglich gemacht, den Gang, den die Cultur bei den Griechen nahm, nach ſeinen Gründen philoſophiſch zu entwickeln, weil ſie das einzige Volk ſind, deren glücklicher Natur die Vernunft zur Seite ſtand. Bei den Römern ſehen wir oft den Zufall deſpotiſch herrſchen.

4) Natürlich war's alſo, daß, da alles aus ihnen ſelbſt hervorging, ſie auch äußerſt langſam in ihrer Cultur vorwärts kommen mußten. Welch ein Zeitraum iſt von der erſten

ſten Bevölkerung Griechenlands bis zu dem Zeitalter des Perikles verſtrichen, wo ſie die höchſte Stufe der Bildung erreicht hatten! Und wie ſchnell wälzte ſich doch ihr Strom in den ſpätern Zeiten. Vgl. Adraſtea V. 67 ff.

5) Daß die Griechen in Sachen des Geſchmacks ſo hoch empor ſtiegen, auf eine Stufe, zu der kein anderes Volk jemals gekommen iſt und ſchwerlich kommen wird, verdankten ſie weniger den günſtigen Umſtänden der Zeit, als ſich ſelbſt, ihrer eignen glücklichen Natur, die durch jene zwar fortgebildet ward, aber nirgends und unter keinen Umſtänden gänzlich hätte unterdrückt werden können. Die Beiſitzerin der himmliſchen Rathſchläge, die Ueberlegung, leitete die Griechen bei jedem Schritte; daher kamen ſie auch auf ihrem einfältigen Wege ſo hoch.

II.

Griechenlands Sprache, Mythologie und Dichtkunſt.

Die griechiſche Sprache iſt die gebildetſte der Welt, 1) die griechiſche Mythologie die reichſte und ſchönſte auf der Erde, 2) die griechiſche Dichtkunſt endlich vielleicht die vollkommenſte ihrer Art, wenn man ſie Ort- und Zeitmäßig betrachtet. 3) Wer gab nun dieſen einſt rohen Stämmen eine ſolche Sprache, Poeſie und bildliche Weisheit? Der Genius der Natur gab ſie ihnen, ihr Land, ihre Lebensart, ihre Zeit, ihr Stammescharakter.

Von rohen Anfängen ging die griechiſche Sprache aus; 4) aber dieſe Anfänge enthielten ſchon Keime zu dem, was aus ihr werden ſollte und werden konnte. Sie war

kein Hieroglyphen-Machwerk, keine Reihe hervorgeſtoſſener einzelner Sylben, wie die Sprachen jenſeit der mongoliſchen Berge. Biegſamere, leichtere Organe brachten unter den Völkern des Kaukaſus eine leichtere Modulation hervor, die von der geſelligen Liebe zur Tonkunſt 5) gar bald in Form gebracht werden konnte. Sanfter wurden die Worte gebunden, die Töne zum Rhythmus geordnet: die Sprache floß in einen volleren Strom, die Bilder derſelben in eine angenehme Harmonie: ſie ſtiegen ſogar zum Wohllaut eines Tanzes. Und ſo ward jenes einzige Gepräge der griechiſchen Sprache, das nicht von ſtummen Geſetzen erpreßt, das durch Muſik und Tanz, durch Geſang und Geſchichte, endlich durch den plauderhaften freien Umgang vieler Stämme und Colonien wie eine lebendige Form der Natur entſtanden war. Die nordiſchen Völker Europens hatten bei ihrer Bildung dieß Glück nicht. Da ihnen durch fremde Geſetze und durch eine Geſanglo-

ſe Religion ausländiſche Sitten gegeben wurden; ſo verſtummete auch ihre Sprache. Die Deutſche z. B. hat unſtreitig viel von ihrer innern Biegſamkeit, von ihrer beſtimmten Zeichnung in der Flexion der Worte, ja noch mehr von jenem lebendigen Schall verlohren, den ſie unter günſtigern Himmelsſtrichen ehedem hatte. Einſt war ſie eine nahe Schweſter der griechiſchen Sprache und jetzt wie fernab von dieſer iſt ſie gebildet. Keine Sprache jenſeit des Ganges hat die Biegſamkeit und den ſanften Fortfluß der griechiſchen Mundart, kein aramäiſcher Dialekt dieſſeit des Euphrats hatte ihn in ſeinen alten Geſtalten. Nur die griechiſche Sprache iſt wie durch Geſang entſtanden: denn Geſang und Dichtkunſt und ein früher Gebrauch des freien Lebens hat ſie zur Muſenſprache der Welt gebildet. So ſelten ſich nun jene Umſtände der Griechen-Cultur wieder zuſammenfinden werden, ſo wenig das Menſchengeſchlecht in ſeine Kindheit zurückgehen und einen Orpheus, Muſäus

und

und Linus oder einen Homerus und Heſiodus mit allem was ſie begleitete, von den Todten zurückführen kann: ſo wenig iſt die Geneſis einer griechiſchen Sprache in unſern Zeiten ſelbſt für dieſe Gegenden möglich. 6)

Die Mythologie der Griechen floß aus Sagen verſchiedener Gegenden zuſammen, 7) die Glaube des Volks, Erzählungen der Stämme von ihren Urvätern oder die erſten Verſuche denkender Köpfe waren, ſich die Wunder der Welt zu erklären und der menſchlichen Geſellſchaft Geſtalt zu geben. *) So unächt und neugeformt unſre Hymnen des alten Orpheus ſeyn mögen: ſo ſind ſie immer doch Nachbilder von jenen lebendigen Anbetungen und Grüßen an die Natur, die alle Völker auf der erſten Stufe der Bildung lieben. Der rohe Jäger ſpricht ſeinen gefürchteten

*) S. *Heyne* de fontibus et cauſis errorum in hiſtoria Mythica: de cauſis fabularum phyſicis: de origine et cauſis fabularum Homericarum: de Theogonia ab Heſiodo condita etc.

teten Bär, *) der Neger ſeinen heiligen Fetiſch, der parſiſche Mobed ſeine Naturgeiſter und Elemente beinah auf orphiſche Weiſe an; nur wie iſt der orphiſche Natur-Hymnus blos und allein ſchon durch die griechiſchen Worte und Bilder gereinigt und veredelt! Und wie angenehm-leichter wurde die griechiſche Mythologie, da ſie mit der Zeit auch in den Hymnen ſelbſt die Feſſeln bloßer Beiworte abwarf und dafür, wie in den Homeriſchen Geſängen, Fabeln der Götter erzählte. 8) Auch in den Kosmogonieen zog man mit der Zeit die alten, harten Urſagen näher zuſammen und ſang dafür menſchliche Helden und Stammväter, die man dicht an jene und an die Geſtalten der Götter knüpfte. Glücklicher Weiſe hatten die alten Theogonieen-Erzähler in die Stammtafeln ihrer Götter und Helden ſo treffende, ſchöne Allegorieen, oft nur mit Einem Wort ihrer holden Sprache, ge-

*) S. Georgi Abbildungen der Völker des ruſſiſchen Reichs Th. I.

gebracht, daß wenn die ſpäteren Weiſen die Bedeutung derſelben nur ausſpinnen und ihre feinern Ideen daran knüpfen wollten, ein neues ſchönes Gewebe ward. Daher verließen ſelbſt die epiſchen Sänger mit der Zeit ihre oftgebrauchten Sagen von Götter-Erzeugungen, Himmelsſtürmern, Thaten des Herkules u. ſ. und ſangen dafür menſchlichere Gegenſtände zum menſchlichen Gebrauche. 9)

Vor allen iſt unter dieſen Homer berühmt, der Vater aller griechiſchen Dichter und Weiſen, die nach ihm lebten. Durch ein glückliches Schickſal wurden ſeine zerſtreueten Geſänge zu rechter Zeit geſammlet und zu einem zwiefachen Ganzen vereint, das wie ein unzerſtörbarer Pallaſt der Götter und Helden auch nach Jahrtauſenden glänzet. Wie man ein Wunder der Natur zu erklären ſtrebt: ſo hat man ſich Mühe gegeben, das Werden Homers zu erklären, *) der doch nichts als ein Kind

der

*) *Blackwell's* Enquiry into the Liſe and Writings of Homer

der Natur war, ein glücklicher Sänger der Joniſchen Küſte. 10) So manche ſeiner Art mögen untergegangen ſeyn, die ihm Theilweiſe den Ruhm ſtreitig machen könnten, in welchem er jetzt als ein Einziger lebet. Man hat ihm Tempel gebaut und ihn als einen menſchlichen Gott verehret; die gröſseſte Verehrung indeß iſt die bleibende Wirkung, die er auf ſeine Nation hatte und noch jetzt auf alle diejenigen hat, die ihn zu ſchätzen vermögen. Zwar ſind die Gegenſtände, die er beſingt, Kleinigkeiten nach unſrer Weiſe: ſeine Götter und Helden mit ihren Sitten und Leidenſchaften ſind keine andre, als die ihm die Sage ſeiner und der vergangenen Zeiten darbot: eben ſo eingeſchränkt iſt auch ſeine Natur- und Erdkenntniß, ſeine Moral und Staatslehre. 11) Aber die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenſtände ſeiner Welt

Homer 1736. *Wood's* Eſſay on the original Genius of Homer 1769.

Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der veſte Umriß jedes ſeiner Züge in jeder Perſon ſeiner unſterblichen Gemälde, die unangeſtrengte ſanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, alle Charaktere ſieht und ihre Laſter und Tugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählet, die Muſik endlich, die in ſo abwechſelnden großen Gedichten unaufhörlich von ſeinen Lippen ſtrömt und jedem Bilde, jedem Klange ſeiner Worte eingehaucht, mit ſeinen Geſängen gleich ewig lebet: ſie ſinds, die in der Geſchichte der Menſchheit den Homer zum Einzigen ſeiner Art und der Unſterblichkeit würdig machen, wenn etwas auf Erden unſterblich ſeyn kann. 12)

Nothwendig hatte Homer auf die Griechen eine andre Wirkung, als er auf uns haben kann, von denen er ſo oft eine erzwungene kalte Bewunderung oder gar eine kalte Verachtung zum Lohn hat; bei den Griechen nicht alſo. Ihnen ſang er in einer lebendigen

Spra-

Sprache, völlig noch ungebunden von dem, was man in ſpätern Zeiten Dialekte nannte: er ſang ihnen die Thaten der Vorfahren mit Patriotismus gegen die Fremden und nannte ihnen dabei Geſchlechter, Stämme, Verfaſſungen und Gegenden, die ihnen theils als ihr Eigenthum vor Augen waren, theils in der Erinnerung ihres Ahnenſtolzes lebten. Alſo war ihnen Homer in mehrerem Betracht ein Götterbote des Nationalruhms, ein Quell der vielſeitigſten National-Weisheit. 13) Die ſpätern Dichter folgten ihm: die tragiſchen zogen aus ihm Fabeln, die lehrende Allegorieen, Beiſpiele und Sentenzen; jeder erſte Schriftſteller einer neuen Gattung nahm am Kunſtgebäude ſeines Werks zu dem ſeinigen das Vorbild, alſo daß Homer gar bald das Panier des griechiſchen Geſchmacks ward und bei ſchwächern Köpfen die Regel aller menſchlichen Weisheit. 14) Auch auf die Dichter der Römer hat er gewirkt und keine Aeneis würde ohne ihn da ſeyn. Noch mehr hat auch

Er

Er die neueren Völker Europa's aus der Barbarei gezogen: ſo mancher Jüngling hat an ihm bildende Freude genoſſen und der arbeitende ſowohl als der betrachtende Mann Regeln des Geſchmacks und der Menſchenkenntniß aus ihm gezogen. Indeſſen iſt's eben ſo unleugbar, daß wie jeder große Mann durch eine übertriebne Bewunderung ſeiner Gaben Misbrauch ſtiftete, auch der gute Homer davon nicht frei geweſen, ſo daß Er ſich ſelbſt am meiſten wundern würde, wenn er wiedererſcheinend ſähe, was man zu jeder Zeit aus ihm gemacht hat. Unter den Griechen hielt er die Fabel länger und veſter, als ſie ohne ihn wahrſcheinlich gedauret hätte: Rhapſodiſten ſangen ihn her, kalte Dichterlinge ahmten ihn nach und der Enthuſiasmus für den Homer ward unter den Griechen endlich eine ſo kahle, ſüße, zugeſpitzte Kunſt, als ers kaum irgend für einen Dichter unter einem andern Volke geweſen. Die Zahlloſen Werke der Grammatiker über ihn ſind mei-

ſtens verlohren; ſonſt würden wir auch an ihnen die unſelige Mühe ſehen, die Gott den ſpätern Geſchlechten der Menſchen durch jeden überwiegenden Geiſt auflegt: denn ſind nicht auch in den neuern Zeiten Beiſpiele genug von der falſchen Bearbeitung und Anwendung Homers vorhanden? 15) Das bleibt indeſſen immer gewiß, daß ein Geiſt wie Er in den Zeiten, in denen er lebte und für die Nation, der er geſammlet ward, ein Geſchenk der Bildung ſey, deſſen ſich ſchwerlich ein anderes Volk rühmen könnte. Kein Morgenländer beſitzt einen Homer: keinem Europäiſchen Volke iſt zur rechten Zeit in ſeiner Jugendblüthe ein Dichter wie er erſchienen. Selbſt Oßian war es ſeinen Schotten nicht 16) und ob je das Schickſal einen zweiten Glückswurf thun werde, dem Sunde neu-griechiſcher Freundſchafts-Inſeln einen Homer zu geben, der ſie ſo hoch wie ſein alter Zwillingsbruder führe? darüber frage man das Schickſal.

Da alſo einmal die griechiſche Cultur von Mythologie, Dichtkunſt und Muſik ausging: ſo iſt's nicht zu verwundern, daß der Geſchmack daran ein Hauptſtrich ihres Charakters geblieben, der auch ihre ernſthafteſten Schriften und Anſtalten bezeichnet. Unſern Sitten iſt's fremde, daß die Griechen von der Muſik als dem Hauptſtück der Erziehung reden, 17) daß ſie ſolche als ein großes Werkzeug des Staats behandeln und dem Verfall derſelben die wichtigſten Folgen zuſchreiben. Noch ſonderbarer ſcheinen uns die Lobſprüche, die ſie dem Tanz, der Gebehrden- und Schauſpielkunſt als natürlichen Schweſtern der Poeſie und Weisheit ſo begeiſtert und faſt entzückt geben. Manche, die dieſe Lobſprüche laſen, glaubten, daß die Tonkunſt der Griechen auch in ſyſtematiſcher Vollkommenheit ein Wunder der Welt geweſen, weil die gerühmten Wirkungen derſelben uns ſo ganz fremde blieben. Daß es aber auf wiſſenſchaftliche Vollkommenheit der Muſik

bei den Griechen nicht vorzüglich angelegt geweſen ſey, zeigt ſelbſt der Gebrauch, den ſie von ihr machten. Sie behandelten ſie nämlich gar nicht als eine beſondre Kunſt, ſondern ließen ſie der Poeſie, dem Tanze der Schauſpielkunſt nur dienen. In dieſer Verbindung alſo und im ganzen Gange, den die griechiſche Cultur nahm, liegt das Hauptmoment der Wirkung ihrer Töne. Die Dichtkunſt der Griechen, von der Muſik ausgegangen, kam gern auf ſie zurück: ſelbſt das hohe Trauerſpiel war nur aus dem Chor entſtanden, ſo wie auch das alte Luſtſpiel, die öffentlichen Ergötzungen, die Züge zur Schlacht und die häuslichen Freuden des Gaſtmals bei ihnen ſelten ohne Muſik und Geſang, die meiſten Spiele aber nicht ohne Tänze blieben. Nun war hierinn zwar, da Griechenland aus vielen Staaten und Völkern beſtand, Eine Provinz von der andern ſehr verſchieden; die Zeiten, die mancherlei Stufen der Cultur und des Luxus änderten darin noch mehr; im Gan-

Ganzen aber bliebs allerdings wahr, daß die Griechen auf eine gemeinſchaftliche Ausbildung dieſer Künſte als auf den höchſten Punkt menſchlicher Wirkung rechneten, und darauf den größeſten Werth legten. Es darf wohl geſagt werden, daß weder die Gebehrden- noch Schauſpielkunſt, weder der Tanz, noch die Poeſie und Muſik bei uns die Dinge ſind, die ſie bei den Griechen waren. Bei ihnen waren ſie nur Ein Werk, Eine Blüthe des menſchlichen Geiſtes, deren rohen Keim wir bei allen Nationen, wenn ſie gefälligen leichten Charakters ſind und in einem glücklichen Himmelsſtrich leben, wahrnehmen. So thöricht es nun wäre, ſich in dieß Zeitalter jugendlichen Leichtſinns zurückſetzen zu wollen, da es einmal vorüber iſt und wie ein lahmer Greis mit Jünglingen zu hüpfen; warum ſollte dieſer Greis es den Jünglingen verübeln, daß ſie munter ſind und tanzen? Die Cultur der Griechen traf auf dieß Zeitalter jugendlicher Fröhlichkeit, aus deren Künſten ſie alles,

was ſich daraus machen ließ, machten; 18) nothwendig alſo auch damit eine Wirkung erreichten, deren Möglichkeit wir jetzt kaum in Krankheiten und Ueberſpannungen einſehn. Denn ich zweifle, ob es ein größeres Moment der feinern ſinnlichen Wirkung aufs menſchliche Gemüth gebe, als der ausſtudirte höchſte Punkt der Verbindung dieſer Künſte war, zumal bei Gemüthern, die dazu erzogen und gebildet, in einer lebendigen Welt ſolcher Eindrücke lebten. Laſſet uns alſo, wenn wir ſelbſt nicht Griechen ſeyn können, uns wenigſtens freuen, daß es einmal Griechen gegeben und daß, wie jede Blüthe der menſchlichen Denkart, ſo auch dieſe ihren Ort und ihre Zeit zur ſchönſten Entwicklung fand.

Aus dem, was bisher geſagt worden, läßt ſich vermuthen, daß wir manche Gattung der griechiſchen Compoſition, die ſich auf eine lebendige Vorſtellung durch Muſik, Tanz und die Gebehrdenſprache beziehet, nur

als

als ein Schattenwerk anſehen, mithin auch bei der ſorgſamſten Erklärung vielleicht irre gehen werden. Aeſchylus, Sophokles, Ariſtophanes und Euripides Theater war nicht unſer Theater; das eigentliche Drama der Griechen iſt unter keinem Volk mehr erſchienen, 19) ſo vortreffliche Stücke auch andre Nationen in dieſer Art gearbeitet haben. Ohne Geſang, ohne jene Feierlichkeiten und hohen Begriffe der Griechen von ihren Spielen müſſen Pindars Oden uns Ausbrüche der Trunkenheit ſcheinen, 20) ſo wie ſelbſt Platons Geſpräche, voll Sylben-Muſik und ſchöner Compoſition in Bildern und Worten, eben in Stellen ihrer künſtlichſten Einkleidung ſich die meiſten Vorwürfe zugezogen haben. 21) Jünglinge müſſen daher die Griechen leſen lernen, weil Alte ſie ſelten zu ſehen oder ihre Blüthe ſich zuzueignen geneigt ſeyn. Laß es ſeyn, daß ihre Einbildungskraft oft den Verſtand, daß jene feine Sinnlichkeit, in welche ſie das Weſen der guten Bildung ſetzten,

ten, zuweilen die Vernunft und Tugend über⸗wogen; wir wollen ſie ſchätzen lernen, ohne ſelbſt Griechen zu werden. An ihrer Ein⸗kleidung, am ſchönen Maas und Umriß ih⸗rer Gedanken, an der Naturvollen Lebhaftig⸗keit ihrer Empfindungen, endlich an jenem Klangvollen Rhythmus ihrer Sprache, der nie und nirgend ſeines Gleichen gefunden, haben wir immer noch zu lernen. 22).

Anmerkungen.

1) Der hohe Werth, den man der griechi⸗ſchen Sprache beizulegen gezwungen iſt, be⸗ruht auf folgenden Punkten:

a) Sie iſt die wohllautendſte und vieltrittigſte Sprache des Alterthums und der neuern Zeiten; „Klang und Sang, wie ein Saitenſpiel in dem reinen Aether des hohen Olymps." Jedes Ohr, was Wohl⸗laut zu empfinden fähig iſt, wird ſich an dem

ſanf⸗

ſanften Strome der Vokale, der ſo lieblich-rauſchend ſich an den Klippen der Conſonanten bricht, mit ſtillem Wohlgefallen ergötzen: denn von Wohllaute läßt ſich nicht viel reden; der will gehört, will lebendig empfunden ſeyn.

Hier nur ein Paar Bemerkungen. Die griechiſche Sprache hat in ihrem Umfange ungleich mehr Doppellauter und ſtärkere Vokale, als alle Sprachen, die wir kennen. Dadurch erhielt ſie einen gewiſſen männlichen Ton; etwas Nachdruckvolles und Geſetztes. — Das H iſt die Grenze zwiſchen Laut und Mitlauter: es giebt, nach Gellius Bemerkung, dem Worte Haltung, und dem Schalle Munterkeit; es nimmt dem Vokal etwas vom Laute, und giebt dem Mitlauter etwas dazu; es verhindert die gar zu große Oeffnung des Mundes bei den Vokalen, und die Zerrung bei den Conſonanten: daher die Griechen, welche die Hauche (Spiritus) bei ihrer Sprache ſo ſehr brauchten, um auch inſonderheit das

Ypſilon

Ypſilon fortzuſtoßen, im phyſiſchen Verſtande den Ausſpruch des Horaz verdienen:

— Graiis dedit ore rotundo Muſa loqui.

Vgl. Aug. Grotii Parallelon III. 54 ff.

Und wie reich iſt ſie nicht an abgemeſſenem polymetriſchen Numerus, wie zartgebildet für jeden Ausdruck ſingbarer Empfindungen. „Bei den Griechen war die lyriſche Poeſie nichts anders, als ein Schwung der Empfindungen durch mancherlei Töne. Im älteſten Chor bewegten ſich Strophe und Antiſtrophe gegen einander, ſich antwortend, zuletzt einſtimmend mit einander. Der feierliche Hexameter war der Griechen älteſte Geſangweiſe. Da die Naturvölker einfache Melodien lieben, ſo war dieſe älteſte Nationalmelodie der Griechen ihrer Sprache gemäß glücklich gewählt; Alles konnte die Empfindung in ihr ſprechen, und der Verſtand ſie reich ausbilden. Als die Doppelflöte erfunden ward, die Freude und Leid, heroiſche und

ſanfte

ſanfte Töne wechſelnd ſang, ſo ward dem heroiſch vortretenden Manne gleichſam eine Gattin, der Pentameter, zugeordnet. Breit und prächtig trat jener auf; dieſe nahm ſich zuſammen, zart und lieblich.

Die Tonarten vermehrten ſich, mit ihnen die Zuſammenordnung der Sylbenmaaße; an Bacchiſchen Feſten ſtieg ihr jubelnder Wechſel zum Dithyrambus. Verloren iſt leider der größeſte Theil dieſes Schatzes von Tönen aus der Leier Apollo's; aber auch die kleinſten Reſte zeigen die Vieltönigkeit ſeines Köchers voll Geſangespfeile; Catull und Horaz haben nur die leichteſten gewählt, die ſie dem Ohr der Römer und ihrer Sprache anmuthig fanden; die ſchnellſten Pfeile ließen ſie ihren unerreichten Vorgängern, den Griechen, an deren Tafeln ſelbſt Polyhymnia ſang, in Skolien d. i. in wechſelnden Reihentönen. Eintönigkeit ſchien den Griechen nirgend zu gefallen, ſelbſt nicht in Klagen.

Den Chor, aus welchem das griechiſche Drama hervortrat, muß man alſo auch als ein Concert der Empfindungen anſehen, von Einem Punct zum andern kunſtreich geleitet. So auch die Geſänge Pindars. Der Chor klagt und jubelt, hoffet und wünſcht, fürchtet und zweifelt, warnt, lehrt, erzählt; alles dieß unter einer Geſangesregel. Zur Melopöie war die ganze griechiſche Sprache geordnet."

b) Sie hat die höchſte Stufe der proſaiſchen Bildung erreicht, ohne darum die poetiſche zu verdrängen. Bekanntlich ging, wie überall, alſo auch in Griechenland die Poeſie der Proſa voraus. Bei den Griechen hat Herodot beide mit einander verbunden, und ſteht zwiſchen beiden inne. Aber höher hinauf, wie abgeglättet und gerundet erſcheint ſie in ihrer höchſten Eigenthümlichkeit, dem Periodenbau in ſeinem vollen Maaße. Wo finden wir eine Nation, die

die Glieder ihrer Sprache ſo kunſtgemäß mit einander zu verbinden und in einander zu verſchränken gewußt hätte, daß ein Gedanke durch ſie ſelbſt, in ſeiner Bezeichnung durch Worte, ein Kunſtwerk geworden wäre? Alle orientaliſche Völker geben ihre Gedanken in kurzen Sätzen, die ſie wie Bauhölzer neben einander hinſtrecken, die oben und unten erſt behauen werden müſſen, wenn ſie mit einander verbunden werden ſollen, und flicken ihre Redeglieder eben ſo ängſtlich als widerlich mit einem tauſendfachen Und oder Oder zuſammen.

c) Sie iſt in ihrer Bildungs-Geſchichte die originellſte und vollſtändigſte. „Denn in uns von welcher Sprache haben wir ſo viele Urkunden, Nachrichten, Hülfsmittel? Welche hat ſich ſo urſprünglich und auf ihrem eigenen Boden zur Literatur gebildet? welche hat ſich ſo mancherlei Gattungen der Literatur, auf eine ihr eigene urſprüngliche

Art

Art anſchmiegen gelernt? Welche iſt in allen Gattungen ſo vollkommen geworden? Und welche hat ihre Zeitalter ſo ruhig durchlebt, dem Wachsthum der Natur ſo viel Platz gelaſſen, und ſich gleichſam Zeit genommen zur Bildung? Keine als die griechiſche! Wenn Urkunden einer Sprache möglich ſind; ſo haben wir ſie in ihr — in ihr eine Menge von Ueberbleibſeln und Denkmälern und Nachrichten, als vielleicht nicht in allen übrigen der alten Sprachen zuſammengenommen. Sie iſt nicht, wie die Literatur anderer Sprachen, ein Baum, der dem Erdreich als ein Fremdling aufgezwungen, durch die Kunſt, als ein Sklave aufgetrieben, und als Weichling erzogen, widernatürliche Pfropfreiſer empfängt, und den ungeſunden Fleiß ſeines Treibers nicht anders lohnen kann, als durch vorzeitige Früchte: durch Früchte, die das Auge betrügen, den Geſchmack aufbringen, ſtatt ihn zu beſänftigen, und am liebſten die Speiſe der Würmer ſind: denn ſo war die Literatur an-

derer Sprachen. Allein die ihrige war wie ein freiwilliger Baum, aus ſeiner Wurzel in ſchöner Erde langſam hervorgetreten: aus edler Natur gebar er edle Keime, geſunde Blätter, erquickende Blüthen, vollendete Früchte: ſo mancherlei Gewächs- und Fruchtarten er empfing; ſo wurden alle ſeine Säfte verwandt, und in ſeine Natur veredelt: nichts an ihm erſtickte durch den überwältigenden Schatten eines zu nahen, hohen Baumes: nichts wurde durch die nachbarlichen Gewächſe verbittert: nichts durfte in zu enger Luft verrotten — in freiem, ſeligem Revier breitete er ſich mit allen Aeſten und Zweigen aus, und ward die Krone aller ſeiner Nachbaren und die Mutter ſo vieler Sprößlinge: heilig, wie jene Homeriſche Buche Jupiters, auf welcher die Göttin der Weisheit und der Vater der Muſen, Minerva und Apollo, in der Geſtalt tapferer anſehnlicher Vögel, ſaßen, und ſich an den Helden vor Troja ergötzten."

d) Sie

d) Sie hat den entſchiedenſten Einfluß auf die Bildung der meiſten neuern Sprachen gehabt. Die lateiniſche iſt eine Stief- und Pflegetochter von ihr, und, wie bekannt, iſt dieſe der Mutterſtamm, auf welchen die Sprachen des weſtlichen Europa's gepfropft ſind. Unmittelbarer aber und ſo viel ſtärker, hat ſie ganz beſonders in neuern Zeiten auf die Bildung der deutſchen Sprache gewirkt und ihre Wirkung dauert noch fort. Durch Uebersetzungen und Nachbildungen, von großen Geiſtern unternommen, hat unſre Sprache Rieſenſchritte in ihrer Ausbildung zur Gelenkigkeit des Ausdrucks, und zur rhythmiſchen Grazie gemacht. Was man vor dreißig und mehr Jahren noch als unmöglich darſtellte, iſt nach mannichfaltigen Verſuchen nun wirklich geworden. Die Natur der Sprache hat ſich gleichſam durch ſie verändert, und wenn unſre Sprache auch nicht griechiſch werden kann, ſo wird ſie doch nicht mehr barbariſch genannt werden dürfen. Und was geſchehen iſt, um

dieſen

dieſen Vorwurf wegzubringen, wird man größtentheils der griechiſchen Sprache verdanken müſſen.

2) Die griechiſche Mythologie iſt darum die reichſte und ſchönſte:

a) Die reichſte, weil ſie alles in ihr Gebiet gezogen hat, was nur irgend hinein gezogen werden konnte. An die Geſchichte wie an die Philoſophie hat ſie ihre verſchönernde Hand gelegt; ihre Geſtalten und Weſen erzählen und denken, warnen und ermuntern, erfreuen und ſchrecken, und leben und weben in allen Elementen, überall wo Spuren des Lebens zu finden ſind. Die ganze menſchliche Geſchäftigkeit iſt in ihrem Reiche zu Hauſe, ihr Glück und Unglück, ihr Gedeihen und Mißrathen; für jede große, nützliche Erfindung hat ſie ein Bild, eine Geſchichte, für jeden großen Menſchen einen göttlichen Umglanz; auf ihrem Boden wandeln verkörperte Gedanken unſichtbar = ſicht-

Bayerische Staatsbibliothek München

bar — mit Einem Worte, die griechiſche Mythologie hat für alles, und gibt für alles, was den Menſchen angeht, für die phyſiſche und moraliſche Welt, in der er lebt, Bild, Weſen, Geſchichte und Sprache. Wie arm erſcheinet gegen ſie der ganze Orient mit ſeinen Fabelweſen! Freilich hatten auch die Griechen den mythologiſchen Schatz vieler Völker ſich zu eigen gemacht.

b) Die ſchönſte, weil in allen ihren Vorſtellungen und Geſtalten Schönheit der oberſte Grundſatz iſt. „In den älteſten Zeiten, da noch die fremden, von außen überbrachten Begriffe galten, waren freilich die Vorſtellungen der Götter oft unwürdig, und Jupiter ſelbſt ſchämte ſich nicht, mit beiderlei Geſchlecht mit einem Beile, und in Geſtalt eines Miſtkäfers zu erſcheinen. Bald aber entwölkte ſich dieß allegoriſche Gehirn der Aegypter und Aſiaten in der freien griechiſchen Luft; die unnützen Geheimniſſe und

Deu-

Deutungen in der Mythologie ꝛc., wurden unter den Griechen aus ihren verſchloſſenen Kammern auf offnen Markt getragen, und Schönheit fieng an das Hauptgeſetz der Poeſie und Kunſt, nur bei jeder auf eigne Art zu werden. Homer, der Sohn eines himmliſchen Genius, ward der Vater ſchöner Dichter und ſchöner Künſtler.“ Mit liebenswürdiger Annäherung an die menſchliche Natur ſchufen die Griechen die Natur ihrer Götter aus, und machten ſie dadurch fähig, alle ihre Ideale menſchlicher Größe, Erhabenheit und Schönheit unter ſich, in ihrem Olymp, aufzunehmen.

3) Warum iſt die griechiſche Dichtkunſt, ort- und zeitmäßig betrachtet, die vollkommenſte ihrer Art? Ueber dieſe Frage hier nur einige Winke. Die griechiſche Dichtkunſt hat ſich in keinem Fache unverſucht gelaſſen, vom Epos herunter bis zum Epigramm und Idyll, und allenthalben ſind ihre Verſuche ſo glücklich

ausgefallen, daß ſie den gebildetſten Nationen der Nachahmung würdig geſchienen haben. Die griechiſche Dichtkunſt iſt ferner rein, ein unverfälſchtes Produkt der griechiſchen Muſen. Alles in ihr iſt griechiſcher Natur, Stoff und Einkleidung, Bild und Sprache, und Versmaaß. Aus Griechen heraus und zu Griechen tönten ihre Laute mit erhebender Gewalt. Die ſchönſte griechiſche Natur war ihre höchſte Kunſt; nirgends Nachahmung, nirgends fremde Saiten zum Schlag des Plektrons. Daher kömmt es denn, daß ſie durchaus das Gepräge der Wahrheit hat, das uns bei jedem Dichter ſo anzieht: Griechenwahr iſt jede ihrer Anſichten und Gefühle, und überhaupt alles, was durch die Sinne empfunden wird. Wie viele der neuern Dichter ſind in dieſer Hinſicht Heuchler! „Ueberhaupt ſpringt in der Cultur zum Schönen, die wir der Kürze halben, Poeſie nennen wollen, der Unterſchied alter und neuer Zeiten d. i. der Griechen und Römer in Vergleich

aller

aller neueren Europäiſchen Völker in die Augen. Aber es wird ſchwer, ihn ſich im reinſten Umriſſe aufzuklären; noch ſchwerer, ihn bis auf ſeine erſten Urſachen zurückzuführen, und dabei jeder Nation und Zeit ihr Recht wiederfahren zu laſſen.“

4) Es iſt hier der Ort nicht zu unterſuchen, worauf ſo viele Gelehrte eine unnütze Mühe verwendet haben, weß Urſprungs die griechiſche Sprache ſey, ob ägyptiſchen oder hebräiſchen, gothiſchen oder chineſiſchen: daß man für alle dieſe verſchiedenen Urquellen Beweiſe auffinden konnte, beweiſet ſchon, wie mich dünkt, zur Gnüge, daß an der ganzen Unterſuchung nicht viel Haltbares ſey. Aehnliche Wortſchälle, auf die man hierbei mit unter ſehr viel rechnete, finden ſich in den entfernteſten Sprachen, deren Nichtverwandtſchaft nicht einmal erwieſen zu werden braucht. Die Geſchichte des Volks enthält auch die Data zur Geſchichte ſeiner Sprache.

Es wird aber nöthig ſeyn, ehe wir uns eine richtige Anſicht des Culturganges der griechiſchen Sprache zu verſchaffen ſuchen, ein Paar allgemeine Bemerkungen voraus zu ſchicken. Die erſte wurde ſchon früher gemacht, und betraf die Ungleichförmigkeit Griechenlands in Rückſicht ſeiner Cultur überhaupt. Hier nehmen wir ſie blos herüber, und beziehen ſie auf die Sprache. Auch von Seiten der Sprach-Cultur darf man Griechenland nie als ein Ganzes betrachten; man wird zu einer und derſelben Zeit die griechiſche Sprache hier mehr dort weniger, hier ſo dort anders gebildet finden. Hauptſächlich gilt dieß von der Vorzeit des Makedoniſchen Königes Philipp: denn von jener Zeit an wurde attiſche Cultur faſt in dem ganzen übrigen Griechenlande aufgenommen. — Dann dürfen wir auch niemals aus der Acht laſſen, daß, ſo reich wir auch in Vergleich mit andern Nationen an griechiſchen Schriften ſind, wir doch lange noch nicht genug haben, um eine in jeder

der Hinſicht vollſtändige Geſchichte der griechiſchen Sprachbildung daraus zuſammen zu ſetzen. Welche Hauptſchriftſteller fehlen uns nur allein im Fach der lyriſchen Poeſie, der neuern Komödie! Wie wenige von der großen Anzahl der Hiſtoriker, worunter ſehr berühmte waren, ſind auf unſre Zeiten gekommen! Viele Wörter lernen wir nur aus Auszügen von Auszügen kennen, manche Eigenthümlichkeit müſſen wir auf das Wort der Grammatiker hinnehmen. Mangelhaft bleibt alſo die Geſchichte der griechiſchen Sprachbildung immer. — Endlich iſt zu bedenken, daß wir die Cultur der griechiſchen Sprache, die nun zu den todten gerechnet werden muß, nur zum Theil aus Schriften können erkennen lernen, da ein Theil ihres Geiſtes mit dem Leben auf ewig dahin iſt. Ein anderes iſt ſprechen und hören, ein anderes ſchreiben und leſen. Auch ſollte man die Sprache, als Mittel des Ausdrucks, von dem Ausdruck ſelbſt unterſcheiden. Doch das iſt nicht ſo leicht.

Nun

Nun einige Grundſtriche zur Geſchichte der griechiſchen Sprache. — „Von den erſten Zeiten eines Volks giebt es ſo wenig Andenken, als von unſern unmündigen Jahren: die Erinnerung an unſer letztes Knabenalter, da wir Zucht annahmen, iſt die Morgenröthe in unſerm Gedächtniß; ſo auch die erſten Nachrichten aus dem früheſten Zeitalter einer Sprache. — Wie der Charakter des Volks iſt, ſo iſt auch der Charakter ſeiner Sprache. Die Griechen mit ihrer Lebendigkeit und Regſamkeit, mit ihren feinern, abgeglätteren Organen werden ſchon in ihrem roheſten Zuſtande andere Sprachanfänge gehabt haben, als andere Völker mit andern Anlagen des Körpers und Gemüths. Aber welche? das läßt ſich nicht genau beſtimmen, wenigſtens nicht für die eigentlichen Sprachelemente. Daraus, daß das erſte Alphabet, was bei den Griechen durch Kadmus eingeführt wurde, nur etwa aus ſechzehn Buchſtaben beſtand, ſchließen zu wollen, daß auch nicht

mehr

mehr als ſechzehn hörbare Urlaute in der griechiſchen Sprache geweſen wären, würde zu voreilig ſeyn; da man weit leichter den Mangel im Alphabet als in der Sprache erklären kann. — Höchſtwahrſcheinlich betonten die älteſten Griechen die Endſylben der Wörter etwas ſtark, wie das noch der Fall bei mehrern rohen Völkern iſt, und gaben ihren Vokalen in der Ausſprache etwas Schneidendes, Nachpfeifendes, wodurch in der Folge die mit dem Jota componirten Doppellaute entſtanden zu ſeyn ſcheinen. — Wie die älteſten Sprachen, ſo hatte auch die griechiſche viel lebenden Ausdruck. Unmittelbar nach der lebenden Natur, und nicht, wie die neueren, nach willkührlichen todten Ideen gebildet, hatte ſie nicht bloß einen nachdrücklichen Gang für das Ohr, ſondern war auch bei der leiſeſten Anwendung fähig, mit dem Wirbelwinde zu raſen, in der Feldſchlacht zu tönen, mit dem Meere zu wüthen, mit dem Fluſſe zu rauſchen, mit dem einſtürzenden Felſen zu kra-

krachen, mit den Thieren zu ſprechen. — Lange Zeit war bei den Alten ſingen und ſprechen (αυδαειν und das nachgebildete Wort canere) einerlei: Orakel ſangen, und die Stimmen, die der Gott ſang, hießen Ausſprüche (φατα), die Geſetze ſangen, und hießen Lieder (νομοι), die Weiſſager, die Dichter ſangen, und was ſie ſangen, hießen Reden (επεα), Homers Helden ſprechen lauter geflügelte Worte (επεα πτεροεντα), und ſeine Herolde ſind Heuſchrecken gleich, die auf den Bäumen im Walde ſitzen und angenehmen Laut geben. Man ſprach im gemeinen Leben (und ein anderes gab es noch nicht) die Worte in höherm Ton, daß man nicht bloß lange und kurze Accente, ſondern auch hohe und niedere Sylben deutlich hören ließ; der Rhythmus der Sprache war heller, und in ſolchen rhythmiſchen Falltönen fiel natürlich die Sprache aus einander; in Verbindungen ungefeſſelt bekam ſie einförmige Cadenzen. — Damms Lexikon über Homer

und

und Pindar iſt ein wahrer Schatz für den Forſcher der griechiſchen Sprache. Mit nicht gemeinem Glück hat Damm die Urlaute derſelben aufzufinden geſucht, und uns gleichſam zu den höhlenbewohnenden Griechen zurückgeführt, ihre Sprache ihnen abzulauſchen Es würde keine nutzloſe Arbeit ſeyn, dieſes Wörterbuch in Tabellen zu bringen, um die Ahnen der Wörter zählen zu können.

5) Es iſt unglaublich, was durch dieſe geſellige Liebe zur Tonkunſt die griechiſche Sprache gewonnen hat, und man merkt es der Sprache recht eigentlich an, wo dieſe Liebe erkaltet iſt. Modulation, Tanz, Rhythmus, als welches alles die Tonkunſt in ſich ſchließt, wirkten alle gleich ſtark auf die Bildung der Sprache, und verhalfen ihr zu jenen ſchönen Eigenthümlichkeiten, die ſie ſo ſehr zu ihrem Vortheil auszeichnen. Muſik und Sprache, Tanz und Pantomime wurden in ihr im feinſten Puncte verbunden. Dadurch

durch erhielt ſie denn beſonders auch eine hohe lyriſche Fähigkeit, wie ſie außer ihr keine Sprache gehabt hat. An der Lyra hat ſie gelernt, jede Art der Empfindung mannichfaltig, bald ſtärker, bald zarter, zu bezeichnen, die Worte rein und voll aushallen zu laſſen, und die Intervalle der Empfindung zu moduliren. Durch ſie ſind ihre Gemählde ein Tanz der Worte geworden, und die ſchwebende Bewegung ihrer Saiten hat den Lauten, die ſie begleiteten, ſelbſt eine ſchwebende Bewegung mitgetheilt.

6) Da ich den Bemerkungen, die Herder über die Sprache und Schreibart einiger griechiſchen Autoren gemacht hat, keinen beſſern Platz zu geben weiß, ſo mögen ſie hier ſtehen.

Homers Periode wölbet ſich nirgends zur proſaiſchen Rundung, noch läuft ſie in ſpitze Gegenſätze zuſammen; Glied nach Glied läßt er aus einander fallen, und indem er ſich

immer

immer halb wiederholt, ſchreitet er eben damit immer weiter: er zieht ſeine Töne in- und auseinander, ſo daß überall Ruhepuncte, nirgends aber im ganzen Werke ein Endpunct erſcheint: ſein ganzes Gebäude beſteht aus Rapſodieen, durchhin aber iſt kein Riß und keine Verkúttung zu merken: mit der beſtändig fortgehenden Handlung ſchreitet auch das επος im kleinſten wörtlichen Theile mit verketteten Händen in gleichen Schritten fort. Der Rhythmus des ganzen Werks iſt wie ein Silberton, der freilich in Wirbeln und Wellen und Kreiſen ſich durch die Luft fortarbeitet; Kreis umſchließt Kreis; Welle ſchlägt Welle; Wirbel faßt in Wirbel: ſo wird der Schall bis zu unſerm Ohr fortgetrieben. Hier aber verlieren ſich Wirbel und Wellenkreiſe; alles fließet in einen himmliſchen Laut zuſammen, der untheilbar, wie ein Gedanke, und rein iſt, wie ein Tropfe Nektar im Munde der ſeligen Götter. Das Werk Homers, mit allen Wiederholungen, mit allen neben und

in

in einander geworfenen Abſätzen, mit ſeinen aus- und in einander fallenden Tönen, mit ſeinen einförmigen Cadenzen, ſeinem rauhen ungekünſtelten Numerus, ſeinen unaufgeſtutzten hinläſſigen Perioden; mit alle dieſem wird es eben ein Einziger hoher Geſang, der alle Harmonieen der Götter und Menſchen vereinigt, ein Inbegriff aller Geſangweiſen, und ein Werk, das ſich dem himmliſchen Einklange der Vollkommenheit nähert. —

Wer im Homer nach Dialekten jagt, macht einen ungeheuren Sprung über Ereigniſſe und Zeiten. Homer kennt nur einen Dialekt, und das iſt ſein eigner. Wie man Homeriſche Alterthümer geſchrieben hat, ſo ſollte man auch eine Homeriſche Grammatik ſchreiben. Wer dieß unternähm, würde für die hiſtoriſche Sprachforſchung ein eben ſo wichtiges Werk liefern, als für die Kritik der Homeriſchen Geſänge.

Eine Parallele zwiſchen Homer und Plautus. Sie werden lachen. Aber in der That, der Einfall iſt ſo unrecht nicht. Abgerechnet, was abgerechnet werden muß, dort das Epos und hier die Komödie, wird man im Breiten und Nachläſſigen des lebenden Sprachgebrauchs manche Aehnlichkeit finden. Dort wie hier findet man die Sprache im Munde der Menſchen. Die griechiſchen Komiker hatten ſie ſchon etwas deſtillirt.

Ich halte die Hymnen des Orpheus für nicht ſo alt, daß ſie, ſo wie ſie ſind, bis an den Orpheus reichen ſollten; aber, ſo wie unſere Kirchenſprache und Kirchenpoeſie beſtändig Jahrhunderte zurückbleiben: ſo zeigen ſie, nach meiner Meinung, am beſten, wie die älteſte Sprache der Poeſie zur Zeit des hohen Stils geweſen iſt.

Im Herodot iſt es ſchwer, die Farben zu trennen, die in ſeinem Bilde der Geſchichtſchreiber und der Sänger alter Sagen und eig-

eigner Reiſen zuſammenfließen läßt. Den ganzen Bau ſeiner Geſchichte hat die Einfalt des Dichters errichtet; alles ſchlingt ſich in Epiſoden zuſammen, die theilweiſe aus einander fallen, und ſo aus einander fällt auch der ganze Bau ſeiner Schreibart, die noch nichts vom Numerus des Iſokrates weiß. Wie viel würde dazu gehören, ihn, wie es ſeyn ſoll, in unſre Sprache zu verpflanzen, und nach ſeiner ungebundenen Einfalt unſre weitſchweifige, zu gefeſſelte Schreibart zu zerſtücken, ohne doch ihrer Bildung etwas zu vergeben. — Je mehr ich Herodot im ganzen Ton ſeiner Denk- und Schreibart kennen lerne; deſto ehrerbietiger nähere ich mich ihm, wie einer antiken Bildſäule des Janus, der mit einem Antlitz ins Land der Poeten zurück, mit dem andern in eine neue Welt hinſiehet, in ein werdendes Zeitalter der Proſe.

Wie auf dem höchſten Gipfel kunſtloſer Wohlredenheit erſcheinen mir die Schüler So-

krats, Xenophon und Plato: claſſiſche Schriftſteller, in welchen die Proſe lebet, für mich die erſten und einzigen unter allen Nationen, die ich kenne. Wie bei Homer alle Gattungen poetiſcher Schreibart in ſeine ungekünſtelte Poeſie zuſammenfließen, ſo fließen bei ihnen alle ſpätere Gattungen der Proſe in ihren natürlichen Vortrag zuſammen, und wenn Homer die Sprache der Götter ſang, ſo ſchreiben dieſe die Sprache vollendeter ſeliger Menſchen. Ihr Ausdruck ſchwebet zwiſchen dem frühern Pomp der Dichter und dem ſpätern Pomp der Redner, wie in ruhiger Mitte, von da er ſich bei jeder ſanften Neigung der Luft bald dort, bald hier hinſchwingen kann, ohne auf das Aeußerſte hart anzulaufen, oder aus ſeiner glücklichen Mitte zu wanken. Sie ſind die καλοι κ'αγαθοι unter den griechiſchen Schriftſtellern, bei denen die Weisheit noch nicht Wiſſenſchaft, die Schreibart noch nicht gelehrte Kunſt; beides aber gemeinſchaftlich ein Werk der Natur

ſcheint, *) wo Weisheit, wie die unſichtbare Seele iſt, die vom Antlitz der Unſchuld mit ſanftem Glanz ſtrahlet; die Schreibart aber den ſchönern Körper giebt, den alle Huldgöttinnen gebildet. Mehr als von allen Lateinern kann unſre Sprache von ihnen gewinnen, um das Süße und Schöne (ἡδυ και καλον) zu lernen, das ihre Proſe des guten Verſtandes belebt.

Mich dünkt, es war Ariſtoteles, der es nicht wagte, *Dialogen* zu ſchreiben, weil Xenophon, die attiſche Muſe, ſolche geſchrieben: und gewiß! es geht kaum etwas über die einfältige Natur, über die honigſüße Freundlichkeit, über das Feuer der Symme-

trie,

*) Zwar war in dieſem Zeitalter die Sophiſterei der λογοδαιδαλων, wie ſie Plato nennt, der herrſchende Geſchmack; allein um ſo mehr konnte das edle Propago der Schriftſteller, die bei den Griechen von den älteſten Schriften an ein eignes Geſchlecht machten, ſich von dieſer herrſchenden Denk- und Sprachart unterſcheiden.

trie, das bis auf Kleinigkeiten in ihnen herrſchet: denn die Muſen ſelbſt ſprachen aus ſeinem Munde. Nichts ſagt er verworren, nichts falſch, nichts durch einander, wie wenn viele in einander ſchreien und keiner ſpricht; jedes ſeiner Geſpräche iſt wie ein feiner Teppich mit Gold geſtickt, und bis auf jeden Nadelſtich voll Natur, Ordnung und Symmetrie.

Die Schreibart des Plato brennt wie Feuer und erquicket wie himmliſcher Thau. Plato wurde dem Sokrates durch einen Traum verkündigt, daß ein junger Schwan aus dem Altar des Gottes der Liebe aufflöge, und in ſeinem Schooße niederſäße; nachher ſich auf ſeinen Schwingen gen Himmel erhübe, mit einem Geſange, der das Ohr der Götter und Menſchen ergötzte. O ſäße in dem Schooße des griechiſchen Plato auch ein ſolcher Schwan nieder, um, was er in ſeiner Sprache ſang, uns in der unſrigen vorzuſingen. Sein Ueberſetzer muß den Dämon Sokrats zum

Freunde haben, der ihm in der Weisheit ſelbſt und in dem Gewande derſelben, dem Sokratiſchen Vortrage, Rath und Unterricht gäbe: dieſem Göttlichen, was in Sokrates wohnet, opfre er, wie der junge Theages, Gebet und Opfer, und was die Weiſſager wollen, damit er ſein Vertrauter ſey.

Dieß ſchrieb H. 1768. Später ließ er ſich darüber ſo vernehmen. Man macht einen großen Lärm von der Eleganz des Cicero, aber Cicero ſcheint mir in dieſer Hinſicht immer tief unter Plato zu ſtehen. Beide haben zwar aus dem Vorrath der Sprache ſich das Auserleſenſte zur Einkleidung ihrer Gedanken gewählt; aber indem der Römer oft für lauter Eleganz den Gedanken ihre wahre Geſtalt benimmt, hebt ſie der Grieche nur immer mehr und mehr dadurch heraus. Wir haben in unſern Tagen mehrere Ueberſetzungs-Verſuche des Griechen erhalten, aber keiner hat ſich eigentlich an ſeiner Sprache, viele nur

an ſeinen Gedanken verſucht. Von Schlegels Ueberſetzung erwarte ich viel.

Iſokrates und Demoſthenes haben der griechiſchen Sprache den ganzen Umfang des ſchönſten oratoriſchen Numerus gegeben. Beide müſſen eben ſo gut als Dichter laut geleſen werden; man muß ſie hören, um das Wohlthuende in dem Wogenſpiel ihrer Worte zu empfinden. Mit genialiſcher Keckheit laſſen ſie die Sprache einherſchreiten, aber ſchon ſtehen bei ihnen die beiden Wagſchaalen, das Was und Wie, nicht mehr in gleicher Richtung. Schon fangen ſie an, auf das Wie noch einen Accent zu legen, und das Was etwas höher zu bringen.

Geddes ſchrieb ſein Buch: *On the compoſition and manner of writing of the ancients*, das ſich über die Schreibart Xenophons, Herodots, Thucydides, Plato und Demoſthenes erſtreckt, mit einer genauen Kenntniß ſeiner Griechen, mit einem feinen Ge-

Geſchmack, die Compoſition ihrer Bilder und Gleichniſſe zu ſchmecken, und mit dem richterlichen Ohre, das Numerus und Wohlklang bis zum Uebermaaß hören will. Außerdem hat er über Plato manches andere von Nutzen geſagt, und iſt ein Sammler der ſchönſten proſaiſchen Stellen der Griechen. Allem ohngeachtet aber bleibt ſein Werk nichts, als das Buch eines Schulmeiſters, der Xenophon und Plato zu nichts beſſerm machen kann, als er ſelbſt iſt. Er legt den Satz zum Grunde, den das ganze griechiſche Alterthum uns zuruft: „die beſten Schriftſteller auch der Proſe hätten ihre Schreibart dem Homer abgelernt.“ Allein da er ihn ſehr gebrochen verſteht; ſo giebt er allen dieſen großen Leuten wahre Schulmethode zu lernen Schuld, die den Feldherrn Xenophon plötzlich auf eine Bank rückt, wo der Profeſſor Geddes ſitzt, wenn er Homer und die Alten lieſet. Hier ſollen ſie dem Homer eine Beſchreibung, ein Gleichniß, ein Bildchen

kin-

kindiſch und künſtlich nachgemahlt haben, wo ich zum Unglück das wenigſtemal einen Zug der Nachahmung entdecken kann, wenn meine Phantaſie nicht Buße thun ſoll. Dort haben ſie ihm den lebenden Wohllaut nachgebildet, ſelbſt wo ſie in ihrer Sprache kein Wort mit Homer gemein haben? Warum denn ſo etwas Homer nachgebildet? Eben als wenn ſie kein Ohr hatten, einen Platzregen, einen Fluß rauſchen zu hören; keine Augen hatten, die Wirkungen der Leidenſchaften zu ſehen; und keine Zungen hatten, das, was ſie ſahen und hörten, auszuſprechen! Eben als wenn Plato keine Vergleichung mit dem Hauche der Aura machen könnte, ohne den Zephyr Homers in Elyſium im Sinne zu haben; und Thucydides zu Pindar laufen müßte, wenn er ein großes Gemählde wagen wollte. Gewiß, die größten Schriftſteller der Proſe, die in der Welt gelebt, ſo weit zu Schülern, zu kindiſchen Nachahmern, zu Affen des Numerus herabzuſetzen, iſt ſchimpflicher, als

wenn

wenn er ſie des Gedankendiebſtahls beſchuldigt hätte: denn große Gedanken erobern, iſt königlich, aber Bilderchen nachmahlen iſt kindiſch, und den Numerus und Rhythmus nachpfeifen, gehört für dumme Vogelköpfe. Geddes hat geſchrieben, wie ein Geſchöpf, das nur einen Sinn hat, ein künſtliches Ohr.

Der muß alle Sinne, und alle wohlgebildet haben, der darüber reden will, wie die griechiſchen Proſaiſten ihren Homer, und wie ſie einander nachſprechen, — nicht in läppiſchen Kleinigkeiten, ſondern in dem Innern ihrer Schreibart. Tief in dieß Innere muß der griechiſche Gedanke verfolgt werden, daß alle Weisheit und Schönheit des Vortrags aus dem Abgrunde derſelben, der alten Poeſie allmählig gefloſſen, und ſich in eigene Bäche, und nachher große Ströme getheilt habe. Erſt muß man das Eigene in der Denk- und Schreibart jedes Schriftſtellers einzeln zu bemerken und lebendig zu ſchätzen

wiſſen,

wiſſen, ehe man ſich die Frage vorlegen kann, wie hat dieſer Scribent das Ganze ſeiner Denk- und Schreibart nach einem alten Original gebildet.

7) Staunend erwachen wir in der Welt; unſer erſtes Gefühl iſt, wo nicht Furcht, ſo doch Verwunderung, Neugierde, Staunen. „Was iſt das Alles um mich her? wie ward's? Es gehet und kommt; wer zieht die Fäden der Erſcheinung? Wie knüpfen ſich die wandelnden Geſtalten?" So fragt ſich ſelbſt unbewußt der kindiſche Sinn; von wem erhält er Antwort? Von der ſtummen Natur nicht; ſie läßt erſcheinen und verſchwinden, bleibend in ihrem dunklen Grunde, was ſie war, was ſie iſt, und ſeyn wird. — Da treten zu uns ſie, die uns ſelbſt aus dem Schooße der Natur empfiengen und einſt ſelbſt ſo fragten; wie ſie belehrt wurden, ſo belehren ſie uns durch — Sagen. Das gebildetſte Syſtem der Geo- und Kosmogonie bleibt Sage; mehr noch mußten es die frühen Anfänge ſeyn,

die

die über das Woher? und Wie? der Dinge Rechenſchaft gaben, ohne daß ſie ihr Daſeyn ſelbſt verſtanden. — Daher die älteſten, die kosmogoniſchen Mährchen aller Völker; ſie waren Erklärungen der Natur, indem, was man täglich oder jährlich vor ſich ſah. Wo man nicht wußte, dichtete man und erzählte.

Inſonderheit erweckten ſeltene Erſcheinungen der Natur den Geiſt der Sagen und Mährchen. Manche Gegenden, ſind ſie nicht wie von dieſem Geiſte bewohnt? Hier dieß romantiſche, dieſer Fels u. ſ. Auf dieſer Stelle des grauenvollen Hains, auf jenem Scheidewege, iſts nicht, als ob dort und hier unſichtbare Beſitzer, die zuweilen ſich blicken laſſen, wohnen? Pan, Nymphen hauſen in dieſer Höhle u. ſ. Das alte Griechenland war voll dieſer ſogenannnt-heiligen Spuren; keine Provinz, kein Tempel, kein Heldengeſchlecht war ohne Einwirkung der Götter und Genien aufgeblüht; Pindars Geſänge, das Epos

und Drama leben in dieſem Zauberkreiſe heiliger National-, Local- und Familienmährchen.

Nicht bloß die Idee einzelner Götterweſen bekamen die Griechen urſprünglich vom Auslande, ſondern ſie reiheten auch aus verſchiedenen Zeiten und Ländern Sagen und Bilder an das Einmalbeſtehende an. Man vergleiche nur einmal die Fabel vom Bacchus: was iſt in dieſem Mythus nicht alles zuſammengefloſſen. Aber die Griechen ließen nichts oder nur weniges in ſeiner fremden Geſtaltung, ſondern bildeten es griechengemäß aus, und ſuchten allem das Bürgerrecht zu verſchaffen. Hauptſächlich iſt es Aſien, was die Mythologie der Griechen ſo ſehr bereichert hat.

Der Gedanke, die griechiſche Mythologie hiſtoriſch zu verfolgen, iſt bis jetzt nur ſehr unvollkommen ausgeführt worden, und gar nicht in dem ihr eigenthümlichen Geiſte. Denn die Mythen jedes einzelnen Dichters zuſam-

ſammenzuſtellen, und ſie aus Homer, Heſiod, Pindar, den Tragikern u. ſ. zu ſammlen, iſt nur ein halber Schritt in das Gebiet der griechiſchen Mythengeſchichte. Um ganz einzubringen, müßte man eben ſowohl den äußern Zuwachs, als die innere Ausbildung mit hiſtoriſch-philoſophiſchem Geiſte unterſuchen; man müßte nachforſchen, wie eine Idee perſonificirt, wie eine Perſon idealiſirt worden wäre, wie man ein Factum mythiſch eingekleidet habe; man müßte zeigen, wie das alles im Verlaufe der Zeiten, im Fortgange der Bildung zum Schönen ſich verändert habe, wie man epiſch, tragiſch und lyriſch, zu dieſem oder einem andern Zweck ſo oder anders umgegangen ſey.

8) S. Hartmanns Verſuch einer allgem. Geſchichte der Poeſie Thl. I. S. 579 ff.

9) Zur Erläuterung und Ergänzung deſſen, was H. hier über Mythologie der Griechen beſonders in Bezug auf Kunſt geſagt hat, dienen folgende Stellen:

Der

Der mythiſche Cirkel der alten Griechen war ohne Widerſpruch der Schönheit gebildet: ihre Götter und Göttinnen waren nicht, wie die ägyptiſchen, allegoriſche Ungeheuer, noch, wie die perſiſchen und indiſchen, beinahe ohne Bild, noch, wie die hetruriſchen, traurige und unanſtändige Figuren; ſondern an Bildung reizend dem Auge. In der ganzen Natur der Dinge fanden die Griechen keine beſſere Vorſtellung der göttlichen Natur, wie eines Inbegriffs der Vollkommenheiten, als die menſchliche Geſtalt; und wiederum, welches zu beweiſen wäre, keine der Gottheiten war ſo charakteriſirt, daß ſie immer häßlich hätte gebildet werden müſſen, um das zu ſeyn, was ſie ſeyn ſollte. Die Götterbegriffe der Griechen waren von Dichtern beſtimmt, und dieſe Dichter waren Dichter der Schönheit.

Was von den griechiſchen Göttern geſagt iſt, gilt auch von ihren Helden. Weder ihre Herren, noch menſchliche Helden haben zu ihrem

rem Hauptzuge eine Kloſterheiligkeit, eine verzückte Andacht, eine bußfertige Verzerrung, oder eine ſich wegwerfende Demuth. —

Ich habe nie die Mythologie als ein Regiſter allgemeiner Begriffe ſtudiert, und bin allemal in die Enge gerathen, wenn ich geſehen, wie andre ſie am liebſten auf ſolche Art angeſehen. — So viel iſt einmal gewiß, daß Dichter, und kein andrer, die Mythologie erfunden und beſtimmt haben, aber fürwahr nicht als eine Gallerie abſtracter Ideen, die ſie etwa in Figur zeigten. Homers Götter ſind himmliſche Individua, die freilich durch ihre Handlungen ſich einen Charakter feſtſetzen, aber nicht da ſind, dieſe und jene Idee in Figur zu zeigen: ein ausnehmender Unterſchied. Venus kann immer die Göttin der Liebe ſeyn; aber nicht alles, was ſie bei Homer thut, geſchieht deswegen, um die Idee der Liebe in Figur zu repräſentiren: Vulkan mag ſeyn, was er will; wenn er den Göttern

tern ihren Nektarbecher umreicht, iſt er nichts als ihr Mundſchenk.

Homer weiß von Redarten nichts, die nichts als ſolche wären; der Nebel, in den die Götter hüllen, iſt bei ihm wirklicher Nebel, eine verhüllende Wolke, die ihm zum Wunderbaren ſeiner Fiction, mit zum epiſchen μυθος ſeiner Götter gehört.

Da die griechiſche Mythologie die menſchlichſte unter allen iſt, indem alles in ihr ohne große Uebertreibung nur ein olympiſirtes menſchliches Weſen haucht, ſo iſt ſie auch für jede Anwendung die beſte. In jede Erzählung konnte man ſie verflechten, und ihr dadurch einen erhabenen pragmatiſchen Sinn geben; für das Gute und Böſe hatte ſie ihre Geſtalten, ſelbſt für die verſchiedenen Aeußerungen deſſelben; reich an Begebenheiten bot ſie Dichtern und Künſtlern den mannichfaltigſten Stoff zu ihren Kunſtwerken dar, in Form und Handeln menſchlich, und dem Moraliſten

zu-

zügelnde und aufmunternde Weſen, den Uebermuth zu ſteuren, den Muthloſen aufzurichten.

In den ſpätern Zeiten, da man die Homeriſche Mythologie quinteſſenziirte, und aus ihr ein Paar Tropfen metaphyſiſchen Geiſtes abzog, da wußte man nicht genug von der innern Unſichtbarkeit der Götter, von ihren myſtiſchen Erſcheinungen, von dem Ueberirdiſchen ihrer Epiphanien u. ſ. w. zu vernünfteln: allein ſolche Theophanien, ſolche feine Metaphyſik über die Natur der Götter, gehört in den Kreis der ſpätern Platoniſten und Pythagoräer, und in das Murmeln ihrer Geheimniſſe, aber nicht in Homer. Mit dem Begriffe der Unſichtbarkeit geht das Weſen der Götter, das Leben ihrer Geſchichte und Thaten, die ſo genau beſtimmten Stufen ihrer Idealgeſtalten, das Anziehende ihres Umgangs mit Menſchenkindern, das ganze Kraftvolle der Mythologie verloren.

So

So manche Veränderungen, Zuſätze, Ausbildungen auch die griechiſchen Mythen durch ſpätere Dichter als Homer erhalten mögen, für die Kunſtwelt bleibt Homer immer der erſte. Er iſt der Urquell, aus dem die Phidiaſſe, Polyklete u. ſ. die Ideen zu ihren himmliſchen Geſtalten geſchöpft haben.

In ſeiner Abhandlung: Nemeſis, ein lehrendes Sinnbild hat H. eine Probe gegeben, wie man einen moraliſchen Mythus mit hiſtoriſch-philoſophiſchem Blick zu verfolgen, und ſeinen Sinn anzuwenden habe. Ich gebe ſie hier im Auszuge.

Eine der Bedeutungsvollſten und feinſten Dichtungen der Griechen war die Nemeſis. Bei Homer kommt ſie als eine perſonificirte Göttin noch nicht vor, obwohl der häufige Gebrauch des Ausdrucks *ὀυ νεμεσις* darin iſt kein Tadel, das wird oder das wolle niemand mit Unwillen anſehen, nebſt andern, die ihm verwandt

ſind, gnugſam zeigen, wie tief die Empfindung deſſen, was durch die Göttin bedeutet ward, in der Seele des Dichters gelegen habe: in den alten Gedichten aber, die Heſiodus Namen tragen, kommt Nemeſis ſchon als perſonificirtes Weſen, und zwar in der zwiefachen Bedeutung vor, die ſich nachher beſtändig bei den Griechen erhalten. Sie und die Schaam verlaſſen die Welt, nachdem die Bosheit der Menſchen auf's höchſte geſtiegen war, mit weißem Gewande die ſchönen Glieder bedeckt, ſteigen ſie zu den Göttern hinauf und hinterlaſſen den Sterblichen nichts, als ſchwere Sorgen und ein Rettungsloſes Elend. So dichtet Heſiodus in ſeinem reinſten Gedicht (Εργ. 198); in der Theogonie (V. 223) hingegen, die aus mancherlei Sagen zuſammengefloſſen zu ſeyn ſcheinet, wird Nemeſis als eine Plaggöttin der Menſchen beſchrieben, die nebſt dem Zank, dem Betruge, dem grauen Alter und

und andern häßlichen Weſen, die Mutter Nacht gebohren.

Nun ſcheinen zwar dieſe beiden Vorſtellungen einander gerade zu widerſprechen, wir werden ſie aber beide natürlich finden, und die ſpätern, ſowohl lyriſche als tragiſche Dichter haben ſich daher an keine ausſchließend gehalten. Wenn Pindar (Olymp. VIII. 114) ſeinem Helden wünſcht, daß Zeus ihm zu ſeinem Glücke nie eine anders-geſinnte Nemeſis (Νεμεσιν διχοβουλον) ſenden möge, wenn er (Pyth. X. 68) die Glückſeligkeit der Hyperboreer auch darin ſetzet, daß weder Krankheiten noch das verderbende Alter ſich dem heiligen Volke nahen dürfe,

das fern von Müh' und Kriegen wohnt
Und ſcheut die richtende Nemeſis (ὑπερδικον Νεμεσιν),

ſo hat der Begriff offenbar die ernſte furchtbare Bedeutung. Wenn in Euripides (Rheſ. 342) dagegen der Chor ſingt:

Adraſtea, du Tochter Jupiters,
Bewahre vor Neide meinen Mund,
Da ich jetzt ſingen will, was meinem Her-
zen gefällt:

ſo iſt der Ausdruck von milderer Art, indem er die Göttin, die allen Stolz und Uebermuth haſſet, mit dieſem Anruf zu verſöhnen trachtet. Sie muß ſelbſt nicht mißgünſtig und neidiſch ſeyn, da ſie angerufen wird, die Bittenden vor dem Neide zu bewahren.

Doch was dürfen wir mehrere Stellen häufen, da wir eine Beſtimmung dieſes Begriffs, wie er im gemeinen Gebrauch der Rede vorkam, vom Ariſtoteles (Ethic. II. 7. Ethic. m. I. 28.) haben. Er erklärt die Nemeſis für den Unwillen, den Menſchen am Glück der Unwürdigen oder an deſſen unwürdigem Gebrauch haben, und ſtellt ſie zwiſchen dem Neide und der Schadenfreude als eine Mitte der Tugend. Mit dieſem philoſophi-

ſchen

ſchen Richtmaas können wir uns ſicher durch alle jene Bedeutungen wagen, welche der Sprachgebrauch oder die Dichtkunſt der Griechen dem Worte beilegten; wir werden wahrnehmen, daß ſie ſich auch in ihren Abweichungen um Eine und dieſelbe Idee winden. Wenn z. B. die laſterhafte freche Klytämneſtra beim Sophokles (Electr. 793) ihres eignen Sohnes, des todten Oreſtes ſpottet, an wen konnte ſich ſeine liebende, traurende Schweſter wenden, als an die Göttin, der jeder freche Stolz gegen Lebendige und Todte gräuelt:

Hör, o Nemeſis, höre die Jüngſtverſtorbenen!

und da die ausſchweifende Mutter darauf zu ſagen wagt:

Sie hörte wen ſie ſollt', und entſchied gerecht:

ſo bleibt Elektra bei ihrem Sinne: „Schmähe nur: denn du biſt glücklich!“ Auf gleiche Weiſe warnen Herodot, und nach ihm

Phi-

Philoſophen und Dichter den Glücklichen für Uebermuth, indem ſie ihn dabei an die Nemeſis oder an den Neid des Schickſals erinnern. Dergleichen Empfindungen lagen und liegen im Herzen aller Menſchen, bei den Griechen gingen ſie aus der Sprache in die perſonificirende Dichtkunſt, aus dieſer in die bilderſchaffende Kunſt über, die den Begriff zuletzt durch auserleſene Attribute veredelte und wie ihn Ariſtoteles unter den Menſchen, ihn unter den Göttern ſelbſt zur feinſten moraliſchen Geſtalt ausſchuf.

Nemeſis iſt alſo keine Rach- und Plagegöttin. Das Bild der Ate, der Schadengöttin, iſt aus Homer (Il. X. 501 f.) bekannt. Sie iſt eine Tochter Jupiters, die allen auch den Unſterblichen gern ſchadet. Eine ſolche Schaden-Freundin iſt die Nemeſis nicht; vielmehr iſt ſie das Gegentheil derſelben, da ſie Unrecht verhütet und den Neid zu entfernen trachtet. Noch weniger iſt ſie mit jenen

jenen hohen Rachgöttinnen zu verwechſeln, die vergoſſenes Blut, Frevel und Unthaten ahnden, den Eumeniden. So fürchterlich oder milde die Griechen ſolche vorſtellten, haben ſie mit dieſer feinen Bewahrerin vor dem Uebermaaße nichts gemein. Näher iſt ſie mit der Gerechtigkeit (Δικη) verwandt, daher ſie ein Hymnus für ihre Tochter und Beiſitzerin erklärt; aber auch mit ihr iſt ſie nicht ganz daſſelbe. Ihr Begriff iſt enger. Endlich auch keine Fortuna iſt Nemeſis, ſo nahe ſich abermals die Begriffe beider begrenzen. So lange ſie den Glückszuſtand freundlich begleitet, iſt freilich das gute Glück (αγαϑη τυχη) da; ſobald ſie finſter hineinblickt, verwandelt es ſich in Unglück. Alſo eine Machthaberin über daſſelbe, ſeine einſchränkende Bewahrerin und gleichſam die Zunge an der Glückswage; kurz die Göttin des Maaßes und Einhalts, die ſtrenge Aufſeherin und Bezähmerin der Begierden, eine

Fein-

Feindin alles Uebermuths und Uebermaaßes in menſchlichen Dingen iſt ſie, die, ſobald ſie dieſes gewahr wird, das Rad kehret und ein Gleichgewicht herſtellt. Wäre mir der Ausdruck erlaubt, ſo würde ich ſie die mißbilligende Göttin nennen, die nämlich den Sterblichen folgt, ſtill in den Buſen blickt und ihm die kleinſte Ueberſchreitung ernſt verdenket. Das war der moraliſche freie und ſehr philoſophiſche Begriff, den die Kunſt der Griechen aus jener rohen Materie von der Veränderlichkeit des Glücks, von ſeinem Unwillen an Uebermuth und Stolz, vom Neide des Schickſals u. ſ. geläutert emporzog; wobei ich aber nicht läugne, daß der Name Nemeſis und noch mehr ihr Beiwort Adraſtea, je nachdem man daſſelbe ableitete und heraufhob, auch hie und da in weiterer Bedeutung gebraucht werden, ſogar daß Philoſophen es zur austheilenden oder gar im ewigen Dunkel rathſchlagenden Gewalt des Schickſals perſonificirten. So wie aber dieſes nur die Metaphy-

taphyſik eines Lehrgebäudes war, die den gemeinen Gebrauch der Kunſt und Mythologie weder beſtimmen noch ändern konnte; ſo ſind über den letzten, den gemeinen Begriff, aus welchem jener nur entſtand, alle Künſtler, Dichter und Proſaiſten einig.

Aber wiefern liegt die Empfindung einer Nemeſis in der menſchlichen Natur und was gewährt uns ihre geläuterte Idee für Nutzen?

Es liegt in der menſchlichen Natur, daß wir eher und ſtärker mit den Unglücklichen als mit den Glücklichen ſympathiſiren; und zwar nicht eben aus jener ſtumpfen Selbſtbehaglichkeit, die ſich gern glücklicher als andere fühlet; ſondern, wie ich glaube, weil unſre Kräfte, wenigſtens unſre Neigungen bei dem Unglück des Andern mehr aufgeboten und auf eine angenehmere Art ins Spiel geſetzt werden, als bei ſeinem ſatten Glücke. Dort nämlich fühlen wir uns in dem ſchmeichelnden Vorzu-

ge ihm helfen zu können; oder wenn wir dunkel empfinden, daß daſſelbe Uebel auch uns hätte treffen mögen, von dem wir jetzt durch die Güte des Schickſals befreiet ſind, ſo miſcht ſich nothwendig der Schmerz des Theilnehmenden mit einer geheimen tröſtenden Freude. Und da aus der Fülle und Mannichfaltigkeit gemiſchter Empfindungen ihr Leben und ihre Anmuth erwächſt, ſo wirkt allerdings das Mitgefühl mit Unglücklichen ſtärker und ſüßer, als der kalte Blick auf das Glück des Andern. Dieſer bedarf unſrer Hülfe nicht: wir können zu ſeinem Zuſtande nichts hinzuthun, wir können nur ſchauen und rühmen; eine Anſchauung, die bald gleichgültig macht, ein Ruhm, der bald ermüdet. Unvermerkt ſchleicht ſich alſo, da unſre Seele nicht müſſig ſeyn kann, eine Vergleichung unſres mit dem Zuſtande des Glücklichern ein, und ſo wird die leichteſte Art der Nemeſis gebohren, die eigentlich noch kein Neid, keine Mißgunſt, aber eine Art von

ſelbſtiſcher Gleichgültigkeit iſt, die uns keine gefällige Zuſammenſchmelzung zuläßt. Bei rohen Gemüthern bricht ſie bald in kalten Unwillen aus, und je mehr der andere mit ſeinem Glücke großthut, je weniger er in Worten und Thaten ſich auf eine glückliche Verbergung ſeiner Vorzüge verſteht; deſto mehr erregt er, wo nicht Neid, doch Unwillen gegen ſich: denn auch der, der ihm ſein Glück gönnet, zürnt darüber, daß jener es nicht weiſer zu genießen und mit Mäßigung gefällig zu machen wiſſe. Dieſe Nemeſis liegt in allen Herzen: ſie war auch, wie die griechiſchen Redarten zeigen, die Erſte, die die Sprache und Mythologie bemerkte. Sie iſt, wenn ſie wilde hervorbricht, eine Tochter der Nacht, die Geſellin des Zanks, des Haſſes und der Schadenfreude; kurz die Nemeſis, die Heſiodus in ſeiner Theogonie als eine b ö ſ e G ö t t i n beſchreibt. In edlen Gemüthern gegentheils erhält auch ſelbſt dieß kalte Betrachten der Sitten andrer in

ihren

ihren glücklichſten Stunden ſeine reine Natur, und da es ſich weder mit dem Neide noch mit dem Mitleiden miſcht: ſo wird es der ſchärfſte Punkt ihrer Urtheilswage. Dieß iſt die gute Nemeſis, die kalt und gleichgültig blickt; aber auch geſchont und verſöhnt werden kann: denn ſie iſt eine unbeſtochene Richterin der Tugend und Wahrheit.

Und wie verſöhnt man ſie am würdigſten? Nicht anders, als daß man ſie ſelbſt zur Aufſeherin ſeines Glücks und ſeiner Sitten macht; ſiehe da die Göttin mit Maaß und Zaum, die den ſchwarzen Neid hinwegtreibt. Sie vertreibt ihn dadurch, daß ſie allen beleidigenden Uebermuth haſſet und die Anmaaßungen der Menſchen mit ehernem Zügel bändigt: ſo allein wird die böſe Nemeſis von der guten beſiegt.

Weiſes, lehrendes Bild! Denn in unſerm ganzen Leben, was iſt uns ſchwerer zu lernen, als Maaß im Glück? Den Unglück-

lichen beugt die Noth, oder ſie ſpornt ihn mit ihrem ehernen Stachel: ihm ſetzen ſich ſo viele Umſtände entgegen, daß er eher Aufmunterung bedarf, damit er ſich ſelbſt nicht verliere und im Staube zu Staube werde; den Glücklichen aber, dem Alles gelingt, dem alle Winde ſchmeicheln, was hält ihn ein, damit ſein Muth nicht Uebermuth werde? Keiner, als die innere Nemeſis ſeiner Gedanken; er muß ſich ſelbſt zügeln lernen, auch wenn Hoffnung ſeine Schritte beflügelt. Selbſt in der gerechteſten Freude ſoll man nicht großthun: auch auf der rühmlichſten Bahn ſoll uns ein Ziel vorſtehen, jenſeit welchem wir den Lauf nicht verfolgen.

Dahin zielen ſo viele goldne Sittenſprüche der Griechen, die in ihrer Moral immer auf die Sophroſyne, d. i. auf eine weiſe Nüchternheit und Mäßigung des Gemüths drangen. Da ſie in ihrer ſchönen Sehart menſchlicher Dinge dieſe zum Mittelpunkt

machten,

machten, und die größeſten ihrer Weiſen das ganze Lehrgebäude der Moral auf Gerechtigkeit, auf Ordnung in den Neigungen oder auf die Mittelſtraße zwiſchen zwei äußerſten Enden, welches beide Laſter ſeyen, baueten: ſo konnte es nicht fehlen, daß auch ohne die Nemeſis zu nennen, ſie ihren Zaum und ihr Maaß immer im Geſicht behielten, ja nicht oft genug an die Folgen erinnern konnten, die aus der kleinſten Ueberſchreitung dieſſeit und jenſeit folgen. Ihrem klaren Auge war es nicht entgangen, daß außer jenen großen Abwechſelungen des Schickſals, gegen welche der Menſch, die wahre Ephemere auf Erden, nichts vermag, das Meiſte auf ihm ſelbſt beruhe, und er alſo die kleinere Wage ſeines Schickſals überall mit ſich führe. Nüchterne Mäßigung des Gemüths war ihnen die Zunge dieſer Wage, und indem ſie jene nothwendigen Abwechſelungen des Glücks oft und viel bemerkten, unterließen ſie nie, dem Sterblichen das Steuerruder in die Hand zu

geben,

geben, mit dem er ſein zerbrechliches Schiff auch durch die wildeſten Wellen lenken könnte.

Durch Lehr- und Sittenſprüche, die dieſe Hauptidee bald ſo bald anders wendeten und anwendeten, ward auch der Grund zu allen den Zügen gegeben, die das Bild der Nemeſis vollendeten. Denn wenn dieſe beſcheidene, weiſe Mäßigkeit der Menſchen ſo oft die augenſcheinliche Entſcheiderin ihres Glücks und Lebens war, wenn in hundert Fällen es bemerkt wurde, daß der Glückliche nur dadurch geſtürzt ward, daß er ſich in ſeinem Glück nicht zu mäßigen wußte, indem er entweder den Neid andrer gegen ſich erweckte, oder vom guten Fortgange ſeiner Wünſche betäubt, in einer Art von Schwindel auch das Unmögliche wünſchte, und über die Linie, die ihm das Schickſal gezogen hatte, die er auch mit nüchternem Auge wohl hätte finden mögen, tollkühn hinausbrach: ſo gaben ja dieſe Erfahrungen ſelbſt unſrer Göttin das Rad un-

unter die Füße, das immer beweglich, Spurenlos hinläuft, und um welches ſich der Menſchen lachendes Glück wälzet. Mithin ward ſie die Entſcheiderin, die Zunge auf der Lebenswage des Menſchen (ῥοπα βιου); keine Rach- und Plagegöttin, ſondern eine hohe Rathvertheilerin; eine Unbetrügliche, die in den Buſen blickt, wenn ſie nach dem eignen Betragen des Menſchen den Erfolg ſeiner Thaten abwäget. Jedes zu glänzende Glück iſt durch ſich gefährlich, nicht nur, indem es den Neid erweckt und das Rad der Zeit ſich unaufhörlich wälzet; ſondern weit gefährlicher iſts dadurch, weil ſo gern Uebermuth daſſelbe begleitet. Und ſo fort ſtürzet es ſich ſelbſt; die Göttin, die dem Tritt des Menſchen verſtohlen nachſchleicht, weiß die leichtſinnigen Anmaßungen des Uebermüthigen zu zügeln und den ſtolzen Nacken zu beugen. Ein Morgenländer würde ihr zu dieſem Zweck den Becher der Verwirrung in die Hand gegeben haben, mit

den

dem ſie die Seele des Anmaaßenden in Taumel und Schlaftrunkenheit ſenket; der Grieche blieb bei den Symbolen der Gerechtigkeit und des Glücks, dem Rade, dem Zügel, dem Maaß, der Wage; und ſo ſtellete er auch in dieſen ernſten Beſchäftigungen Nemeſis als eine Wohlthäterin dar, eine Wohlthäterin fürs Ganze der Menſchheit. Indem ſie den Uebermüthigen einhält und die wilden Roſſe ſeiner Unternehmungen mit feſter Hand bezügelt, rettet ſie den Unglücklichen, der unter den Fußtritten derſelben als ein zerknicktes Rohr dalag. Indem ſie das Rad des Glücks mit leiſem Fuß, oder die Wage des Schickſals mit leiſem Finger ändert, kömmt eine neue Geſtalt der Dinge zur Anſicht, die ein billigeres Gleichgewicht zeigt.

Wie alſo jener Glückliche ausdrücklich bat, daß Nemeſis ihm zu rechter Zeit kleine Widerwärtigkeiten auf die Bahn ſeines Lebens lege, damit er nicht zu glücklich, d. i. zu raſch und

 unter-

unternehmend werde; ſo thut es das Schickſal ſeinen Lieblingen auch, und je früher es ſolches that, um ſo viel beſſer. Die kleine bittere Arzney, die es uns zumal in der Jugend gab, ſtärkt des Mannes Geſundheit; dagegen der Ausgelaſſene, der weder ſeinen Wünſchen, noch ſeinem Glücke ein Ziel weiß, eine Nemeſis hinter ſich hat, die ſeinen Nacken vielleicht ſpät, aber ſodann deſto ungewohnter und furchtbarer beuget. Laſſet uns alſo immer, aus Liebe zu unſerm Glück, uns mit der Göttin verſöhnen, die ſeine Entſcheiderin iſt: denn ſie iſt der Gerechtigkeit Tochter. Vor unſern Augen darf ſie nicht ſtehen, damit ihr ernſter Blick und die Wage in ihrer Hand uns nicht zu ſorgſam und muthlos mache; aber unſerm Fuß möge ſie immer folgen, ja manchmal wollen wir zurückblicken, und nicht nur auf ihre Stirn merken, ſondern ſie auch bitten, daß ſie uns nicht zu lange nachſehe, und am wenigſten uns in der Jugend verzärtle. —

Ich

Ich kann dieſe Materie nicht verlaſſen, ohne noch mit einigen Worten den ſchönen Geiſt zu bemerken, der in dieſer, ſo wie in allen moraliſchen Dichtungen der Griechen, herrſcht. Keine Nation der Erde hat das poco più und poco meno der menſchlichen Glückſeligkeit, d. i. den feinen Umriß in der Geſtalt und Kunſt des Lebens, ſo klar und ſchön ausgedrückt, als es die Griechen thun konnten. Ihnen hatte die Muſe jenen reinen Anblick aller Geſtalten in Kunſt und Dichtkunſt, jenes unübertriebene und nichts übertreibende Gefühl für das Wahre und Schöne aller Art gegeben. Freilich iſt ihr Horizont nicht weit: er erſtreckt ſich wenig hinaus über dieſes Leben, das ihnen der Mittelpunkt ihres Daſeyns war; von dieſem Mittelpunkt aus aber, wie rein ſahen ſie, wie menſchlich fühlten ſie alle Formen! Wie ſchön endlich wußten ſie ſolche in ihre Bilder und Wortſprache zu kleiden! Keine Nation hat ſie hierin erreicht, geſchweige übertroffen; ſo daß ich es

jederzeit als einen wahren Verluſt für die Menſchheit anſehn müßte, wenn ihre Philoſophie und Symbolik, ihre Dichtkunſt und Sprache von der Erde vertrieben und inſonderheit von den Augen der Jugend verbannt würde: denn ich ſehe nicht, womit ſie zu erſetzen wäre.

10) Homer entſtand im ſchönen griechiſchen Jonien in einem Zeitalter, da er die erſten Schritte zu einer feinern Bildung ſah, und von den ſtarken Sitten der frühern Welt in lebendigen Sagen hörte. Die Heldenfabeln lebten damals im Munde der Griechen, und nahmen in einer Zeit, wo Schrift und Proſe noch nicht erfunden war, von ſelbſt eine dichteriſche Geſtalt an. Der Heldenzug der Griechen vor Troja war ihnen ein Nationalgegenſtand, wie es ihnen einſt der Zug der Argonauten geweſen war; nur war dieſer Gegenſtand ihnen heller, näher und ſtärker. In ihm lagen die Keime abgeſonderter Helden- und Freiheitsſtaaten in jenen großen Bildern

ihrer Könige vor Troja: zehn Dichter hatten ihn geſungen. Homer ſang ihn auch auf eine eben ſo natürliche, und dazu ſeinem Zeitalter die angenehmſte und mildeſte Weiſe. Die griechiſche Sprache trieb damals in aſiatiſcher Himmelsluft Blüthen: die Mythologie formte ſich zu einer ſchönen menſchlichen Geſtalt: die Leidenſchaften der Menſchen wirkten freier, ihre Seele war offen; Homer ſang, wie er ſie ſah und hörte, und ſeine Geſänge blieben im Ohr und Munde der Nachwelt. Lykurg ſammlete ſie endlich, da eben das Zeitalter der griechiſchen Bürgerkultur anbrach, und ſo wurden ſie mit der Zeit ein Codex der Sitten, der Geſetze, ja der ganzen Geſchmackslehre in den Städten; Homer ward Vater des griechiſchen Geſchmacks auf die natürlichſte Weiſe. Eine Reihe ſchicklicher Veranlaſſungen bildete ihn und Griechenland ward für ihn gebildet.

Urſachen des geſunkenen Geſchmacks. Neue Ausg. S. 262 f.

Langſam ſchritt man durchs ganze vergangene Jahrhundert über Homer fort, und kam dahin, wo wir jetzt ſind. In Frankreich, wo man zu Anfange des Jahrhunderts große Rangſtreitigkeiten zwiſchen den Alten und Neuen führte, war zuletzt und faſt immer Homer das Stichblatt. Von beiden Seiten traf man dann und wann trefflich, für die Literatur aber ohne Fortſchritte. Terraſſon inſonderheit warf hie und da kühne Blicke auf den Alten, den er übrigens für die Zeit, in der er gelebt haben ſoll, ungerecht tadelt. *) Die Verſchiedenheit der Iliade und Odyſſee blieb dabei nicht unbeachtet.

Dreiſter ſchritt d'Aubignac vor, der Iliade und Odyſſee für einen zuſammengenähten Teppich vieler Geſänge anſah, und den Homer ſo gut als in Läugnen ſtellte. **) Sein Werk

*) Diſſertation critique ſur l'Iliade d'Homere etc. p. l'Abbé Terraſſon. Par. 1715.

**) Conjectures academiques ou Diſſertation ſur l'Iliade. Par. 1715.

Werk machte wenig Aufſehen; denn es ſagte im Grunde nichts mehr, als was Küſters kritiſche Geſchichte Homers der Welt durch unverwerfliche Zeugniſſe früher und bündiger geſagt hatte, *) nämlich: „daß das Zeitalter Homers und ſeine Perſon ſelbſt, wenigſtens allen äußern Umſtänden nach, ungewiß ſey, und daß ſeine Gedichte zuerſt und lange Zeit als einzelne Geſänge exiſtirt, und von Rhapſoden geſungen, angeblich dann von Lykurg geſammlet, von Piſiſtratus geordnet worden u. ſ.“ Wer nun noch glauben kann, daß einzelne, zerſtreute Geſänge ſich Jahrhunderte lang im Munde umherziehender Rhapſoden bis auf Wort und Sylbe unverändert erhalten, daß ſie ſich alſo von Jonien aus bis nach Sicilien hin in Alt- und Neu-, Groß- und Klein-Griechenland, auf allen griechiſchen

*) Hiſtoria critica Homeri, collecta et uno veluti conſpectu exhibita a Ludolf. Kuſterq. Frf. ad Viadr. 1696.

ſchen Inſeln, im Dialekt jedes Völkchens erhalten konnten, der mag es glauben.

Und wer verbürgt uns denn, daß Lykurg ſie vollſtändig und genau geſammlet? daß Piſiſtratus oder Solon ſie über jeden Zweifel hinaus in höchſter Vollkommenheit geleimt haben? Wem die ungeheure Verſchiedenheit der griechiſchen Sagen und Mythen, die Verſchiedenheit der Erdſtriche und Verfaſſungen, überhaupt aber die Lebhaftigkeit dieſer Nation bekannt iſt, kann an eine formula concordiae hiebei ohne abergläubigen Pedantismus kaum denken. Es war alſo nur ein höchſt vorſichtiger ſchwacher Vortritt von Jens und andern Kritikern, wenn ſie gegen dieß und jenes Buch, gegen dieſe und jene Stelle, ob ſie homeriſch ſey, Zweifel erhoben.

Wie man bei der Kritik hebräiſcher Schriften des A. T. davon ausging, daß man

nach

nach Ort und Zeit ſchied und läuterte, eben ſo müſſen wir an Homer freie Kritik üben. Lykurg, Hipparch und Piſiſtrats Ordner oder die Scholiaſten über Homer, vorzüglich die Alexandriner, waren wohl auch wie jene ſiebenzig Ueberſetzer gegen jeden Fehler geſchützt und begeiſtert? Wenn es alſo in dergleichen Dingen Axiome giebt, ſo ſind dieſe Sätze gewiß Axiome:

1) Geſänge, die Jahrhunderte lang ſich im Munde der Sänger erhalten, müſſen Veränderungen und Verſchiedenheiten leiden, um ſo mehr, je verſchiedener die Länder, Umſtände und Dialekte ſind, in denen ihre Stimme ertönet. Dieß gilt, es möge die Schreibekunſt erfunden oder nicht erfunden geweſen ſeyn; der mangelhafte Zuſtand, in dem jede beginnende Kunſt ſich findet, konnte jene Geſänge vor Verändrungen und Verſchiedenheiten um ſo weniger ſchützen, da ja der lebendige Vortrag jedes Sängers oder Rhapſoden in

ſeiner Gewalt lag, und von dem Kreiſe, von der Stunde abhing, da Er ihn zu thun hatte.

2) So zweifelhaft = aufgenommene Geſänge können durch die höchſte Kunſt des feinſten und ſorgſamſten Sammlers ſchwerlich ſo gebunden und eingerichtet werden, daß man glauben könnte, ja, glauben müßte, wir hätten ſie aus dem Munde Homers ſelbſt; Homer ſelbſt habe ſie durch Samuel Clarke drucken laſſen und abgeſungen, ſtans pede in uno. In ihrer Art ſind ſie eben ſowohl Rhapſodieen, wie Quintus Calaber, Tzetzes ſind, und alle cykliſchen Geſänge, nach dem, was man von ihnen weiß, ſeyn würden. Jeder auf ſie gewandte Fleiß der Grammatiker und Scholiaſten von Piſiſtratus zu Zenodot, Apion, Longin, Chalcondylas kann und darf uns alſo unſre eignen Augen, wie unſer eignes Urtheil über Homer nicht rauben.

Den

Dem Ruhm aller trefflichen Vorgänger unbeſchadet, war es vorzüglich Anton Blackwells Unterſuchung über Homers Leben und Schriften, *) die über den Dichter ein neues Urtheil aufweckte und förderte. Indem er beides, Homers Leben und Schriften, unzertheilt, als Eine Erſcheinung der Vorwelt anſah, die er ſich erklären, an Ein Problem, das er auflöſen mußte, trug er mit vielem Verſtande zuſammen, was dahin diente; er ſetzt uns, wenn man ſo ſagen darf, in der Zeit der Sänger (αοιδων) entfernt von unſrer ſchriftſtellenden Poeterei, feſt. An Zuſammenſtellung der Umſtände, ſo wie an umfaſſendem Blick iſt ſeine Schrift weit über einer andern viel, und zuviel geprieſenen, Robert Woods Verſuch über das Originalgenie Homers, **) wie Jener denn auch die Bahn brach. Höher noch an poetiſchem

*) Ueberſetzt von Voß Lpz. 1776.

**) Frkf. 1770. Zuſätze und Veränderungen 1771.

ſchem Geſchmack und geſundem Urtheil, ſtehet ſie über Bryants Abhandlung vom trojaniſchen Kriege, *) in welcher nicht nur Troja in Phrygien und der ganze Feldzug dahin geleugnet, ſondern Homer ſelbſt auch, nach einigen aus dem Alterthum herabgekommenen Mährchen, zum Ithacenſer und gar zum Ulyß von Ithaka gemacht wird. Am Ende des Jahrhunderts waren wir in eine ſolche Bucht getrieben! —

Unbekümmert um andrer Urtheil wollen wir ſehen, was zum Verſtändniß der Entſtehung homeriſcher Geſänge in der Natur des Epos überhaupt und des griechiſchen Epos beſonders liegen möchte.

I. Von der Natur und dem Urſprunge des Epos.

1) Epos heißt Wort, Rede; Homer nennt die Worte ſeiner Helden geflügelte

*) Ueberſetzt von Nöhden. Braunſchw. 1796.

gelte Worte; iſt das Epos im weiteren Verſtande des Worts etwas anders, als eine lebendige Volksſage? Jede Nation, die ſprechen kann, hat dergleichen; denn durch Rede, durch Erzählung ward jeder einzelne in ihr gebildet. Das Ganze hielt ſich an Gegenſtände und Erzählungen, die der Nation merkwürdig, intereſſant, ruhmreich waren, an Begebenheiten, Schickſale, Ebentheuer ihrer Helden. Den nordiſchen Nationen fehlt es daran ſo wenig als den ſüdlichen, wie ihre Schlacht- und Kriegeslieder, überhaupt aber die Volksgeſänge aller Menſchennationen bezeugen. Seiner Wurzel nach ſtehet alſo das griechiſche Epos unter demſelben Geſetz, unter dem alle ἔπη als Volksſagen ſtehen; es iſt national, ein Kind der Umſtände, des Locals und der Zeiten; eine Volksſage.

2) Wie bei allen Volkstraditionen der Urſprung äußerſt ungewiß iſt: ſo gewiß bei dieſen lebendigen, geflügelten Wor-

ten.

ten. Man fragt nicht, wer der Urheber der Sage ſey? ſondern wenn ſie ruhmreich gefällt, wenn ſie die Ehre der Nation oder einzelner Geſchlechter und Stämme ſichert, höret man ſie gläubig, und pflanzt ſie weiter. Wer hat König Artus oder Arthurs Geſchichte erfunden? Gottfried von Monmouth oder Caradoc gewiß nicht. So viel Local-Benennungen von Arthurs Sitz, Arthurs Hügel, Arthurs Tafel u. ſ. in Süd-England, ſo viele Erzählungen dabei vom Knaben und dem Horn, dem Mantel, den Rittern, der Königin u. ſ. waren im Munde des Volks, daß ſolche ein einzelner Chronikſchreiber unmöglich veranlaſſen konnte. Vielmehr nahm Er ſeine Erzählung aus jenen Volksſagen, die, wie erweislich iſt, meiſtens auf — Localitäten, jedoch mit veränderter Geſchmack im Fortgange der Zeiten gegründet waren. Denn die Volksſage, ein Kind der Phantaſie und alten Geſchichte, iſt eine lebendige Fama (Φημη); ſie läuft und

wächſt

wächſt und geſtaltet ſich mit dem Fortgange der Zeiten.

3) Bemerken wir die ſogenannte Vorhomeriſche Sage der Griechen, ſo bleibt es nicht zweifelhaft, woher ſie ihre Nahrung, oder wohin ſie ihren Lieblingsweg genommen habe. An die Küſten, woher ihnen an Erfindungen ſo vieles gekommen war, woher ihnen alle Wohlhabenheit, aller Reichthum kommen mußte, nach Aſien. Dahin gingen ihre Argonauten, das goldne Vließ zu holen, daher war von Zeus die Europa entführt; da ſiedelten ſich im ſchönſten Erdſtrich Klein-Aſiens ſo viele griechiſche Stämme an; durch Künſte, Fleiß und Cultur blüheten ſie in Reichthum; der Handelsverkehr ging dorthin; dort war das Land der Götter, des Apollo, des Zeus auf den Bergen, ſo vieler Götter und Göttinnen, auf den benachbarten Inſeln, überhaupt der Geburtsort der alten Fabel, das Heiligthum der Urwelt. An Aegypten

und Thracien mochten ſich die Geheimniſſe halten; die offene Volks- und Landesfabel ging nach Aſien hinauf, ins Land der Wunder.

4) Dieß um ſo mehr, da der gröſſeſte Theil der früheſten griechiſchen Dichter, ja auch Geſchichtſchreiber und Philoſophen von der Küſte Aſiens und den nahegelegenen Inſeln gebürtig waren, wie Blackwell *) deren eine Reihe herzählet. Das alte Griechenland lag ihnen als eine Großmutter da; in Aſien belebte ſich heller der Schauplatz. Aber auch in ihm war Kolchis zu fern, die dahinreichenden Fabeln zu alt; die Ebene vor Troja lag da; dahin konnte ſich das geſammte Griechenland verſammlen, und Held nach Held ſeine Tapferkeit zeigen. Gleichſam ein Muſterplatz griechiſcher Volksführer und Stammesfürſten ward dieſe Ebene vor Troja; der Helden, die nachher auf ihrem Rückzuge ſo viele Schickſale erlitten, ſo man-

*) A. a. O. S. 10.

manche Fabeln erzeugten, ſo manchen Gegen-den und Städten neue Namen gaben. Was in den mittleren Jahrhunderten die Kreuz-züge auf Europa wirkten, war der trojani-ſche Krieg fürs alte Griechenland, wenigſtens in der Fabel.

5) Bekanntlich war Homer nicht der er-ſte, der den trojaniſchen Krieg ſang; er hatte Vorgänger und hinter ſich eine Reihe Nach-folger. Daß allen dieſen Mitwerbern um den Kranz damaliger Lieblingsgeſänge in Klein-Aſien eine örtliche Veranlaſ-ſung zum Grunde gelegen, iſt wohl ohne Zweifel; die meiſten von Bryant dagegen erhobenen Bedenken erweiſen nichts als ſeine Armuth an poetiſchem Geſchmack und ächtem Urtheil über die älteſten Zeitfabeln. Da wir aber andern Theils genau nicht wiſſen, wenn und wo dieſe Geſänge verfaßt ſind, was in ihnen bei der und jener Einrichtung hin-zugeſetzt oder weggelaſſen worden; ſo bleibt hie und da dennoch das Urtheil ſchwer,

warum dieß oder jenes alſo erzählt und beſtimmt, jenes dagegen verſchwiegen und kaum berührt worden. In dieſer Rückſicht eine zeitgemäße Geographie und Architektonik der homeriſchen Geſänge zu entwerfen, erforderte die Hand eines Meiſters.

6) Heißt Homerus ein Mitſänger oder Uebereinſtimmer des Geſanges,*) ſo zweifle ich, ob ſeinem Genius ein bedeutenderer Name gegeben werden konnte. Nach dem Geſchichtſchreiber Charax leitet ihn Suidas alſo her: **) Der

Ae-

*) Homeri nomen, ſi recte video, derivandum eſt, unde ὁμηρειν & ὁμηρευειν, *accinere*, *ſuccinere* i. e. ὑπαιδειν. Apud Heſiodum legimus φωνῇ ὁμηρευσαι & Heſychius ὁμηρευσαι interpretatur ὁμοφωνουσαι, ὁμολεγουσαι & ὁμηρευειν, συμφωνειν. Homerus ergo eſt, ut cum Ovidio loquar, *per quem concordant carmina nervis*; *cantor*, *qui citharam pulſans* ὑπο καλον αειδει. *Ilgen* in Praef. ad Homer. Hymn. p. X.

**) Suidas Kuſteri T. II. p. 682.

Aethuſa, einer Thracerin Sohn, war Linus, deſſen Pierus, deſſen Oiagrus, deſſen Orpheus, deſſen Dres, deſſen Euklees, deſſen Idmonides, deſſen Philoterpes, deſſen Euphemus, deſſen Epiphrades, deſſen Melampus, deſſen Apelles, deſſen Mäon, der mit den Amazonen nach Smyrna kam, des Euepos, Sohns des Mneſigenes, Tochter, die Eumetis heirathete, und den Homerus erzeugte.“ Da die meiſten dieſer Namen als Sänger und Dichter bekannt und bedeutend ſind, was hindert uns, ſie als eine Genealogie des griechiſchen Geſanges ſelbſt anzuſehen, der bekanntlich von Thracien über Theſſalien nach Griechenland kam, und ſich natürlich von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Geſangmeiſter zu Geſangmeiſter fortpflanzte. Der vierzehnte in dieſer Reihe berühmter Sänger war Homer, deſſen Name, wie ſeiner Eltern, ſeines Schwiegervaters ſogar, für die Geſchichte des Geſangs

bedeuten. Euepos hieß jener, deſſen Vater Mneſigenes war; ſeine Mutter Eumetis; deren Sohn alſo Homer, gleichſam Concertmeiſter des alten Geſanges, Vater eines bleibenden Epos, der jene Stimme vereinigte, indem er ſie in eine Kunſtform band, an den man fortan reihete, was ſich an ihn reihen ließ. *) Iſt's mit Anakreon und Aeſop, unter den Hebräern mit Moſes, David, Salomo, Jeſaias u. ſ. nicht auch alſo geweſen? Wie das bekannte Haupt des Homer ein idealiſches Gebilde iſt, das indeß ſehr beſtimmt und charakteriſtiſch die Geſtalt des göttlichen Sängers zeiget: ſo laſſet uns die Sammlung der Gedichte betrachten, die ſeinen Namen tragen. Uns ſind ſie Homerus, die Geſammtſtimme (Homophonie) der Geſangesvorwelt, das aus vielen

und

*) Daß Ariſtoteles den Homer ohngefähr gleichartig betrachtet, beweiſen die letzten Kapp. ſeiner Poetik.

und vielerlei Sagen älterer Zeit kunſtreich emporgehobene Epos.

II. Vom Unterſchiede der Ilias und Odyſſee.

Faſt befremdend iſt's, daß man des Namens Homer wegen und weil beide Gedichte Eine homeriſche Form durchgeht, dieſen Unterſchied zwiſchen ihnen ſcharf zu ziehen Bedenken trägt, da man doch in alter und neuer Zeit ſo oft daran erinnert wird, und in der Odyſſee alles daran zu erinnern ſcheint. Keiner und keine der Götter und Göttinnen, die in der Ilias und Odyſſee ſpielen, ſind ganz dieſelben; Zeus und Pallas, Apollo, Diana, Hermes, Hephäſtus, Aphrodite, Poſeidon — ihre Geſtalten haben ſich verändert. Der Bote der Götter, der Olymp, die Begriffe vom Reich der Schatten, das Coſtume der Götter in ihrem Umgange mit Menſchen, alles iſt in der Odyſſee von andrer Farbe. In die

Ilias

Ilias hätte keine Circe, keine Kalypſo, wie ſie hier daſtehn, eintreten mögen; das Reich der Zaubereien liegt außer derſelben. Die Helden der Odyſſee, Menelaus, Helena, Odyſſeus ſelbſt gewähren hier einen andern Eindruck, als in der Iliade; Lebensart, Sitten, ſittliche Begriffe ſind fortgerückt; ſo auch die Kunſt und Kenntniſſe der Menſchen. Selbſt die Geſänge des Epos ſind anders gebunden. Wer bis auf die Sprache, bis auf das Kräutchen Moly dieſen Unterſchied durch Prädicamente, Symbole, Geſtalten und Farben verfolgen wollte, würde uns zwei griechiſche Welten, eine Oſt- und Weſtwelt öffnen, und jeder Sammlung von Geſängen ihr Vaterland leicht finden.

„Alles iſt indeß, wird man ſagen, doch Eine Form, die homeriſche, Eine Manier und Sprache.“ Eben das iſt's: denn homeriſch heißt, auch dem Namen nach,

die zuſammengeflochtene, zuſammengefügte Kunſtform des alten griechiſchen Epos. Bekanntlich erfand Homer den Hexameter nicht; er war vor ihm; und da zu dieſen Zeiten die Proſe noch gar keine Form gewonnen hatte, ſo gab ſchon der Hexameter durch ſeine Geſang-Art der Sprache ein beſtimmtes Maaß d. i. Umriß, Geſtalt, Fülle, Wohlklang. In ihm war wiederkommende Melodie mit ungeheurer Abwechslung; alle Poeſie und Proſe waren damals in ihm vereint. Jede Nation hatte zu ihren Volksgeſängen ein beſtimmtes, Ein- und vieltöniges Sylbenmaaß, wie die Geſänge der nordiſchen Skalden, die Jagd- und Kriegslieder der Germanen, die aſſonirenden Romanzen der Spanier, die Geſänge Oſſians es erweiſen. Dergleichen Geſangesweiſe war der Hexameter; von ihm war eine beſtimmte, gemeinſame Form des Ausdrucks, des Ganges der Gedanken, der Compoſition ſelbſt unabtrennlich. Wenn man einige Geſänge Oſſians geleſen

leſen hat, glaubt man, man habe ſie alle geleſen; ſo die nordiſchen Geſänge, die Kriegs- und Volkslieder, die Romanzen und Balladen. Deßhalb iſt ihr Ton nicht Eines Mannes; es iſt das Epos der alten Zeit. Hätten wir Melampus u. a. Geſänge vor Homer, wir fänden in ihnen (Verſchiedenheiten der Zeit und der Charaktere abgerechnet) im Ganzen dieſelbe Form und Geſtalt, wie wir ſie auch ſpäter hinab in Heſiodus und Allem, was ſich der alten Sage nähert, finden. Homeriſche Form iſt im Epos, was in der Kunſt der alte heilige Styl heißt; bei großen Verſchiedenheiten der Kunſtwerke ſelbſt nach Meiſtern und Zeiten iſt er allenthalben derſelbe.

III. Vom Kunſtbau des Epos.

Iſt Epos das poetiſche Wort der Tradition nach Völkern und Zeiten; ſo macht ſich auch ſein Gewebe (ῥαφη) oder ſeine Verflechtung gleichſam von ſelbſt.

Geſang

Geſang und Erzählung, durch welche es wirkt, fördern ſeinen Kunſtbau. Nach einer Reihe endloſer Sänger muß endlich von Euepos und der Eumetis ein zuſammenfügender, zuſammenſtimmender Homeros gebohren werden.

1) Jedes Ding hat Anfang, Mitte und Ende; ſo auch die Erzählung, ſie möge geſprochen oder geſungen werden. „Hätt' ich hundert Münder und tauſend Stimmen," ſagt der epiſche Sänger; er hat indeß nur Einen Mund, nur Eine Stimme; wie er anfieng, muß er auch enden. Mithin muß er jeder Erzählung, die an ſich unendlich wäre, Umriß, Anfang und Ende geben. Dieß iſt der Urſprung des berühmten Lobſpruchs: *in medias res rapit* des Homer, d. i. er weiß der Sache eine Geſtalt, der langen Erzählung eine überſchauliche Größe zu geben.

Wo fängt der Zorn des Achilles an? wo endet er? Ihm war Zank, dem Zanke Peſt,

der Peſt Schuld, der Schuld Raub, dem Raube Krieg vorhergegangen; wohin kämen wir, wenn vom Ei der Leda an dieß Alles erzählt würde? Der Sänger greift alſo mitten in die Materie, bei der Laufbahn, die ihm vorliegt, konnte er nicht anders. Wo endet der Zorn Achilles? Da, wo man ihm ſeine Briſeis zurück, und die vielen Gaben anbeut? Da, wo ſtatt ſeiner er den Patroklus ausſchickt? Nichts minder: denn Patroklus fällt, und ein größerer Grimm erhebt ſich gegen ſeinen Mörder, den Räuber der Waffen Achills, Hektor. Waffenlos ſteht der Zornige da; nur ſeine Stimme kann den Untergang der Griechen abwehren. Endlich erhält er raſch von Hephäſtus geſchmiedete, göttliche Waffen; Hektor fällt; aber Patroklus liegt unbeehrt, unbegraben. — So näheten, ſo flochten ſich die Geſänge wie eine Geißel zuſammen; und auch hinter ihnen fragt man noch: „wie weiter? Wie ward's mit dieſem raſchen jungen Mann, deß Leben

gerech=

gerechter, langer Unmuth verbittert, an deß Lebenskürze Thetis ſo oft erinnert? wie war ſein Ausgang? Faſt halten wir die Ilias, ſo lang ſie iſt, noch unvollendet; gern hörten wir das longum carmen weiter, bis Achilles und Patroklus Aſche ſich freundlich in der Urne vereinen. Aber auch dann ſcheinen wir kaum befriedigt. In den Inſeln der Seligen, im Todtenreiche wollen wir ſie mit einander ſehen — ſo unendlich iſt jede Erzählung. Der Eposſänger greift immer nur hinein, und muß, wenn er's noch nicht weiß, hineingreifen lernen: denn kurz iſt ſeine Stunde, ermattend die Stimme, ewig der Geſang. Das Auge ermüdet zu ſehen, das Ohr zu hören wird nie müde. Kaum mit dem Schattenreiche, oder auf den Inſeln der Seligen endet zwiſchen Achilles und Patroklus das Helden-Mährchen.

Gleichmäßig, wo fängt die Odyſſee an? wo endet ſie? Vorausgeſetzt alles, was bei

Troja,

Troja, und ſonſt in Ulyſſes Leben vorangegangen war, kündigt ſie ſelbſt künftige Reiſen Ulyſſes an: denn auf Ithaka konnte dieſer Wanderer nicht bleiben. Wo wird er alſo enden? wie weit kommt er? Dieß zu wiſſen, regt uns ſelbſt die verkettete Odyſſee auf; ſie befriedigt nur Stückweiſe; iſt aber auch verflochten wie ein Concert, wie ein Gewebe. Alſo liegt Anfang, Mittel und Ende im Weſen jeder Erzählung, weil ſie ſonſt unangenehm, ohne Maaß und Ziel wäre.

2) Eine merkwürdige Begebenheit, ein Ebenteuer beſchäftigt das Epos; auch dieß iſt Natur der erhöhten Volksſage, als eines lebendigen poetiſchen Worts. Nicht Sentenzen und Sentimente, nicht (ob ſie gleich dazu gehören) für ſich beſtehende Charaktere bilden die epiſche Volksſage: denn worauf beſtünde ein Charakter außer dem Mythus, d. i. außer der Welt? Hinaus in die Ebene von Troja! Die Begebenheit, das Ebenteuer bindet Charaktere; es übet und

prüft

prüft ſie; der Ausgang (eventus, wovon Ebenteuer) ſteht uns vor Augen: jetzt wird Handlung. Zu ſolchen und keinem andern Zweck läßt das Epos Geſtalten vorüberwandeln; Geſtalten dem Ohr, als ſähe ſie das Auge. Das Auge des Geiſtes ſiehet ſie; Ein Zug löſet den andern auf; damit verklärt ſich die Geſtalt; nur dem Geiſte ſtehet ſie ganz da, wie dem Auge. Und doch auch dieſem ſtehet ſie nicht da; ſie wirket, ſie ſchafft; nur ſo war ſie gegenwärtig, übrigens nie vollendet. Alle Züge des Dichters entwarfen nur ihre Geſtalt, höher und höher, weiter und weiter, bis er im rechten Moment ſie verließ, indeß ſich eine andre emporhebt. Dieſe ſucceſſive Darſtellung, die man als ein Meiſterwerk des alten Homers mit Recht gerühmt hat, iſt nicht ſein Werk allein; ſie iſt unabtrennlich der Rede, dem Hexameter, dem alten Epos. Dieß zählte alſo her; es ließ Geſtalten und Züge einander folgen; dadurch erhoben ſich die Geſtalten.

Auch die breiten, ſechsfüßigen Gleichniſſe gehören dem alten Epos. Wer den Gang und Fortſchritt lebendiger Rede kennt, dem darf dieſes kaum erklärt werden. Gleichniſſe ſind dem Fortgange der Begebenheit etwas Fremdes; ſie hemmen den Strom des Inhalts, und rücken dem Auge der Seele etwas Unweſenhaftes als weſenhaft vor. Um zum Weſenhaften der Begebenheit, der Handlung ſelbſt zurückzukehren, hat das Gleichniß nöthig, daß es ſich gleichſam überwälze, und (wenn man das bekannte, obgleich niedrige Gleichniß fortſetzen darf) mit den letzten beiden Füßen dahin zu kommen ſuche, woher man ausgegangen war. In einer Reihe ſeiner Gedanken bilden und binden ſich Gleichniſſe anders als zwiſchen Begebenheiten und Leidenſchaften. Auch iſt überhaupt das Epos nicht da, geleſen, ſondern gehört zu werden; dann thut es ſeine Wirkung. Falſche Theile des Epos halten dieſe Probe nicht aus; es lebt immer noch in den Zeiten, da man

Begebenheiten, Bilder, Sachen, die Schreibekunſt aber noch nicht kannte.

3) Ein Wunderbares hat das alte Epos, deſſen Urſache und Beſchaffenheit man bisweilen am unrechten Orte aufgeſucht hat; im Begriff des Epos als einer erhöheten Volksſage wird es durch ſich ſelbſt klar. In jedem Ebenteuer nämlich ſind Hinderniſſe zu überwinden; den epiſchen Helden erwarten allemal Gefahren, Kämpfe. Ueberwinden muß er, oder es gibt keinen Knoten, keine Auflöſung deſſelben, kein Epos. Von wem nun hängt der Sieg ab? Wer reicht die Krone dem Ueberwinder? Die Neuern ſagen: „er reicht ſie ſich ſelbſt. Seiner Stärke oder Klugheit, ſeinem Charakter und Benehmen gebührt der Kampfpreis.“ Nicht ſo das alte Epos. Es wußte zu gut, wie viel in den wichtigſten, größeſten, ſchwerſten Dingen es auf das Kleinſte, auf Zufälle ankömmt, die nicht in unſrer Macht ſind, die unſre Klugheit nicht ordnet. Dieß ſo oft dem Helden

den Ueberlegene, alle ſeine Kraft und Klugheit Ueberwiegende, oder gar Feindliche drückte das alte Epos aus. Dem Helden ſtand eine Macht entgegen, ein Hülfsgott ihm zur Seite; auf ſeinen Charakter, ſein Benehmen kam das Meiſte, aber nicht Alles an; zuletzt entſchied das Verhängniß. Daß wir den Anblick dieſes Göttlichen und Himmliſchen auf der Erde, wie in Geſchäften und Unternehmungen, ſo in der Geſchichte und dem Epos verloren haben, eben dieſer blöde, kalte Unglaube hat uns die ächte Epopee faſt geraubt. Nehmet aus der Ilias die Einwirkung der Götter hinweg (ſo albern ſie übrigens handeln mögen); wer gibt etwas für das Gebalg und Gezänk und Blutvergießen um eine Entführte, oder einen Beleidigten? Nehmt aus der Odyſſee das Wunderbare hinweg, es wird eine Jammergeſchichte. Eigentlich aber iſt die Wegnahme unmöglich: denn in dieſen Begebenheiten ſind Götter und Helden aufs innigſte verbunden. Götter und

Helden mit einander vermengt zu ſehen (permixtos Divis heroas), der Anblick war dem alten, Himmel und Erde zuſammenfügenden Homer natürlich.

Was das Epos allgemach ſchwinden und verſchwinden machte, war, daß der Glaube an dieß Himmliſch-Einwirkende Wunderbare ſchwand, und man alles natürlich deducirte. An die Stelle des rein-Göttlichen nämlich trat zuerſt das Zauberhafte, deſſen Beginn man ſchon in der Odyſſee wahrnimmt. In den dunklen Zeiten nahm der Glaube daran ſehr zu.

IV. Unterſchied des epiſchen Gedichts und der Geſchichte.

„Alſo, wird man ſagen, iſt das Epos, da es auf Erzählung, auf ein Zuſammennähen oder Zuſammenſtimmen alter Traditionen gebaut iſt, im Grunde doch nichts, als eine mangelhafte Geſchichte.“ Kei-

nesweges. Mit der Geſchichte hat die Epopee nichts zu ſchaffen; ſie ſchafft die wahre, die vollkommene, die ewigdaurende Geſchichte, eben indem ſie auf das Einzelne, wie es iſt, anders nicht Rückſicht nimmt, als ſofern im Beſondern das Allgemeine liegt, das ſie mit der energiſchen Schöpfungskraft, die der Dichtkunſt allein eigen iſt, *) in Jenem behandelt.

Was geht mich Troja, was die Ebene Troja's, wie ſie jetzt ſeyn mag, an, wenn ich den alten Homer leſe? Schilderte mir dieſer Troja und die Ebene ſo vollſtändig und ganz, wie ich ſie bei ſeinem epiſchen Gedichte zu ſehen nöthig habe, ſo wäre er ein ſchlechter epiſcher Dichter. Bringt mir ein neuer Reiſender dagegen etwas queer in den Weg, ſo wünſche ich ihn, trotz alles ſeines guten Willens und ſeiner Bemühungen, in den Euripus. Aus und nach Homer werde uns, auch wenn

*) S. Krit. Wälder Thl. 1. S. 231 ff.

wenn Troja nicht exiſtirt hätte, eine Ebene von Troja.

Daher, daß alle wahrhaft epiſche Sänger ihren Stoff ſo fernher ergriffen, und in ihm wie Leimen in ihrer Hand walteten. Seit die Geſchichte aufkam, beſtanden in Griechenland keine epiſchen Gedichte. In lyriſchen Geſängen wurden bis zu den Freiheitsſtiftern Athens die Helden, in feierlichen Reden die Sieger bei Marathon, durch Inſchriften manche andere wackere Thaten und Männer geprieſen; das Heldengedicht war aber mit Homer verſtummt; die Alexandriniſchen Nachahmer gingen ſogar, wo ſie aus Ueberbleibſeln neu ſticken und nähen wollten, in alte, hochalte Zeiten. Wie Dämmerung und Mittag flohen einander jederzeit das Epos und die handgreifliche Geſchichte. So ſelbſt bei Homer.

Alſo wem ſind wir den Homer ſchuldig? Der Geſangſchule, d. i. einer Genealo-

gie älterer Meiſter, die er übertraf und auf den Punct der Reife treffend, ſelbſt eine Schule nachließ. Sein Name heißt nichts mehr und minder als Meiſterſänger, und ſo ſoll er ewig heißen. Glücklich, wer in der Reihe der Dinge auf einem ſolchen Punct den Schauplatz der Kunſt betritt; glücklich, wer mit natürlichen und erworbenen Talenten auf dieſem Punct die Vollkommenheit ſeiner Kunſt fördert; glücklich zuletzt, an weſſen Werke ſo viel Fleiß gewandt, an weſſen Namen ſo Viel und Mancherlei geknüpft wird, als in rothem und violenfarbenem Gewande (jenes Gewand ſoll, nach der Sage, die Rhapſoden der Ilias, dieß die Sänger der Odyſſee geſchmückt haben) an dieſen melodiſchen Zuſammenſtimmer der Vorſage, Homerus.

Adraſtea IX. S. 127 – 164. Vgl. Krit. Wälder Thl. II. S. 19 f.

V. Verdienſt Lykurgs, Solons und der Piſiſtratiden um Homer.

Ohne Zweifel iſt man dem Lykurg und Solon, den beiden gröſseſten Geſetzgebern Griechenlands, vielen Dank ſchuldig, daſs ſie von ihrer Seite dazu beitrugen, uns den Homer zu erhalten; ſie thaten es aber nicht für uns, es erforderte ſolches ihre eigne Geſinnung, und der Zweck ihrer Geſetzgebung. Kein Fürſt und Weiſer Griechenlands wollte muthwillig ein Barbar ſeyn, noch weniger glaubte er, barbariſche Völker könnten beſſer als gebildete regiert werden; auf dem Boden der Cultur ſproſste der Ruhm der Griechen; ſich von Barbaren zu unterſcheiden, war und blieb ihr wachſender Nachruhm.

Eben ſo gereicht es dem Piſiſtratus und Hipparch zur Ehre, daſs ſie auf Solons Wege fortgingen und den Geſang Homers an den Panathenäen einführten; nur laſſe man auch dieſer groſsen Männer, Lykurgs

kurgs und Solons, Piſiſtrats und Hipparchs Verdienſt beſtehn in ſeinen Grenzen.

Lykurg brachte Homers Gedichte aus Aſien in ſeine Stadt; man weiß nicht, wie? ob in Schrift oder im Munde lebender Sänger? wenigſtens hat die homeriſche Dichtkunſt in Lacedämon nie geblühet.

Drei Jahrhunderte ſpäter führte Solon ſeine Gedichte in Athen ein, und befahl, ſie reihab, alſo daß ein Sänger den andern ablöſete, zu ſingen (ἐξ ὑποβολης ῥαψωδεισθαι). Wenn keine Zuſammenordnung (συνθεσις) in den Gedichten Homers geweſen wäre, ſo hätte ſie ihnen Solon, den wir aus ſeinen eignen Gedichten kennen, ſchwerlich geben können. Alſo glaube man nicht, Er habe die Iliade und Odyſſee geſchaffen; er ordnete etwa die Rhapſodieen (ſo viel ihrer damals waren), wie ſie im öffentlichen Vortrage folgen ſollten, und traf dazu von Seiten der Sänger Vorkehrung. Sein Verdienſt um die Erhaltung Homers war politiſch.

So

So auch das Verdienſt des Piſiſtratus und Hipparchus. Ich zweifle, ob dieſe, übrigens verdiente Männer Dichter-Verdienſt um den Homer haben, und in ihn bringen konnten, was nicht da war. Als Fürſten ordneten ſie, ſie regulirten. Hätten ſie dabei auch alle Weiſen der damaligen Zeit in einer Regulativ-Synode zu Hülfe genommen; wir kennen ja den Simonides, Anakreon, Onomakritus u. ſ. aus eignen Gedichten. Zu ihren Zeiten war jener Geiſt, der die Iliade und Odyſſee ſchuf, längſt entwichen, ſie konnten ſchwerlich hervorbringen, was nicht da war, aber was da war, konnten ſie überſehen, redigiren und revidiren, ordnen (διασκευαζειν).

Wie wenig man ſich nachher an dieſe Redaction gekehret, zeiget die Geſchichte der Auslegung Homers in den folgenden Zeiten; indeſſen bleibt den großen Namen Solons, Piſiſtrats und Hipparchs das unſterbliche Verdienſt, daß ſie die Gedichte Homers,

wie

wie ſie ſich ihnen gaben, auf ewig vom Untergange errettet haben, und in der Pallas Schleier gleichſam bargen.

Homer, ein Günſtling der Zeit: in Schillers Horen S. 82 ff.

11) Als ich in Rom das berühmte Denkmal der Apotheoſe Homers ſah: „Jupiter, Apollo, Mnemoſyne und die Muſen ſind über ihm vom Gipfel herab in höheren Gegenden des Felſen; Er ſitzet da wie ein Gott: die Ilias und Odyſſee knieeten an ſeinem Stuhl und ſtützten denſelben. Ihn, der darauf ſitzt, krönen die geflügelte Zeit und die bewohnte Erde (οικουμενη). Vor ihm ſtehet ein Altar, bei dem der Mythus als Knabe dienet, auf dem die Geſchichte Weihrauch opfert; die Poeſie, das Trauer- und Luſtſpiel ſtimmen den Opfergeſang an; die Natur als ein Kind, die männliche Tugend, das aufbewahrende Gedächtniß, die Treue, die Weisheit wohnen dem Feſte bei;“

da erinnerte ich mich ganz des Glückes dieſes ruhmvollen Sohnes der Zeiten. Er ſtand auf ſeiner Stelle, empfing von ſeinen Vorfahren einen reichen Schatz deſſen, was er durch Geſchmack eines reinen Menſchengefühls zu veredlen wußte; und ſtiftete damit eine ewige Schule ſeiner fortarbeitenden Verehrer. Dichter ſangen nach ihm weiter; Geſetzgeber ehrten ihn und führten ſeine Geſänge ein; Aeſchylus nährte ſich von den Broſamen ſeiner Tafel; die Genoſſen deſſelben, mit ihnen die Dichter jeder andern Gattung ſchöpften aus ſeiner Quelle; nach ihm bildete ſich der erſte Geſchichtſchreiber; die Kunſt wetteiferte mit ihm; und er gab dem Phidias ſeinen Jupiter, ſeine Pallas Athene; die Philoſophen ſprachen über ihn, die Redner aus ihm — bis endlich eine Literatur und Cultur ſich unter die Völker verbreitete, der Er der erſte große Beförderer geweſen. Sein lebendiges Wort (επος), das die Zeit auf ihren Flügeln umhergetragen, war zu Athen, im

Tem-

Tempel der Pallas, feſtliche, ewige Schrift worden, und tönt vom Cekropiſchen Felſen noch fort in die Seelen der Menſchen. Von ihm kann man ſagen: er habe den Flug der Zeit durch Kunſt der Rede gefeſſelt; willig nahm ſie die Blumenfeſſel an und hat ihn dafür mit ewigem Ruhme gekränzet.

Homer, ein Günſtling der Zeit, S. 86 ff.

Aus dem, was die vorigen Anmerkungen gelehrt haben, ergiebt es ſich von ſelbſt, daß man von einer ganz falſchen Anſicht der Dinge ausgegangen ſeyn müſſe, wenn man Homer für alle menſchliche Kenntniſſe als Urquelle aufführt, und ihm Wiſſenſchaften beilegt, an die Er, ein Homeros, ſchwerlich gedacht habe.

12) Ueber die Humanität Homers in ſeiner Iliade.

Wir kommen allmählig wieder in die Zeiten zurück, da man von Homers Rohheit nicht genug reden konnte. In Frankreich warf man ihm vormals nur Mangel an Geſchmack

ſchmack vor; in Deutſchland ſcheint es ein Lieblingsgeſichtspunct zu werden, in den Sitten ſeiner Helden, mithin wohl gar in Homer ſelbſt Mangel an Bildung, an moraliſchen Geſchmack zu finden und dies unſterbliche Gedicht endlich nur als die „hiſtoriſche Tradition wilder Zeiten“ zu behandeln, die, wie man ſich ausdrückt, Homers glühende Einbildungskraft aufnahm und feſtſtellte. So viel Wahres dieſer Geſichtspunct in manchem Betracht zeigen mag, ſo zeigt er gewiß nicht alles Wahre, und ſein Weniges gewiß nicht auf die nützlichſte Weiſe. Dazu gehört keine Kunſt, hie und da Uebereinſtimmung der Zeiten, die er beſang, mit Völkern, die auf einer, wie uns dünkt, niedrigern Stufe der Cultur leben, zu finden, dieſe gefundene Aehnlichkeit zu übertreiben, und dabei das Auge vor allem ſittlichen Gefühl, inſonderheit aber vor der Kunſt und Weisheit zuzuſchließen, die Homer unſtreitig auf die Compoſition ſeines Gedichts gewandt hat.

Bei jeder Kunſtcompoſition fragt man: wozu hat ſie der Künſtler componiret? was war dabei ſeine Idee? und wie ſetzte er die Theile ſeines Werks zuſammen? Sind Homers Rhapſodieen die rohe Stimme eines griechiſchen Barden, der einem rohen Volk Mährchen aus roheren Zeiten vorſingt, um dieſe mit ihren Unförmlichkeiten ja nicht untergehen zu laſſen; warum wandte man Jahrtauſende hindurch auf ihn ſo viele Mühe? Waren die Griechen, die Römer, und unter andern Nationen die feinſten Denker, waren unter den Griechen Geſetzgeber, Künſtler, Weiſe, Dichter nicht abergläubig und blödſinnig, daß ſie von einer Tradition vergangener Menſchlichkeiten ſo viel Weſens machten, und einen unreinen Schlamm in ſo viel Bäche ableiteten? Das hieße ja die Unmenſchheit oder Halbmenſchheit um ſo gefährlicher feſthalten, weil ſie mit Homers Farben geſchmückt war.

Fragt

Fragt man bei jeder Geſchichte, bei jedem Drama: „wer ſpricht dieß? wenn? „wozu ſpricht ers? in welchem Charakter han„delt er? wozu ſtellte ihn der Geſchichtſchrei„ber oder Dichter auf?“ wie? und bei der größeſten Compoſition der Welt wollte man nicht alſo fragen?

Was beſingt Homer? nicht den trojaniſchen Krieg, nicht eine Geſchichte alter Zeiten als ſolche; auch nicht Achilles Geſchichte; ſondern

Den Zorn, des Peleiden Achilles
Schädlichen Zorn, der tauſend Jammer den Griechen gebracht hat,
Und viel tapfere Seelen der Helden zum Orkus hinabſtieß,
Ihre Leiber den Hunden und allem Gevögel zum Raube
Gab —

wahrlich, das heißt doch den Unmuth Achilles, er möge gerecht oder ungerecht ſeyn, nicht

nicht unbedingt preiſen. Sogleich bezeichnet ihn der Dichter, als eine verderbliche Plage der Götter, die um ſo bedaurenswürdiger war, weil ſie blos aus einem unſeligen Zwiſt entſtand, den ſein Held mit dem Könige Agamemnon hatte. —

Und wer iſt Schuld an dieſem Zwiſte? Homer eröfnet ſein Gedicht mit einer Erzählung, die keinen Leſer oder Zuhörer im Zweifel laſſen kann. Ein Vater, ein Prieſter Apolls, ein Schonenswürdiger, unantaſtbarer Greis kommt unter dem Schutz ſeines Gottes, um ſeine geraubte Tochter zu bitten. Er ſpricht weder Mitleid noch Erbarmen an, er will ſie nur, und zwar überreichlich loskaufen. Seine kurze Bitte iſt ſo geziemend, ſo artig; und welche harte, ungeziemende Antwort giebt der König der Griechen dem flehenden Alten.

Alter! daß ich dich nie bei den hohlen
Schiffen erblicke!

Treff'

Treff' ich ferner dich an; es ſey, du wei-
leſt noch jetzo,
Oder du kehreſt ein andermal wieder: ſo
möchte der Goldſtab
Mit dem Kranze des Gotts dich nicht
mehr ſchützen. Die Tochter
Geb' ich nicht los, bis einſt in unſrer
Wohnung in Argos
Sie, von ihrem Geburtsland fern, bey
Spindel und Webſtuhl
Und mein Lager bedienend, veraltet. Du
aber entfliehe!
Reize mich nicht zum Zorn, wenn noch
dein Leben dir lieb iſt.

Nicht den Vater, den Fremden, den Bittenden, den Greis beleidigt dieſe Antwort allein; ſie beleidigt den Gott in ſeinem Prieſter und iſt wirklich die Rede eines übermüthigen Atriden.

Nun ſteigt der Gott vom Olymp; die Pfeile fliegen, die Menſchen ſterben, die

Holz-

Holzſtöße flammen; Achill, den die Noth des Heers jammert, ruft die Verſammlung zuſammen, um die Urſache auszukunden, warum ein Gott auf ſie alle jetzt alſo ergrimmt ſey? Kann Achill edler auf den Schauplatz gebracht werden, als alſo? Der Hirte der Völker war durch ſeinen Trotz ihr Verderben worden; ſein königliches Herz machte ſich keinen Vorwurf, ob Er vielleicht an ihrem Untergange Schuld ſey, doch ſuchte er Mittel dagegen; den großherzigen Achill allein kümmert die Sache des Ganzen.

Als ſolcher erſcheint er ſofort in ſeinen Reden, unbefangen, wie es die Großherzigkeit iſt, und gerade. Da der weißeſte Seher ſich nicht erkühnt zu ſprechen, weil er ſich vor dem Unwillen des Mächtigſten, deſſen Gemüthsart ihm bekannt iſt, fürchtet, nimmt ihn Achill für das gemeine Beſte in Schutz; worauf denn der Uebermuth des Königs zuerſt auf den Seher, ſogleich nach einer ſehr billigen Rede des Achilles auf dieſen

her-

herfällt. Und da Achill nicht geſchaffen war, ſich vor der Verſammlung oder ſonſt ſchmähen, beleidigen, das Seine ſich rauben zu laſſen, am wenigſten aber vom ſtolzen Dünkel eines übermüthigen Atriden; ſo entbrennet der Zwiſt, ſo folgt die Erbitterung, bei der (ich wage es zu ſagen) Achill auch im wildeſten Feuer gerecht bleibet. Pallas erſcheint ihm zu rechter Zeit, ihn bei der blonden Haarlocke zu ergreifen; und als der unbeſonnene Fürſt, auch nachdem er Zeit zu beſſerer Ueberlegung gehabt hatte, ſein unbefugtes Machtwort vollführet, und ihm ſein Eigenthum, ſeine geliebte Briſeis raubet, beträgt ſich Achill gegen die Herolde mit einer hohen Mäßigung. Ungern wie Briſeis dahingeht, ſehen wir ſie hingehn, und ſetzen uns mit dem Gekränkten weinend ans Ufer. Da hören wir in der Mutter klagen, und theilen mit ihr den Jammer um einen ſo herrlichen Sohn, den bei einem kurzen Leben, ohne ſeine Schuld, die öffentliche Beleidi-

gung, dieſer Gram, dieſer Unmuth treffen mußte. Mit Freuden ſehen wir den Vater der Götter den großen Wink thun, und den Gekränkten in Schutz nehmen.

Wenn nun, ganze Geſänge der Iliade hindurch, unſchuldige, tapfere, edle Männer, wenn liebe Söhne, junge Gatten, blühende Jünglinge fallen; wer iſt an ihrem Tode, wer an der Trauer, den Thränen, dem Verluſt ihrer Eltern und Gatten und Bräute Schuld? Achilles nicht; er ſtreitet blos nicht mit, und kann und darf als ein öffentlich und ungerecht Gekränkter, nicht mit ſtreiten. Unmuthig ſitzt er in ſeinem Zelt, und ſeine Myrmidonen murren zuletzt um ihn her, daß er ſie nicht zum Streit führe. Der übermüthige König allein iſts, der dadurch die Völker ſtürzt, daß er nicht nur jenen Helden beleidigte, ſondern ſogleich auch, im Wahn ſeines Ruhms zu zeigen, daß er Achilles nicht bedürfe, ſeine geliebten Völker zur Schlachtbank hinführt.

Un-

Unglaublich iſt's, wenn man es nicht ſähe, mit welcher moraliſchen Zartheit Homer dieß alles einleitet und beſchreibet. Eben dieſelbe Mutter des Beleidigten, die den höchſten Gott anfleht, hatte dem Dichter Raum gemacht, einen falſchen Traum vom Himmel kommen zu laſſen, der dem Könige einbilde, Er könne jetzt, dem Achill zum Troſt, Troja im Hui erobern.

Dagegen erhebt ſich nun freilich der alte Neſtor

— Und ſagt mit Weisheit:

Hätte den Traum von allen Achäern ein andrer erzählet,

Würden wir ſagen: du lügſt! und ihn unwillig verſchmähen

Aber ihn ſah der König —

Und ſogleich ſteht der König von ſeinem Sitz auf, ſtützet ſich auf ſeinen über Alles geprießenen Scepter, hat ſogar eine herrliche Liſt erdacht, die Anhänglichkeit der Griechen

 an

an Ihn, an ſeinen Bruder Menelaus, und deſſen Weib, Helena, zu prüfen, überzeugt, daß ſie ſich ihm nicht anders als zum Opfer geben würde. Die königliche Perſuaſion mißräth; der kluge Ulyſſes, mit dem noch unveralteten Scepter Agamemnons in der Fauſt, kann ſie kaum wieder zu ihren verlaſſenen Sitzen bringen; wo denn Therſites aufſteht, und Er allein, auf die unſchicklichſte Art der Sache Achills erwähnet.

So mancherlei über dieſen häßlich lächerlichen Therſit geſchrieben worden; ſo ſteht Jedermann das vor Augen, daß den Edelſten der Schlechtſte, den Herrlichſten der Häßlichſte allein und aufs Niedrigſte vertheidigt. Jeder gönnet dieſem die Schläge des Ulyſſes; es iſt aber große Weisheit des Homers, daß er ſie dem Therſites zukommen läßt, indeß alle Fürſten des Heers, deren keiner Agamemnons Betragen gegen Achill loben konnte, dazu ſchwiegen. Allen be-

bekommt dies Schweigen, die ganze Iliade hindurch, ſehr unwohl; ihren Völkern aber noch übler.

Es wird in einem andern Kapitel davon die Rede ſeyn, wie Homer, der überhaupt keinen Groll gegen ein menſchliches Geſchöpf, geſchweige gegen den König ſeiner Griechen heget, den Agamemnon allenthalben nicht nur geſchont, ſondern, wo er irgend konnte, königlich und feſtlich ausgeſchmückt habe. Zum Treffen läßt er ihn ziehen:

Ganz an Augen und Haupt dem Donnerbewaffneten Zevs gleich
Um den Gürtel dem Mars, an Bruſt und Schultern dem Meergott;
Wie der führende Stier ſich in der verſammleten Heerde
Ausnimmt; unter den Rindern der Erſt' und Größte von Anſehn.

Er läſſet ihn den tapferſten Kriegern, einem Diomedes ſogar, Verweiſe geben; doch das Alles thut nichts zur Sache. Nach vielen er-

erlittenen Niederlagen muß der alte Neſtor mit dem Bekenntniß doch heraus:

— Ich denke noch heute, ſo wie ich ſchon vormals
Dachte, zur Zeit, o König, als du die junge Briſeis
Aus des erzürnten Achilles Gezelten gewaltſam entführteſt,
Nicht nach unſerm Ermeſſen; ich riehtes mit vielen und ſtarken
Gründen dir ab; doch du, vom hohen Muthe bemeiſtert,
Kränkteſt die Ehre des Helden, der ſelbſt von Göttern geehrt war,
Und noch haſt du bei dir den Siegslohn, den du ihm raubteſt.

Er ſchlägt zur Ausſöhnung Geſchenke und ſchmeichelnde Worte vor; Achilles ſchlägt ſie aus und muß ſie ausſchlagen; ja wäre Agamemnon ſelbſt in ſein Zelt gekommen, er hätte einen böſen Weg daraus gefunden. Nun hatte dieſer Raum ſeine Wunder der Tapferkeit

keit und Oberherrſchaft zu erweiſen, die aber alle dahinaus giengen, daß nach Niederlagen von allen Seiten, die Mauer der Griechen erſtürmt ward, und Hektor, ans Schiff des Proteſilaus greifend, ausrief: „bringt Feuer!“ — Hier war das Ziel. Nicht Agamemnons Geſchenke, noch eines ſchlauen Ulyſſes Reden; Achilles eigner Entſchluß, mit welchem ſich ſeines Freundes Patroklus Thränen verbanden, hemmte die äußerſte Gefahr des Heeres. Jetzt gab Achill dem Patroklus ſeine Waffen, mit dem gemeſſenen Befehl, wie weit er gehen ſollte. Als Patroklus dieſen überſchritten hatte und den Feinden erlag, als Hektor in die Waffen Achills zu ſeinem eignen Verderben gekleidet da ſtand, und die Nachricht vom Tode des Freundes, endlich auch ſeine kaum noch erbeutete Leiche ins Lager kam: da war aller Groll dahin; im Himmel und auf der Erde war Friede. In neue Waffen gekleidet, erſcheint er in der Verſammlung; und wie klein

iſt gegen ihn Agamemnon, ob er ſich gleich noch jetzt, zur Entſchuldigung ſeines Fehlers, in einem Mährchen von der Ate, dem Jupiter gleich ſtellt. Wie groß dagegen iſt Achilles und wie zart! zart in den Klagen um ſeinen Freund, in den Klagen an ſeine Mutter; groß in der Verſöhnung mit ſeinem Feinde, in der Anordnung des Begräbniſſes ſeines Freundes,

Laßt Patroklus Gebein, des Manötiaden, uns ſammlen,
Mit ſorgfältiger Wahl; es iſt nicht ſchwer zu erkennen.
Dieſes legen wir bei in goldner Urne, bis ich auch
Sinke zum Hauſe des Pluto — —
Dann erhöhn wir den Hügel zum Grabmahl; aber ich wünſch' ihn
Nicht von ſtolzer Größe, nur mäßig. Breiter und höher
Möget ihr, Freund', ihn künftig erbaun, ſo viele von euch mich
Ueberleben —

Groß

Groß endlich in den Kampfſpielen, in der Ueberwindung ſein ſelbſt, da er den Leichnam Hektors zurückgiebt, in der Behandlung Priamus dabey, groß von Anfange des Gedichts bis zu Ende. Scherzend ſpricht er zu Priamus:

Greis, wie ſchläfſt du ſo unbekümmert, kein Uebel befürchtend,
Wenn dich allhier Agamemnon entdeckt und die andern Achäer! —

Dieß iſt das letztemal, da Agamemnons in der Ilias gedacht wird; wie tief ſteht er unter Achill, in deſſen Zelte ſein Feind ruhig ſchläft.

Ich weiß wohl, daß man die gedrohte Mißhandlung am Leichnam Hektors dem Achilles hoch aufnimmt; aber preiſet ſie Homer? und verhindert ſie die Götter nicht ſelbſt, denen Achilles ſogleich wie ein Kind gehorcht? Und was hatte Hektor mit Patroklus Leiche im Sinn, über die ein ſo hitziger Kampf war? —

Man

Man iſt gewohnt, Achill und Hektor zum Nachtheil des Erſten zu vergleichen; nach welchem Maaßſtabe? Nicht nur waren es verſchiedene Charaktere, und zu Achills Charakter gehörte, was er war, untrennbar; ſondern Hektor war auch ein Trojaner. Daß in Troja, dem alten aſiatiſchen Königsſitze, ein größerer Reichthum, eine weichere Lebensart herrſchte, als in den meiſten griechiſchen Staaten ſeyn konnte, zeigt ſich in mehreren Stellen der Iliade: der Charakter des erſten Trojaners mußte dieſem Zuſtande gemäß ſeyn. Der Spiegel Homers, in welchem ſich alle Dinge der Welt gleich klar und rein darſtellen, zeigt alle Geſtalten gleich menſchlich und milde. Bei völligen Gegenſätzen ſcheint eine Vergleichung kaum möglich; und doch wirft Homer auf alle, wo irgend er kann, den milden Strahl der Menſchheit.

Sein Gedicht endet, ehe Troja erobert wird, ehe wir alſo die Gräuelthaten der

Griechen in dieſer eroberten Stadt gewahr werden. Selbſt ſein Held hatte das gute Schickſal, die ſchreckliche Folge ſeiner Tapferkeit nicht zu erleben; er fiel, wie wir aus andern wiſſen, im Thore von Troja. Und bei Homer, ſobald Achill mit ſeinen neuen Waffen daher geht, geht er zum Tode. Dieß weiſſagt ihm ſeine Mutter, ſeine weinenden Roſſe, der ſterbende Hektor, und er ſelbſt weiß es. Sein Leben iſt an Patroklus Leben geknüpft; Ein Hügel ſoll ſie decken, und eine goldne Urne beider Aſche am Troiſchen Strande vereinen.

Was überhaupt der Glaube an ein Schickſal, was die Thaten der Götter, ihre Hülfe und Feindſchaft gegen Völker und Menſchen, in die Compoſition Homers an Ruhe, Milde und hohe Ergebenheit bringen, iſt unſäglich. Man nehme dieſe göttliche Farce, wie manche ſie genannt haben (μωρον), aus ſeiner Iliade; und das Ganze wird widrig

oder

oder platt, wie faſt alle politiſche Geſchichte. Und doch iſt alles Zuwirken der Götter bei ihm ſo menſchlich, ſo natürlich! Nirgend ein zerſtörendes Wunder; allenthalben nur der Gang des Menſchengemüths, der Menſchenkräfte, ſofern er ans Zufällige, ans Unvorgeſehene, ans Unendliche reichet. Was zumal die Götter über die Sterblichen, und über Achills Roſſe ſprechen, die einem Sterblichen dienen, iſt Seelenzerſchneidend.

Menſchlicher Homer, wie liebe ich dich in allen deinen Formen und Geſtalten! Auch Paris, auch die Sünderin, Helena, haſt du nicht verſchmähet, und beide in das ſchönſte Licht geſtellt, in welchem ſie ſtehen konnten. Nicht vergeſſen ſind ihre Brüder Caſtor und Pollux; ihr Menelaus, ſammt Ulyß, ſind mit allen Würden geſchmückt, deren ſie auf der Ebne vor Troja fähig waren. So Ajax, Diomed, Idomeneus, Neſtor; jeder erſcheint an ſeinem Orte, zu ſeiner Zeit in

der Rennbahn des Ruhmes. Kurz oder lange leuchtet ſein Schein; aber er geht nach Verdienſt auf und nieder.

Drei Lehren drückſt du ſchweigend vor allen uns ins Herz:

1) Discite juſtitiam, miſeri, et non temnere divos,

welches ich hier ſo überſetzen möchte:

Lernt, ihr Fürſten, gerecht ſeyn und treff-liche Männer verehren.

Dieß lehrt uns mit ſeinem Uebermuth der prächtige Agamemnon in der ganzen Iliade. Er gränzt an alle Ausſchweifungen, die Ariſtoteles Ethik kannte, an die Habbegierde (Akolaſie) den Neid, die Schaamloſigkeit und Beyfallgebung, die Pralſucht; doch gränzt er nur daran, denn der weiſe Homer hat ihn vor jedem Zuge des Verächtlichen bewahret. Er iſt und bleibt bei ihm ein unſträflicher König. Achilles dagegen beſitzt den Kern deſſen, was die

Griechen Tugend nannten, Großherzigkeit (μεγαλοψυχια) und edlen Stolz, hohes Selbſtgefühl und die äußerſte Wahrheitliebe. Er iſt freigebig und auf eine anſtändige Art prächtig, höflich in ſeinem Zelt und bis zur Schaam beſcheiden; dabei gebildeter als alle Griechen; denn es war Chirons Zögling und ergötzte mitten im Unmuth ſein ſchwerbeladnes Herz durch Töne. Der wärmſte Freund ſeines Freundes, an Stärke, Tapferkeit, Schönheit und Ruhmliebe über alle Griechen erhaben. Und an dieſem Gottgeliebten Sohn einer Göttin und eines Helden zeigt uns Homer μηνιν.

2) Die erſchreckliche Plage des harten, obwohl gerechten Unmuths. Achill konnte ihm nicht entweichen: denn der Vorfall, der ihn dazu reizte, drang auf ihn, ohne daß er ihn ſuchte. Er kann, die ganze Iliade hindurch, als Achill nicht anders handeln,

als er handelt. Das Unangenehme aber dieſes Unmuths für ihn und für andre entwickelt der Sänger durch Worte aus des guten Phönix, ja aus Achills eigenem Munde und durch Erfolge in lauter lebendigen Situationen. Sogar das herbeieilende letzte Schickſal des Edelzürnenden ſehen wir in dieſe Reihe der Dinge verflochten, in dieſen ihm unvermeidlichen Unfall. Konnte ein zarterer Punkt des menſchlichen Herzens und Lebens zarter behandelt werden, als es der Dichter gethan hat? Gemeine Seelen wiſſen nichts vom edlen, göttlichen Unmuth; wie manchem größeren Gemüth aber iſt er die Klippe des Glücks, ſeiner Brauchbarkeit fürs gemeine Weſen, des häuslichen und täglichen Wohlſeyns, ja endlich des Lebens ſelbſt worden! Mehr als ein Gekränkter hat die Klagen angeſtimmt, die Achill am Ufer des Meers ſeiner Mutter zuſeufzte; er konnte aber keinen andern Troſt hören, als jenem die Göttin ſelbſt zu geben vermochte.

3) Endlich, welch eine böſe Sache iſt der Krieg! Und wie mißlich iſt jede Regierungsart unter den Menſchen, ſo unumgänglich ſie iſt im Kriege und Frieden! Beides hat uns Homer ſo vorzüglich und hell dargelegt, daß wir auch hier den Meiſter ſehen, der in die rohſten Dinge Weisheit und Menſchlichkeit brachte.

Selbſt in dem Heldengedicht, das gröſtentheils Thaten der Krieger beſingt, dachte Homer über Krieg und Frieden menſchlich. Nicht nur, daß er jenen ſo oft den Thränenreichen, Männerfreſſenden, verderblichen, harten, böſen Krieg nennet; er läßt keine Gelegenheit vorbei, ihn ſeiner Natur nach, mit allen begleitenden Uebeln, durch Thatſachen zu ſchildern.

1) Die Iliade beginnt mit einem Greiſe, der um ſeine geraubte, liebe Tochter vergebens flehet; und bald wird es nicht verſchwiegen, daß die Griechen alle benachbarte

Kü-

Küſten und Inſeln geplündert, daß ſie die neun Jahre her großentheils vom Raube gelebt haben. Schon faulet das Holz an ihren Schiffen, die Seile vermodern;

Ihre Weiber daheim und unerzogene Kinder
Schmachten, ſie wiederzuſehn —

Daher denn, als Agamemnon ihnen den Vorſchlag that, nach neun Jahren vergeblicher Arbeit wieder die Schiffe zu beſteigen und

— zu fliehn zum werthen Geburtsland;

ſo hatte er kaum das Wort geſprochen, als die Verſammlung es in freudigem Ernſt befolgt:

— Der Staub ſtieg unter den Füßen der Männer
Wallend empor, und einer ermahnte den andern zur Eile,
Daß ſie die Schiff' erreichten und bald ins Waſſer ſie zögen.

Nur durch vieles Zureden und durch den gebietenden Stab des Königs konnte die Kriegsſatte Schaar wieder in die Verſammlung, durch neue dringende Vorſtellungen von Schande, Ruhm und Hoffnung wieder ins Feld gebracht werden.

2) Denn es hatte ſich zur Laſt des Krieges auch die Plage der Peſt gefunden; eben ſie unterläßt Homer nicht im Anfange der Iliade ſchreckhaft zu zeichnen.

— Die Völker aus Argos
Fielen bei Haufen dahin; die ſcharfen Pfeile des Gottes
Flogen tödtend umher im ganzen achäiſchen Kriegsheer,
Daß man täglich die Leichen, gethürmt in Haufen, verbrannte.

Denn wem iſt unbekannt, daß anſteckende Krankheiten das gewöhnliche Gefolge aller Kriegsheere ſind, und elender metzeln, als das Schwert des Feindes?

3) Als die Göttin endlich im Buſen der Griechen die Streitluſt wieder erweckt,

Daß ſie nach unabläſſigem Kampf und Schlachten ſich ſehnen,

und ihnen der Krieg wiederum viel ſüßer dünkt, — als vormals

Ihnen die Rückfahrt ſchien zum werthen Lande der Heimath,

will der Dichter dem blutigen Gefechte noch durch eine billige Auskunft zuvorkommen. Menelaus und Paris, deren Sache es eigentlich allein iſt, um deren Willen Menſchen hingeopfert werden, ſollen durch einen Zweikampf den Zwiſt entſcheiden.

— Ihn hörten mit Freude die Griechen und Trojer,

Hoffend, das Ende zu ſehn des Elendbringenden Krieges.

4) Da dieß Mittel aber nicht gelang, und die Heere gegen einander ziehen müſſen, von wem läßt ſich der Dichter empören? Die

Trojer von Mars, den ſein Vater, Jupiter, ſelbſt ſpäterhin alſo anredet:

Wiſſe, dich haſſ' ich am meiſten von allen
Bewohnern des Himmels:
Denn du findeſt nur Luſt an Zank und
Kriegen und Schlachten.
Aehnlich biſt du der Mutter am unerträg-
lichen Starrſinn,
Der nie weichet und kaum von mir durch
Worte gezähmt wird.

Die Griechen regt Pallas auf, und mit beiden Aufregern ſind

— Das Schrecken, die Furcht, die raſt-
los wüthende Zwietracht,
Schweſter des Menſchenverderbenden Mars
und ſeine Gehülfin,
Die erſt klein ſich immer erhebt, bis end-
lich ihr Haupt ſich
Hoch in Wolken verbirgt, indem ſie die
Erde bewandelt;
Dieſe durcheilte die Heer' und ſä'te zu bei-
der Verderben

Streit-

Streitgier unter ſie aus, und mehrte der Krieger Getümmel.

Sind dieſe Namen hier allegoriſche Kunſtwerke? Geſpenſter ſind's, die Homer eben deswegen ſchreckhaft einführet, weil durch Perſonen, die in beſtimmten Umriſſen erſcheinen, die Wirkung nicht hervorzubringen war, die er hervorbringen wollte. So ſcheint er zu anderer Zeit den Zorn, die Schadenfreude, das ſchrecklich ergreifende Todesverhängniß zu perſonificiren; zu gleichem Endzweck, unſere Begriffe nämlich zu verwirren durch dieſe unumſchriebene Wortlarven. Der Zorn iſt ihm wie ein Rauch, und die Zwietracht erhebt ſich gleichergeſtalt zwiſchen Himmel und Erde. — Von allen Künſtler-Ideen weggeſehen, wie wahr und wie gräßlich! Aus einem Nichts entſpringet die Zwietracht und wird in kurzem unermeßlich. Nie umſchrieben in ihrem Weſen kommt ſie vielleicht aus Einer Kammer hervor und durcheilt Staaten, durcheilt Heere, ſäet Ver-

der-

derben und Streitgier umher, immer das Haupt in hohen, unabſehlichen Wolken verborgen. Selten wiſſen die Menſchen, weshalb ſie ſtreiten; je länger aber, deſto hartnäckiger hadern ſie: denn von Schritt zu Schritt wächſt die unerſättliche Eris.

5) Jetzo trafen ſie nah' auf Einem Raume zuſammen,
Schild und Lanzen begegneten ſich und Kräfte der ſtarken
Eiſengepanzerten Männer. Es ſtießen die bäuchigen Schilde
Wechſelnd gegen einander, und ward ein ſchrecklich Getöſe.
Laut ertönte zugleich das Jammern und Jauchzen der Krieger,
Schlagender und Erſchlagner; es ſtrömte von Blute die Erde.

Da ſich Homers Iliade einem großen Theil nach mit dieſem Gemetzel beſchäftigt; ſo wird das Menſchengemüth des Dichters hier

hier vorzüglich fühlbar. Seine Todten läßt er nie als Thiere fallen; er bezeichnet, ſo viel er kann, in einigen Verſen als Menſchenfreund ihr trauriges Schickſal. Dieſer wird nie mehr zu ſeinen geliebten Eltern, zu ſeinen Brüdern, ſeiner Gattin, ſeinen Kindern wiederkehren; jenen hat Reichthum, Wohlſtand, eine glückliche Ruhe verlaſſen, die er nie mehr genießen wird. Einen andern zeichnet er als Künſtler, als einen geſchickten, ſchönen, Gottbegabten Mann; ſeine Kunſt iſt dahin, ſeine Schönheit verwelket, der Götter Gaben werden mit der Aſche begraben. Jenen hat falſche Hoffnung, eine trügliche Weiſſagung ins Feld gelockt; der Tod ergreift ihn, ſchwarze Nacht umhüllet ſein Auge. Und ferner. Mehrere dieſer Erinnerungen ſind ſo zart, daß ſie Inſchriften zu den Grabmälern der Erſchlagenen ſeyn könnten, wenn arme Kriegserſchlagene Grabmal und Urne erhielten.

6) Merk-

6) Merkwürdig iſt hierbei, daß Homer dieſes zärtliche Andenken am meiſten den Trojanern ſchenket. Er ein Grieche, der den Ruhm griechiſcher Helden verewigen wollte, war zugleich ein Aſiat, ein Jonier, ein Menſch, und ich möchte ſagen, ein Bedourer des trojaniſchen Schickſals. Weit entfernt von der barbariſchen Kleinmuth, ſeine Feinde verunglimpfend zu belügen, zeichnet er ihr zarteres Gemüth, die größere Weichlichkeit ihres Klima, ihre Familienneigungen, ihre Künſte, ihr Wohlbehagen zu Friedenszeiten, in Zügen, an denen ſich offenbar das Auge des Dichters ſelbſt ergötzte. Die armen Trojaner ſind ihm eine Heerde Schaafe, die von Wölfen angefallen wird; unter ihnen ſind viele fremde Bundesgenoſſen, die am Schickſal der bedrängten Königsſtadt nur aus nachbarlichem Mitleid Theil nehmen. Uns den innern Wohlſtand Trojas zu zeigen, unſer Herz für die Bedrängten mitfühlend zu machen, führt er ſeinen edlen Hektor im Anfange

ge des Treffens in die Stadt zurück. Er zeigt uns Priamus und ſeiner Söhne Wohnungen, zeigt uns die Helena ſelbſt in einer zwar erniedrigten, aber nicht unwürdigen Geſtalt; ſo die Aelteſten der Stadt, ſo endlich Andromache und ihr Kind. Rührender iſt wohl kein Abſchied geſchildert worden, als den Hektor von ihnen beiden nahm; und es iſt eine Ueberkritik der Grammatiker, daß in der Andromache Rede einige Verſe zu allgemein und zu viel ſeyn ſollen. Bei dem Dichter ſpricht ſie im Namen aller trojaniſchen Frauen, für ſie und ihre verwaiſeten, gefangenen Kinder. Auch hat ſich Homer wohl gehütet, uns die Unthaten ſelbſt zu erzählen, die dieſer traurige Abſchied nur vorahnet, ob ſich gleich der Grund ſeiner ganzen Odyſſee, die unglückliche Rückfahrt der Griechen, großen Theils auf ſie bezog. Weder mit der Gräuelthat des Ajax vor dem Bilde der Pallas, noch mit des Priamus, der Polyxena und Anderer unwürdigem Morde hat ſeine

Muſe ſich befleckt; die Künſtler und tragiſchen Dichter nahmen ihre Vorſtellung dieſer Scenen aus andern ſogenannten cykliſchen Dichtern. Hektors letzter Gang nach Troja iſt bei Homer in jedem Schritte groß und heilig. Der Edle will die zornige Göttin verſöhnen und ſeine geliebte Vaterſtadt entſündigen; daher er auch den Miſſethäter Paris ins Feld fordert, bis am ſkäiſchen Thore endlich, an dieſem Unglücksorte, der traurige Abſchied die Scene endet. — —

Homer war keiner von denen, die ihrem Lieblingshelden die ganze Welt aufopfern. Seinen Achilles kleidet er in Gottähnliche Größe; Hektor dagegen in alle Würde und Zierde des Vertheidigers ſeiner Geburtsſtadt. Beide Helden konnten in dem Menſchenverderblichen Kriege nicht auf Einmal glänzen; indeß Jener alſo einige Tage ruhet, läſſet er dieſen ſein Glück aufs höchſte treiben; bis er durch Anlegung der Waffen Achills die Neme-

ſis reizet, und dem Tode ein Opfer daſteht. So übertrieb Patroklus ſeine Beſtimmung und ſank; nicht von Hektor, ſondern zuerſt von Apollo ſelbſt rückwärts getroffen, daß Achills Waffen von ihm fielen. So ſollte, hinter Homers Iliade, Achilles, da ſein Ziel erreicht war, auch ſinken. Das Schickſal aller Dreien, der edelſten Männer, iſt in einander verwebt, und der Tod Eines ein Verkündiger vom Tode des Andern. Im Leben und Tode ehrt Jupiter den Hektor. Da er vom Zorn der Juno ihn nicht erretten kann, opfert er ſeinen eignen geliebten Sohn Sarpedon mit ihm zugleich auf, und ſeinen Leichnam entzieht er der Rache Achills auf die edelſte Weiſe.

Und wie den Hektor, ſo hat Homer den alten Priamus und alle ſeine Kinder geehrt. Deiphobus iſt vom Apoll begeiſtert, wie keiner im griechiſchen Heere; ſelbſt Paris Vorzüge werden bei allem Tadel, der ihm gebührt, nicht verſchwiegen.

7) War-

7) Warum unterſagt Priamus bei dem Begräbniß der Erſchlagenen ſeinem Heer die weinende Trauerklage? Offenbar lag dieß Verbot in der Situation der Trojaner. Sie, eine Verſammlung aſiatiſcher weicherer Völker, an die laut-weinende Trauerklage mehr noch als die Griechen gewöhnet, ſie, die in der Nähe ihrer Verwandten, Kinder und Weiber, vor Troja's Mauern ihre nächſten Freunde und Landsleute beſtatten, und in ihrem Tode ihr eignes Schickſal vorausſahen, ſie hatten ein ſolches Verbot nöthiger, als die härteren Griechen, die der angreifende Theil waren, und fern von den Ihrigen nur ihre Mitſtreiter begruben. Um Patroklus Leiche weinen die Griechen, inſonderheit die Myrmidonen, am heftigſten Achilles; auch Briſeis weint und die übrigen Weiber, letztere aber

Um Patroklus zum Schein, im Grund' um eigenes Elend.

8) Noch mehr zeigt die Menſchlichkeit Homers ſich in der Weisheit, mit der er über das Schickſal des Krieges dachte. Alles Kriegsunglück läßt er durch Fehler entſtehen, durch Fehler und Leidenſchaften der Götter und Menſchen. Das alte Troja wird vom Jupiter dem Eigenſinn eines unverſöhnlichen Weibes aufgeopfert, die eine Reihe ihrer Lieblingsſtädte hingeben will, wenn Jupiter hier nur ihren Willen erfüllet. Die keuſcheſte, ſtolzeſte Göttin erröthet nicht, ihre Umarmung zum Netz des Betruges zu machen, aus tiefem Groll lieblos Liebe zu heucheln, mit geborgtem Schmuck an offenem Tage aus der Gattin eine berückende Buhlerin zu werden, nur damit Einige Trojaner mehr bluten, indeß ihr beſtochener Kämmerling, der Schlaf, dem Schickſalwägenden Gott die Augen zuſchließt. Das Aeußerſte der Rache eines Weibes! Gegen Troja ſtehen zwo Weiber, für Troja zwei Männer; wer zweifelt, wenn es auf Haß ankommt, welche

Par-

Parthie zum Ziel gelangen werde? Ging es in den hartnäckigſten Kriegen der Erde je anders?

In der menſchlichen Scene hangen, wie vorher gezeigt worden, der Griechen Unfälle bei Homer lediglich vom Stolz und Wahn des Königes ab, dem keiner der rathgebenden Fürſten ſich zu widerſetzen getraute. Ein falſcher Traum iſt ſeine belehrende Gottheit; ſonſt erſcheinet ihm keine (deren mehrere doch andern erſcheinen) während der ganzen Iliade. Dieſer falſche Traum heißt Dünkel, dem Agamemnon, ſchon ſeinem Namen nach ein Jupiter auf Erden, zum Verderben ſeines Volkes gehorchet. Den älteſten Rathgeber beſticht er damit, daß der Traum in ſeiner Geſtalt erſchienen ſey; andere Fürſten ſchweigen oder wetteifern thöricht mit Achilles Ruhme. So kommt durch Einen, durch Wenige das ganze Heer an den Rand des Abgrundes. Zu ſpät wird geſprochen, zu ſpät geweinet; und unter dieſem allen iſt und bleibt Agamemnon

non der ſorgſamſte Hirte der Völker. O Homer, ſo oft ich von neuem deine Iliade leſe, finde ich in ihr neue Züge der ordnenden Weisheit, Klugheit und Menſchenliebe, mit der du wilde Verhältniſſe eines rohen Zeitalters erzähleſt. Und keine Lehre, keine Warnung entfließt deinen Lippen, als ob ſie die deinige wäre; jedes Laſter, jede Thorheit, jede Leidenſchaft ſelbſt lehret und warnet.

Briefe zur Beförderung der Humanität, III. 76 ff.

13) Daß es in der Schule der Homeriden auf einen Cyklus, d. i. auf eine Art Encyklopädie des Wiſſenswürdigen göttlicher und menſchlicher Dinge im Geſichtskreis damaliger Zeiten angelegt geweſen, wird jedem eindrücklich werden, der ſich vom Inhalte unſrer Ilias und Odyſſee ein reines Bild macht, zugleich aber auch mit ihnen die andern dem Homer zugeſchriebenen Werke in Betracht nimmt. Margites z. B. iſt das erſte derſelben: denn,

denn, wie ſpäterhin in Athen, hinter vier Trauerſpielen heroiſchen Inhalts eine Komödie zum Schluß gegeben ward; ſo ſollte wahrſcheinlich Margites das auch im Hochfröhlichen und Komiſchen ſeyn, was die Ilias und Odyſſee, jene im königlichen, dieſe im bürgerlichen Geſchmack waren; Margites ründete gleichſam die cykliſche Tafel. Das Schickſal hat uns um dieſes äußerſt wünſchenswerthe Gedicht, deſſen auch Ariſtoteles oft erwähnt, beneidet; die Urſache des Untergangs läßt ſich aber bald einſehen. Das Komiſche menſchlicher Sitten nämlich verändert ſich ſchneller, als ſich die Gegenſtände der Ilias und Odyſſee verändern; Götter- und Helden-Charaktere, Gegenden, Inſeln, Wunder der Natur, Königreiche, Geſchlechter dauren, wenn das Lächerliche eines Zeitgeſchmacks mit der Zeit vorübergegangen iſt, und künftige Geſchlechter wenig reizet.

Ob uns gleich ein Haupttheil deſſen, was zum Homeriſchen Kreiſe des Wiſſenswürdigen

gehört,

gehört, entwandt iſt; ſo darf man dennoch nur die Ilias und Odyſſee ſelbſt, ſogar in dem, was uns das Entbehrlichſte ſcheint, mit Aufmerkſamkeit anſehn, um an der Idee eines ſolchen Kreiſes von dem, was dem damaligen Griechenlande wiſſenswürdig ſchien, nicht zu zweifeln.*) Man gehe zu dieſem Zwecke das Verzeichniß der griechiſchen Schiffe, Länder und Familien, die Felder auf dem Schilde des Achilles, die ganze Umfaſſung der Odyſſee durch; man verfolge beide Gedichte in ihren Gleichniſſen, Charakteren, Sitten, Situationen, Regierungsarten in der Oſt- und Weſtwelt;

*) Um Mißverſtändniſſen zuvorzukommen, merke ich an, daß hier nicht von jenem mythiſchen oder epiſchen Cyklus, d. i. von einer geſchloſſenen Sammlung alter Dichter und Mährchen die Rede ſey, wie ihn die Alexandriner feſtſetzten; dieſe Anordnung, ſcheint es, war blos bibliothekariſch und literariſch. Wir ſprechen hier von einem Kreiſe des Wiſſenswürdigen in einer gewiſſen Denk- und Sehart; ein ſolcher liegt in allen epiſchen Dichtern, in Jedem nach dem Begriffe ſeiner Zeiten. Er bil-

welt; ſodann gehe man muthmaaßend den Inhalt andrer Geſänge der berühmteſten Cy=kliſchen Dichter durch, die dem Homer, was in ihm zu mangeln ſchien, jeder nach ſeinen Kräften beifügte: mich dünkt, ſo wird man die Idee, daß die fortbildende Zeit es bei ei=ner Reihe verehrter Geſänge, die man für die vollkommenſten hielt, und die es auch waren, immer mehr auf eine Art Encyklopä=die, d. i. auf einen Umriß des Wiſſenswürdi=gen in der damaligen Sphäre der Menſchheit anlegen, und darin fortarbeiten mußte, der

Na=

det ſich, ohne daß es der Dichter weiß: denn die=ſer trägt eine Welt in ſich (κοσμον) und ſuchet für ſie Raum in ſeinem Gedichte. Da nun in jenen Zeiten der lebendige Geſang und zwar im Ton der epiſchen Erzählung die Stelle aller Bücher vertrat, da er ſelbſt die einzige Kunſt der Unterweiſung war, indem man andere Dichtungsarten, z. B. Komödie, Tragödie u. f. noch nicht kannte; ſo mußte man, gleichſam ohne daß man es wollte, darauf hinaus=gehn, in die beliebteſten Geſänge alles das zu brin=gen, was im Himmel und auf Erden die Menſch=heit intereſſirte.

Natur der Sache gemäß finden. Geſänge (Epos), und zwar Geſang in dieſer Form war damals das einzige, und ein ſo angenehmes Mittel der Unterweiſung, in welches man daher alles brachte, was man wußte und was man wiſſenswerth fand. Hätten wir die ſämmtlichen Cykliſchen Dichter der Griechen, von denen wir jetzt keinen haben, ſo könnten wir ſelbſt die Arten des Geſchmacks beſtimmen, in denen man, in Homers Schule ſowohl, als außer ſeiner Schule, dieß Wiſſenswürdige an einander gereihet und fortgebildet; jetzt kennen wir unter Homers Namen, oder aus ſeiner Schule nur wenige, aber ſehr ſchätzbare Stücke und Fragmente, die uns eben auch dahin weiſen.

Unter Homers Namen haben wir z. B. einen Froſch-Mäuſekrieg. Von wem er auch ſey, er erinnert uns ſogleich nicht nur an ſo manche Spiele und Scherze (παιγνια), die man dem guten Altvater zuſchreibt; ſon-

ſondern auch an die ganze Manier, in der er Götter und Menſchen betrachtet; ſie iſt leicht und fröhlich. Zur Iliade und Odyſſee war alſo in der Homeriſchen Schule der Froſch-Mäuſekrieg ein vortreffliches Drittes; eine Sehart menſchlicher Dinge, die nicht weniger als die Ilias und Odyſſee im Geſchmack Homers ſeyn konnte. Sie hatte mehrere Nachahmungen in der Homeriſchen Manier, den Krieg der Spinnen, der Kraniche, der Cicaden, die Ziege; (die man daher auch dem Homer zuſchrieb;) und es wird ihr hoffentlich nie an fröhlichen Nachahmern fehlen. Ueberhaupt iſt in beiden Gedichten Homers eine Summe ruhiger Vernunft und des unbefangenen fröhlichen Selbſtgenuſſes merkbar, wie in keinem andern Dichter. Dieſer fröhliche Selbſtgenuß ſcheint das Erbtheil geweſen zu ſeyn, das der Vater der Homeriden ſeiner Familie nachließ; daher aus Homers Gedichten und aus ſeiner Denkart der geſunde

Verſtand und fröhliche Sinn der Griechen nicht nur ausgehn, ſondern auch fortwährend ſchöpfen konnte.

Homer, ein Günſtling der Zeit, S. 77 ff.

Homer blühete mit einem jungen Volk auf; und in jeden neuen Ruhmeskranz dieſes Volks ſchlang ſich ſein Lorbeer. Die erſte Kriegsunternehmung des geſammten Griechenlands hatte er beſungen; wenn ſpäterhin Griechenland gegen die Perſer noch größere Unternehmungen ausfocht: ſo konnten Aeſchylus, Sophokles u. ſ. mit Homers Gaſtmahl, nach neuerem Geſchmack zubereitet, ihre Mitürger bewirthen. Die Ehre des ganzen griechiſchen Stammes ſproßte in ſeinen Geſängen, und ſie trug reiche Blüthen und Früchte in jeder Art, in jeder neuen Betriebſamkeit des Volks.

Homer und Oſſian: in Schillers Horen v. J. 1795. X. S. 99 f.

14) Ho=

14) Homer ſtiftete mit ſeiner Geſangsweiſe die wahre Schule Griechenlands, die ſich bis auf ſehr ſpäte Zeiten in Blüthe erhielt. Der griechiſche Geſchmack in Kunſt, Dichtkunſt und Weisheit iſt dem Homer und ſeinen Homeriden faſt alles ſchuldig.

Es gab einen Orphiſchen Geſchmack, der ſich in den Geheimniſſen der Eingeweihten lange erhielt. Wir haben davon ſpäte Proben in Fragmenten und Hymnen; wahrſcheinlich aber wird niemand unter uns dieſen Orphiſchen mit dem Homeriſchen Geſchmack vertauſchen wollen und jenem die Allgemeinheit wünſchen.

In Heſiodus haben wir andre Proben mehrerer uralter griechiſcher Denkarten; die wenigſten davon werden wir gegen Homers reine Geſtalten, gegen ſeine heitere weiſe Denkart verwechſeln.

Homer nämlich änderte den alten Geſchmack dadurch, daß er gleichſam den Himmel

mel auf die Erde zog, und, indem er jene ungeheuren abgelebten Fabeln der Vorwelt an ihrem Ort ließ, alle ſeine Geſtalten rein menſchlich machte. Von Heldenbegebenheiten wählte er die jüngſte unter den alten, die ganz Griechenland intereſſirte. Von Helden die Blume der Helden, den tapferſten und den ſchlaueſten. Hiedurch legte er in ſeine Gedichte Keime zu einer großen, blühenden Pflanzung; ganz im Kreiſe der Menſchheit. Um ſeinen Achill vereinigte ſich Griechenland und Troja mit tauſend Schickſalen und Menſchencharakteren; durch ſeinen Ulyß ward uns in den vielfachſten Anſichten eine Charte der weſtlichen Welt, und in ihr die verſchiedenſten Verfaſſungen und Situationen des häuslichen und bürgerlichen Lebens, wohl an einander geordnet, ſichtbar.

Homer, ein Günſtling der Zeit, S. 75. 76.

Homer war den Griechen alles, und der feine Blick, mit dem dieſer alles angeſehen, jeden

jeden Gegenſtand nicht ſtraff angezogen, ſondern in ſeinen leichten reinen Umriſſen, richtig und leicht gemeſſen, gezeichnet hatte — der feine Blick, das leichte, richtige, natürliche Verhältniß in allem wurde auch ihr Blick. Leichte alſo und natürliche Geſetze, ein geſchicktes Verhältniß der Menſchen gegen einander waren ihre Anſtalt, ihre Erfindung. Die Denkart der Menſchen, ihre Sitten und Sprache bekamen einen Strom, eine Fülle, eine Runde, die ſie noch nicht gehabt; alles zu Tiefe wurde erhöhet, das Schwere leicht, das Dunkle hell: denn aus Homer holten ſie Sittlichkeit, Kunſt und Weisheit, und freilich machten ſie auch aus Homer, was jeder wollte, nachdem ihm eine Luſt ankam, dieß oder jenes zu koſten.

Von den Wirkungen der Dichtkunſt auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten: in d. Abh. der baierischen Akad. Thl. I. S. 63. 64.

15) Die

15) Die auffallendſten Beiſpiele hierzu haben uns die Franzoſen gegeben, die in Lob und Tadel Homers gewöhnlich weit über die Schnur gingen. Wie ſchwer es ſey, Homer zu tadeln, zeigt H. an Klotz Krit. Wäld. II. S. 10 ff.

16) Schon das unterſcheidet Homer und Oſſian ganz und gar, daß Jener, wenn ich ſo ſagen darf, rein objectiv, dieſer rein ſubjectiv dichtet. Jener iſt bloß ein Erzähler; ſein Hexameter ſchreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Theilnehmung, als die ihm der Inhalt auflegt. An dieſem gleichgehaltenen Hexameter haftet gleichſam die ganze Kunſt Homers; in ihm trägt er alle Leidenſchaften vor, in ihm ſchildert er alle Gegenſtände und Situationen im Himmel, auf Erden und im Orkus; mit ihm miſſet er Götter, Helden und Menſchen gleichförmig. Aus dem gleichförmigen Hexameter Homers und aus der ruhigen Weisheit, die ihn belebet, entſprang daher jener Styl

Griechenlands, der von der heitern Denkart dieſes Volkes zeuget. An ihm bildete Herodot dem Vortrage und Perioden nach ſeine Geſchichte; nach ihm formte ſich ein Syſtem der Götterlehre, der Kunſt und Weisheit. — Bei Oſſian geht alles von der Harfe der Empfindung, aus dem Gemüth des Sängers aus; um ihn ſind ſeine Hörer verſammlet, und er theilt ihnen ſein Inneres mit. In dieſe Welt zieht er ſie hinein; dieſe Zauberwelt verbreitet er rings um ſich. Daher die Einleitungen in ſeine Geſänge, durch welche er die Seelen der Zuhörer in ſeinen Ton gleichſam ſtimmet und füget. Er mahlet die Gegenſtände umher, den Ort, die Tages- und Jahrszeit. Meiſtens ſinds Töne des Ohres, dadurch er ſie mahlet: denn dieſe ſtimmen das Gemüth mehr, als Anſichten des Auges. Nun hebt er an; jede Sage iſt mit ſeiner eignen individuellen Empfindung, wie mit dem Finger der Liebe bezeichnet; und ſobald er kann, wird die Begebenheit ſelbſt Stimme,

me, Klage der Wehmuth, Harfen-geſang. Auch in den großen Gedichten, Fingal und Temora, geht alles von Tö-nen der einſamen Harfe aus, und kommt auf dieſe zurück; an ihren Saiten hangen alle Gefühle des Herzens, ſo wie die verlebten Schickſale der Väter. Und der Geſang än-dert ſich nach jeder Empfindung; die Schotten können das Rührende jeder unerwarteten Ab-wechſelung des ſanften traurigen oder wilden und kühnen Sylbenmaaßes nicht genug prei-ſen, von welchen allen Homer nichts weiß. Unermüdet irret dieſer immer auf derſelben lieblichen Saite, und ward auf ihr ein Mu-ſter des Wohlklangs für alle Gegenſtände und Situationen. Er iſt ein rein-epiſcher, Oſſian iſt, wenn man will, ein lyriſch-epiſcher Dichter.

Mit dieſer verſchiedenen Art des Geſan-ges unterſcheidet ſich auch der ganze Genius beider Dichter. Bei Homer treten alle Ge-ſtalten wie unter freiem und heiterm Himmel

in

in hellem Licht hervor; als Statuen ſtehen ſie da, oder vielmehr ſie ſchreiten handelnd fort, leibhaft, in völliger Wahrheit. Auch alle ſeine Gleichniſſe und Naturbilder nehmen an dieſer völligen Sichtbarkeit Theil; langſam wälzen ſie ſich umher, um gleichſam von allen Seiten ihre Naturbeſtandheit in ewigveſten Zügen darzuſtellen und zu gewähren. Kein hellerer Platz iſt, als das Feld vor Troja; unter dem immer heitern aſiatiſchen Himmel geht Eine Heldengeſtalt nach der andern hervor und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte ſagen, kein Glied, mit welchem ſie wirket, in ungewiſſer Deutung. Auch für die Sonderung der Gruppen hat Homer dergeſtalt geſorget, daß ſelbſt im wilden Schlachtgetümmel das Auge des Zuſchauers ohne Nebel und Verwirrung bleibet. Und was den Faden des Gedichts betrifft, ſo entwickelt ſich ſolcher aus dem Knäuel der Geſchichte ſo ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Parze ihn führte.

Bei Oſſian iſt alles anders. Seine Geſtalten ſind Nebelgeſtalten, und ſollten es ſeyn; aus dem leiſen Hauch der Empfindung ſind ſie geſchaffen, und ſchlüpfen wie Lüfte vorüber. So erſcheinen nicht nur jene in Wolken wohnende Geiſter, durch welche die Sterne durchſchimmern; auch die Geſtalten ſeiner Geliebten deutet Oſſian mehr an, als daß er ſie darſtellete und mahlte. Man höret ihren Tritt oder ihre Stimme; man ſiehet den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes wie einen vorübergleitenden Strahl. Ihr Haar fliegt ſanft im Winde; ſo ſchlüpfen ſie her; ſo vorüber. Gleichergeſtalt mahlet er ſeine Helden, nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie ſich nahen, wie ſie erſcheinen und verſchwinden. Es iſt eine Geiſterwelt in Oſſian, ſtatt daß in Homer eine leibhafte Körperwelt ſich beweget. In ihm ſiehet man die Handlung, die man in Oſſian an Tritten, Zeichen und Wirkungen gleichſam nur ahndet. Was endlich die Expoſition der Gedichte betrifft; ſo

ſo hätten Mac-Pherſon und Blair ſich hüten ſollen, hierin beide Dichter auch nur zu vergleichen. Bei Homer erzählet ſich alles ſelbſt; Eins folgt aus dem andern unaufhaltbar; dagegen ſind Fingal und Temora dunkelzuſammengereihete Gedichte, voll Epiſoden, denen ſinnlich zu folgen, hie und da ſchwer wird. Die lieblichſte Geſtalt macht Oſſian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man als heroiſche Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als reine lyriſche Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, ſich dem Drama nähern. In ſolchen zeigt ſich ſeine geiſtige Schilderei, ſein Herz voll Wehmuth, Liebe und Unſchuld. Eine epiſche Fortleitung, die vielleicht Mac-Pherſon in die größern Stücke gebracht hat, ſcheinet ihr ganz fremde. — —

Homer und Oſſian S. 95—98.

Es iſt ungerecht, von einem Baume Früchte zu erwarten, die er, ſeiner Art nach, nicht bringen kann; Oſſian ſey an ſeinem Orte das,

was

was Homer war; nur er ſtand auf einer ganz andern Stelle. Er, der letzte des Heldenſtammes ſeiner Väter, Zeuge der Thaten des Ruhmreichen Fingals und ihr Mithelfer, jetzt in ſeinem Alter die letzte Stimme der Heldenzeit für die ſchwächere Nachwelt; dieß iſt der Standpunct des Sängers, der zugleich den ganzen Charakter ſeiner Dichtungsart mit ſich führet. Er iſt die Stimme voriger Zeiten; aber eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet.

In jedem Lande bildet ſich der Volksgeſang nach innern und äußern Veranlaſſungen der Nation; auf Einem Punkte derſelben ſteht er ſodann ſtille und gewinnt Charakter. Bei den Griechen gab dieſen Charakter-Punct der trojaniſche Krieg, und Homer war der Sänger, der ihn veſtſtellte; unter den Galen war es der Ausgang des Heldenſtammes, und Oſſian deſſen trauriger Verkünder. *) —

Wie

*) Was erhielt den Geiſt, die Sitten, den Charakter der

Wie es mancherlei Jahrszeiten in der Natur giebt: ſo giebt es deren auch in der menſchlichen Geſchichte. Auch Völker haben ihren Frühling, Sommer, Herbſt und Winter. Oſſians Gedichte bezeichnen den Herbſt ſeines Volks. Die Blätter färben und krümmen ſich; ſie fallen und fallen. Der Lufthauch, der ſie ablöſet, hat keine Erquickung des Frühlinges in ſich; ſein Spiel indeſſen iſt traurig-angenehm mit den ſinkenden Blättern. In Homers Gedichten hingegen weht Odem des Frühlings; die Saat der Helden blüht; fröhlicher Hoffnung voll ſieht man auf die Zukunft.

Ebendaſ. S. 100 f.

17) Alles in der Welt hat ſeine Stunde. Es war eine Zeit, da Poeſie alle menſchliche Weis-

der alten Welt, der Indier, Araber ꝛc.? Neben Geſetzen oder Gebräuchen wars die Stimme ihrer alten Geſänge. Ein Volk, das keinen Nationalgeſang hat, hat ſchwerlich einen Charakter. S. Terpſichore Thl. II. S. 438.

Weisheit in ſich faßte, oder deren Stelle ver⸗trat. Sie ſang die Götter, und erhielt die ruhmwürdigen Thaten der Vorfahren, der Väter und Helden; ſie lehrte die Menſchen Lebensweisheit und war ſo wie das einzige und ſchönſte Mittel ihres Unterrichts, ſo auch an Feſten und in Geſellſchaft ihr geiſtig⸗ſtes Vergnügen. Ehe die Schrift erfunden oder ſo lange ſie noch nicht häufig im Ge⸗brauch war, ſangen die Töchter der Erinne⸗rung, die Muſen, und wurden mit Entzü⸗cken gehört. Dichter waren der Mund der Vorwelt, Orakel der Nachwelt, Lehrer und Ergötzer des Volks, Lehrer großer Thaten, Weiſe.

Je mehr die Schrift aufkam und ſich durch ſie die Sprache ausbildete, je mehr mit der Zeit Wiſſenſchaften auseinan⸗der gingen und einzeln bearbeitet wur⸗den: deſto mehr mußte der Poeſie allmäh⸗lig von ihrer Allgemeinherrſchaft entnommen werden; denn ſobald man ſchreiben konnte,

wollten viele eine wahre Geſchichte lieber in Proſe, die der Poeſie nachgebildet war, leſen oder leſen hören, als Fabel und Geſchichte fernerhin in Hexametern durch Geſang vernehmen. Allmählig verſtummte alſo die erzählende Muſe, oder ſang aus Sagen ihrer ältern Schweſtern künſtlich gearbeitete Töne nach.

Je mehr die Philoſophie aufkam, je mehr man die Natur der Dinge, inſonderheit des Menſchengeſchlechts und ſeiner Verfaſſung unterſuchte: deſto weiter entfernte man ſich von jener alten Einfalt moraliſcher Sprüche, denen die Poeſie einſt Glanz und Nachdruck geben konnte. Philoſophiſche Unterredungen und Syſteme konnte der Dichter nicht mit derſelben Kraft wie alte Begebenheiten und ſinnliche Gegenſtände darſtellen; er war hier in einem fremden Lande.

Auch die Mythologie ſelbſt, die der Poeſie einſt ſo viel Schwung gegeben hatte, ward

mit

mit der Zeit eine alte Sage. Der kindliche oder jugendliche Glaube der Vorwelt an Götter und Heroen war dahin; was tauſendfach geſungen war, mußte zuletzt bloß dem Herkommen gemäß, mit trockner Kälte geſungen werden; es hatte ſeine Zeit überlebt.

Endlich, da Scherz und Freude die Eltern des Geſanges ſind, wo waren dieſe hingeflohen in jenen traurigen Zeiten, die Griechenland zuletzt erlebte? In- und auswärtige Kriege zerſtörten, löſeten auf und miſchten alles durcheinander. Der lebendige Geiſt aufblühender Pflanzvölker, fröhlicher Inſeln, im Ruhm und Geſange wetteifernder Städte war längſt entwichen; und ob man gleich die Anſtalten, durch welche er gewirkt hatte, öffentliche Gebräuche, Tempel, Spiele, Wettkämpfe, Theater u. ſ. ſo lange es möglich war, erhielt oder wiederherſtellte: ſo war doch jene Tugend nicht zurückzurufen, in welcher dieß alles wie durch ſich ſelbſt entſtanden und veranlaßt war.

Briefe zu Beförd. der Human.
VII. S. 6 ff.

Poeſie mit Muſik begleitet erſchuf und bildete ſich unter den Griechen ein griechiſches Publikum in einer feineren Sprache, und einer feineren Gedankenweiſe. Die Fabelnamen Orpheus, Linus, Muſäus ſind in Abſicht der Wirkung, die ſie hinterließen, keine Fabelnamen; die Form ihrer Götter- und Menſchengeſtalten, die Melodie ihrer Weisheits-Sprüche und Lehren, der rythmiſche Gang ihrer Empfindungen und Bilder ward dem Ohr, dem Gedächtniß der Hörenden eingeprägt, und ging von Munde zu Munde, endlich auch in Schriften und Gebräuchen auf die ſpätere Nachwelt. Die Geſänge, die Homer und andre Rhapſoden in kleineren Kreiſen ſangen, waren nicht verhallet; ſie kamen geſammlet nach Athen, ſie erklangen am Panathenaiſchen Feſte. Die Hymnen der Homeriden, Lieder und Chorgeſänge der verſchiedenſten Art, dichteriſche und muſikaliſche

ſche Wettſtreite zierten und kränzten jede Volksverſammlung, jedes öffentliche Spiel, jede feierliche Religions- und Staatshandlung.

Ebendaſ. V. S. 66 ff.

Wenn die Griechen von Muſik, als dem Hauptſtück der Erziehung redeten, ſo begriff man unter dem Worte mehr, als die neuern Zeiten darunter faſſen: nämlich Tanz, eigentliche Muſik und Geſang. Um Anſprüche auf Bildung machen zu können, mußte man in dieſen Künſten geübt ſeyn: daher heißt bei Ariſtophanes ein gebildeter Mann ανηρ μουσικος, und Athen beim Iſokrates πολις μουσικη. Man vgl. Timäus b. Plato T. III. p. 104. Plutarch üb. d. Muſik p. 1146.

Wirkung der Dichtkunſt bei den Griechen.

Auch hier war, wie bei den Hebräern die Poeſie im Anfange göttlich, die Bilde-

rinn

rinn der Sitten der Menſchen und Völker. Die älteſten Sagen und Mährchen Griechenlands ſchreibens ihr zu, daß ſie die Wilden gebändigt, Geſetze gegeben, ſie den Menſchen eingeflöſet und unvermerkt in Gang gebracht habe. Die älteſten Geſetzgeber, Richter der Geheimniſſe und innigſten Gottesdienſte, ja endlich der Sage nach die Erfinder der ſchönſten Sachen und Gebräuche zur Sittlichkeit des Lebens waren Dichter.

Ich mag die Fabeln von Orpheus, Amphion, Linus, Thales und allen den 70 Dichternahmen vor Homer, die ſich meiſtens, wie Spielzeug einer in den andern und zuletzt die meiſten in ein Bild, eine Allegorie ſtecken laſſen — ich mag ſie hier ſo wenig wiederhohlen, als einzeln deuten. Genug, Hymnen der Götter, Geheimniſſe, Kosmogonie, die alten Geſchichten der Urwelt, Geſetze, Sitten, meiſtens auch in Bildern, in Sagen

war

war ihr Geſang, ihre Lehre und Weisheit. Bei den meiſten ſieht man offenbar, woher ſie gekommen, von welchen Geſchichten ſie der gebrochene Nachhall ſind, und Bako nennt die älteſte griechiſche Dichtkunſt mit Recht einen Jüngling, der mit morgenländiſchem Winde zum Zeitvertreibe auf einer griechiſchen Flöte pfeift. Hier iſts nur unſre Sache, den Eindruck zu bemerken, der nach den eignen Mährchen der Griechen ſelbſt, dieß alles auf ſie gemacht hat. Von dieſen alten Kosmogonien, Hymnen, Geheimniſſen, Fabeln rechnen ſie ſelbſt ihre politiſche und moraliſche Sittlichkeit her: noch nach Jahrhunderten waren die Namen Linus, Orpheus, Muſäus, Thales — und wie ſie weiter heißen, als Wohlthäter der Weisheit und als Väter ihres Ruhms heilig.

Auch ſpäter, wo die Namen aufhören und wahre Gedichte da ſind, blickt noch dieſer heilige ſittliche Gebrauch der alten Dichtkunſt

durch. Nur von Hymnen und Kriegen der Götter kam man aufs Lob und auf Kriege der Menſchen: die älteſten Aoiden waren heilige Perſonen, jener bei der Klytämneſtra der mächtige unbezwingbare Wächter ihrer Tugend. „Die Fürſten, ſagt Heſiod (noch von der alten Sitte), *) die Fürſten kommen vom Jupiter; die Sänger von den Muſen und dem Apoll. Glücklich iſt der Mann, den die Muſen lieben: ſeine Lippen fließen über von ſanften und ſüßen Tönen. Iſt jemand, der in ſeiner Seele einen geheimen nagenden Kummer fühlt; der Sänger, ein Diener der Muſen, hebet nur an das Lob der Götter und alten Helden, ſogleich vergißt er ſeinen Kummer und fühlt ſein Leid nicht mehr. Seyd mir gegrüßt, Jupiters Töchter! begeiſtert mich mit eurem mächtigen Geſange.“ So ſahe Heſiod die Dichtkunſt an, und wie ſie der Sänger fürs Vaterland, der wackre Tyrtäus, wie ſie der Sänger für Griechen-

land

*) Theogon. 88 — 104.

land Pindar brauchte, wie ſie die alten Pythagoräer und Gnomologen anwandten, liegt noch in Ueberbleibſeln zu Tage. Sowohl Trauerſpiele als die meiſten lyriſchen Gattungen ſind aus gottesdienſtlichen Chören und Gebräuchen entſtanden. Plato mit aller ſeiner Weisheit iſt in jeder dunkeln verwickelten Frage von Dichterſprüchen und Sagen der alten Zeit voll: *) die ihm das verargen, thun ſehr unrecht, denn ohne ſie wäre nie ein Plato worden. Aus Dichtern der Vorwelt hat ſich alſo, nach Geſchichte und Tradition, bei den Griechen ihre ganze Verfaſſung und Weisheit erzeuget.

Und zwar geſchahen die größten Wirkungen der Dichtkunſt, da ſie noch lebendige Sage war, da noch keine Buchſtaben, viel weniger geſchriebene Regeln da waren. Der Dichter ſah, was er ſang oder hats lebendig ver-

*) S. Timäus, Phädon u. f.

vernommen, trugs lange mit ſich im Herzen als ſein Schooskind umher; nun öffnete er den Mund und ſprach Wunder und Wahrheit. Der Kreis um ihn ſtaunte, horchte, lernte, ſang, vergaß die Götterſprüche nie: ſie waren ihm mit Nägeln des Geſanges in die Seele geheftet. — Kams nun noch dazu, daß der Dichter höhere Abſicht hatte, daß er wirklich ein Bote der Götter, ein Mann für ſein Volk und Vaterland, ein heiliger Stifter des Guten auf Geſchlechter hinab war, und dieſen Schatz, und dieſen Drang in ſich fühlte; wie Pfeile flogen die Töne aus ſeinem goldenen Köcher ins Herz der Menſchen. Die griechiſche Muſik, Töne unter griechiſchem Himmel den Saiten entlockt, nahmen ihn auf ihre Flügel: Muſen und Grazien halfen den Geſang vollenden.

Die Wirkung davon zeigt das Bild der Griechen in der Geſchichte ihrer Werke und Productionen, ja ihr Charakter bis auf den heuti-

heutigen Tag. Sie waren die erſte kultivirte Nation, wie ſelbſt Aegyptier und Phönicier nicht waren. Ihre Sprache war ſo dichteriſch, biegſam, klingend, fein und reich, daß man wohl ſieht, frühe Dichter haben ſie gebildet, und ſie konnte wieder neue Dichter wecken. Alles, was ſie bei den Nachbarn ſahen, von den Ausländern lernten, faßten ſie rund und ganz, als Gedicht, als ſchöne Weiſe, und bildetens ſelbſt bis auf Namen und Geiſt der Sache nach ihrem Charakter, wie zum Klang der Leier. Die Götter der Aegyptier wurden bei ihnen ſchöne dichteriſche Weſen, ſie warfen überflüſſigen Putz und alles ſchwere Geräth ab, und zeigten ſich, wie Mutter Natur ſie geſchaffen, nackt, in ſchöner menſchlicher Bildung und dazu, wie es dem Gange der Dichterkunſt und dem Fluge ihrer Saiten geziemte, in menſchlicher, oft zu menſchlicher Handlung. Die Kunſt fieng mit der Dichtkunſt an zu wetteifern; aus zween Verſen Homers ward Phidias Jupiter

piter wie durch Offenbarung. Der Geſchmack ihres Lebens konnte dem Gange ihrer Dichtkunſt voll Götter und Helden nicht unähnlich werden; ſie machten ſich alles leicht, kränzten ſich alles mit Blumen. Unter Muſik und Geſange übten ſie ſich in Kämpfen und Spielen; unter Flötenſchalle und wie zum Tanze zogen ſie zur Schlacht. Ihre Erziehung in den ſchönſten Zeiten waren Leibesübung, Muſik und Dichtkunſt: dieſe ſtanden unter der Aufſicht der Obern und waren von den Geſetzgebern ihrer Staaten zu Grundfäden ihres Charakters angewandt worden, durch die ſich nun Geſetze und Lehren ſchlangen. Homer war ihnen alles, und der feine Blick, mit dem dieſer alles geſehen, jeden Gegenſtand, nicht ſtraf angezogen, ſondern in ſeinem leichten reinen Umriſſe, richtig und leicht gemeſſen, gezeichnet hatte — der feine Blick, das leichte, richtige, natürliche Verhältniß in allem wurde auch ihr Blick. Leichte alſo und natürliche Geſetze, ein geſchicktes

Verhältniß der Menſchen gegen einander waren ihre Anſtalt, ihre Erfindung. Die Denkart der Menſchen, ihre Sitten und Sprache bekamen einen Strom, eine Fülle, eine Runde, die ſie noch nicht gehabt: alles zu Tiefe wurde erhöhet, das Schwere leicht, das Dunkle helle: denn aus Homer holten ſie Sittlichkeit, Kunſt und Weisheit, und freilich machten ſie auch aus Homer, was jeder wollte, nachdem ihm eine Luſt ankam, dieß oder das zu koſten.

Daß in dieſem dichteriſchen Charakter der Griechen Alles zu bewundern und nachzuahmen ſey, will ich nicht ſagen. Offenbar ward hiemit manches zu ſehr Schau getragen, alles zu flüſſig und leicht gemacht. Die Religion ward auch der Wirkung und dem Werthe nach Mythologie, die fremde, zumal alte oder Alltags-Geſchichte Mährchen, die Staatsweisheit Rednerey, die Philoſophie Sophiſtik. Wahrer Werth verlohr ſich

mit der Zeit aus Allem und es blieb ſchönes Spielwerk, bunte Oberfläche übrig. So lange noch Reſte der Heldenzeit da waren, und das heilige Feuer der Freyheit hie und da glimmte, waren ſie edel, wirkſam, fochten und fühlten; bald fochten und fühlten ſie, zumal die Athenienſer, nur in Worten, gaben ſich der Kabale, dem Vergnügen und den Rednerkunſtgriffen Preis. Im Peloponneſiſchen Kriege hungerten ſie lieber, als daß ſie tägliches Schauſpiel entbehrten; gegen den Philippus ließen ſie den Demoſthenes fechten und, überwunden, waren ſie, inſonderheit um Lob, die niedrigſten Schmeichler. Das waren ſie unter den Macedoniern und unter den Römern noch mehr; freywillige Sklaven, wenn ihnen nur der Name der Freyheit und das Lob ihrer Dichtkunſt, Rednerey und andrer Siebenſachen blieb. Ihr Charakter, ihr Kriegs- und Nationalglück war alſo auch nur ein Gedicht, d. i. eine ſchöne Fabel, nach Zeit und Auftritten behandelt.

So ſind ſie nach S. Guys Literar. Reiſe nach Griechenl. Th. 1. 2. Lieder kränzen die Ketten, die ſie tragen: Lieder und ihr altes Lob wiegen ſie ein auf dem Ruhebette der Armuth und Verachtung. Hätten ſie weniger poetiſche Talente, vielleicht wären ſie ſtärker, frey, glücklich. — Da indeſſen einige dieſer Stücke, ſo kurz geſagt, zu ſchwer auffallen könnten: ſo muß ich ein paar Worte ausführlich hinzu thun.

Die Griechen waren immer Kinder, wie ſie jener Aegyptier nannte, alſo immer auf etwas Neues begierig, und alles Neue zum Vergnügen, zur Ergötzlichkeit brauchend. Vielleicht hatten die alten Geſetzgeber, Dichter und Weiſe nur zu ihnen als Kindern geredet; da ſie aber nun ſolche blieben, alles zu Ergötzlichkeit und zu Mährchen machten — mich dünkt, dieſe Wirkung der Dichtkunſt war weder groß noch nützlich.

Die Dame Mythologie hat viele Ritter gefunden, die für ſie fochten, und wenn für

eine Mythologie zu fechten war, ſo mags immer Griechiſche ſeyn und keine andre. Aber was heißt Mythologie und was iſt ſie? Daß Anfangs in ihren Grundzügen Bedeutung geweſen, iſt nicht anzuzweifeln; auch der ärgſte Lügner kann nicht ohne Grund lügen. Aber daß nun ſchon in den älteſten Zeiten, die wir kennen und aus der wir Gedichte haben, das meiſte bloße Volksſage geweſen; mich dünkt, das iſt auch ſchwer zu läugnen. Schon bei Homer iſts eine alte Bemerkung, daß ſeine Götter unter ſeinen Menſchen ſtehen. Bei dieſen iſt er zu Hauſe; jene ſind ihm nur Maſchinen, die er zur Fortleitung des Gedichts und zum Vergnügen der Hörenden einflocht. So braucht Pindar die Göttergeſchichte auf ſeine; ſo die Tragiker und Komödienſchreiber auf ihre Weiſe. Sie war ein zarter Leim, aus dem man machen konnte was man wollte, weil der Leim dazu da, und von jeher alles daraus gemacht war.

Nun

Nun läßt ſich, auch ſehr dichteriſch gedacht, ein ſolcher mythologiſcher Dichtungskram wohl zur Grundlage einer feſten Sittlichkeit und Religion des Volks rechnen, wie wir die Worte nehmen? Schon Plato verbannte die Dichter aus ſeiner Republik, und führt die Urſachen an, warum er ſie verbannte. Wie mußte ſich Plutarch, der freilich hier mehr den Schulmeiſter, als den Philoſophen machte, krümmen, als er die Frage aufwarf: „Wie man die griechiſchen Dichter leſen müſſe?“ — Man ſtelle ſich vor Ariſtophanes Bühne hin, wenn er ſeine Götter aufführt, und frage, was das für Eindrücke aufs Volk habe geben ſollen? Da Dichter die Religion ſchmiedeten und verſchmiedeten, und nirgend etwas Gewiſſes war: ſo mußten ſich nothwendig ſchöner Aberglaube und Unglaube ins Volk theilen. Daher finden wir die leichtſinnigen zum Schönen aller Kunſt gebildeten Griechen auf der einen Seite den Ahndungen, den

übeln Vorbedeutungen, der Einwirkung der Dämonen ſo ſehr ergeben, als auf der andern Seite ihre Philoſophen willkührlich an Sittlichkeit und Religion flickten, als ob dieſe erſt ganz von ihrem Geſchwätz und Syſtem abhinge, und falls ſie ſich nicht eine erſännen, gar keine da ſey. — Auch ihre erhabenſten Hymnen und prächtigſten pindariſchen Geſänge ſinken im mythologiſchen Theile, und über die Religion ihrer Schaubühne wird noch lange geſtritten werden können.

Ueber die Griechen ſelbſt in ihrem Zeitalter und Weltende ſind wir in dieſem allen keine Richter; wir aber, jetzt, und wo wir leben, wenn wir den leichten Duft der griechiſchen Mythologie in unſer Eis verwandeln, ſie aus hohem Geſchmacke des Alterthums auch in ihren dürftigen Begriffen, in ihrem leichten Sinne und ſchönen Aberglauben nachahmen wollten; was wäre das? Heſiod, Aeſchylus und Ariſtophanes können ſo wenig

das Maaß unſerer Religion und Sittlichkeit im epiſchen Gedichte oder auf der Schaubühne ſeyn; als wenig wir jetzt im alten Athen oder Jonien leben, als wenig unſere Religion das ſeyn ſoll, was die ihrige war.

Mit ſolchem Gebrauche der Mythologie war ein anderes Ding verbunden, das, wenn man will, die Dichtkunſt ſchön machte und in Regeln brachte, aber auch bald in ihrer urſprünglichen Beſtimmung und Wirkung herabſtieß, nämlich ſie wurde im eigentlichſten Verſtande Dichtkunſt, Machwerk. Das Geſchlecht der Aoiden ward eine Zunft, ihre Sängerey Handwerk. Homer, der auch in den kleinſten Zügen, die wir kennen, ſo unendlich ſich an Natur und Wahrheit hielt, machte Geſängen Raum, die zum Vergnügen des Ohres ſangen, und je beſſer das jemand konnte, deſto mehr war er Poet. Nun entſtanden Dichtungsarten, Provinzen, in die man ſich theilte, die meiſtens

das Ohr des Volkes zum Richter und ihr Vergnügen zur Abſicht hatten; man leitete alſo nicht, ſondern folgte. Das Hauptwerk der Dichtkunſt war jetzt, wie es auch die Kunſtrichter laut ſagen, Erdichtung, Fabeley zum Ergötzen. Der große Sophokles! — wenn man ſeine Perſonen nur mit denen im Homer vergleicht, wie mußte er umbilden, verändern, ſich ſchmiegen, daß ein Theaterſtück, daß ſeine Theaterabſicht erreicht wurde! Und welches war dieſe Theaterabſicht? Der Kunſtrichter Ariſtoteles hat gut ſagen: „die Leidenſchaften zu reinigen;“ wie dieß in jedem Moment des griechiſchen Trauerſpiels geſchah, wird immer ein Problem bleiben. Der Philoſoph ſagte ein Geſetz, zog aus den beſten Situationen der beſten Trauerſpiele etwa die beſte Abſicht heraus und gab ſie als Wirkung des Trauerſpiels an. Die einzelne Anwendung des Geſetzes iſt das ſchwerſte. Auch kann ich mir nicht vorſtellen, daß Athen, wenn ſo viel Trauerſpiele ihre Wirkung thaten,

ten, zugleich ſo viel Luſt an Ariſtophanes Stücken fand, und in denſelben, oft mit ziemlich ungereinigten Leidenſchaften, ſelbſt die Rollen ſpielte. Auch die langen theatraliſchen Wettſtreite ließen wohl nicht immer die Wirkung, die Ariſtoteles vorſchreibt, ſuchen oder erreichen: wenn man den ganzen Tag Schauſpiele ſieht, thut mans kaum, die Leidenſchaften zu reinigen. Plato und Epiktet, die beyde Griechen waren, unterwarfen die Bühne einer ſcharfen ſittlichen Muſterung, von der es ſchwer zu behaupten iſt, daß ſie ſich in Athen immer habe finden können oder je gefunden habe. Alſo wird dieſer Endzweck des griechiſchen Theaters wohl noch lange Problem bleiben. Nicht immer thuts zur Sache, ob Dichter ſelbſt die Sitten haben, die ſie ſchildern; ſo viel iſt aber gewiß, daß etwa ein allgemeines Gemählde der Sitten, aus ihrer Art Gegenſtände zu behandeln, folge. Anakreon kann für ſich immer ein weiſer, d. i. ein Poet geweſen ſeyn, da er

Wein

Wein und Liebe ſang, und vermuthlich ſind die Gedichte, die ſeinen Namen führen, gar nur eine Anthologie des Inhalts, zu dem er den Ton gab. Sappho mit ihrer Liebe zu Phaon, Archilochus mit ſeinen Satyren, der große Solon mit ſeinen leichten Liedern, andere mit ihren Lobpreiſungen der Knabenliebe mögen Ausnahmen machen, oder dieſe Sitten wirklich unſchuldig, oder etwa nur ſchöne Flecken ſeyn im Charakter der liebenswürdigen Griechen; für uns, die wir keine Griechen ſind, die wir nicht, wie ſie, unter Tänzen, Feſten und Kränzen leben, iſt wenigſtens dieſe Seite nicht gerade die erſte nachzuahmen oder zu lobſingen. Die Alcibiades unſeres Volkes werden meiſtens Gecken, ſo wie die große Schaar junger Anakreonten elende Tändler. Und wenn ſie auch nicht die Sitten verderben, (wozu meiſtens ihre Muſe zu ſchwach und arm iſt:) ſo helfen ſie doch den Sitten eben nicht auf, denn wahrlich durch ſie werden wir auch im guten,

im

im ganzen feinen Gefühl jener Stücke, in der unſchuldigen Wolluſt, die ſie für Griechenland hauchen, nicht Griechen werden. Alles dieß abgerechnet oder geſchätzt, wie man will, wird die griechiſche Dichtkunſt ewig eine ſchöne Blüthe der Sittlichkeit menſchlicher Jugend bleiben. Die ſchöne Natur, die ſchöne Menſchheit, Luſt und Freude zu leben, die Freiheit kleiner Staaten in einem ſchönen Himmelsſtriche, die leichteſte Wiſſenſchaft, Kunſt und Weisheit wird nie angenehmer geſungen werden, als ſie die Griechen beſungen haben, auch haben die Stobäi große Schätze von Moral aus ihren Dichtern geſammlet, die bey den edelſten der Nation in ihren beſten Zeiten durch ſtille Thaten beſſer ſprach als je ein Dichter ſie beſingen konnte.

Ueber die Wirkungen der Dichtkunſt a. a. O. S. 58 ff.

Die Wachſamkeit der griechiſchen Geſetzgeber über die Muſik iſt bekannt. Sie verboten,

boten, ſie beſtraften die Einführung neuer, weicher, üppiger Tonarten; und als dieſe Wachſamkeit nachließ, wem ſind nicht die Klagen der Philoſophen und Staatsweiſen darüber im Gedächtniß?

Uns dünkt dieſe Aufſicht über eine ſogenannte ſchöne und freie Kunſt lächerlich; ob aber mit Grunde? Sind muſikaliſche Weiſen (wie auch ihr Name ſagt) Weiſen und Wege der Empfindung; werden ſie nicht, mit Worten verbunden, wirkliche Denkweiſen? Die Geſangweiſe ſchleicht ſich ins Herz, und ſtimmt es unvermerkt zu Tönen, zu Wünſchen, zu Beſtrebungen in dieſer Tonweiſe, in dieſem Modus.

Bemerket kleine und große Völkerſchaften. Hier ein freies Völkchen, das vielleicht in einem armen Thal muntre Lieder des Fleißes und der Fröhlichkeit ſingt; dort ein gedrücktes Volk, dem Kreuz=, Jammer=, Sterbelieder die liebſten ſind, weil es nichts

feli-

ſeliger findet als im Grabe zu modern. Ein drittes, das müſſig und entnervt in üppigen Liedern ſchwärmet, ein viertes, das auch in Tönen nur perſiflirt — verfolgt dieſe Völker in ihre Denk- und Lebensweiſen; ihr werdet Abdruck und Inhalt ihrer Tonarten darin finden. Wem iſt nicht bekannt, wie viel der Stifter einer fleißigen, ſanften, klugen und beſtrebſamen Gemeine in dieſem Jahrhundert ſchon durch Geſänge und Geſangweiſen auf ſie wirkte? Wer weiß nicht, wie mächtig im Kriege oft ein Marſch, ein Geſang war?

Adraſtea IV. S. 281 ff. Vgl. Kalligone II. S. 163 ff.

18) M. vgl. die beiden vorhergehenden Anmerkungen, wo das hieher Gehörige mit beigebracht iſt.

19) Die griechiſche Tragödie entſtand gleichſam aus Einem Auftritt, aus dem Impromptu des Dithyramben, des mimiſchen Tanzes, des Chors. Dieſer bekam Zuwachs,

Um-

Umſchmelzung: Aeſchylus brachte ſtatt Einer handelnden Perſon zwei auf die Bühne, erfand den Begriff der Hauptperſon, und verminderte das Chormäßige. Sophokles fügte die dritte Perſon hinzu und erfand Bühne. — Aus einem ſolchen Urſprunge, aber erſt ſpät, hob ſich das griechiſche Trauerſpiel zu ſeiner Größe empor, ward Meiſterſtück des menſchlichen Geiſtes, und Gipfel der Dichtkunſt, den Ariſtoteles ſo hoch ehret, und den wir freilich nicht tief genug in Sophokles und Euripides bewundern können.

Man ſiehet aber zugleich, daß aus dieſem Urſprunge gewiſſe Dinge erklärlich werden, die man ſonſt als todte Regeln angeſtaunet, erſchrecklich erkennen müßte. Jene Simplicität der griechiſchen Fabel, jene Nüchternheit griechiſcher Sitten, jenes fort ausgehaltene Kothurnmäßige des Ausdrucks, Muſik, Bühne, Einheit des Orts und der Zeit — das Alles lag ohne Kunſt und Zauberey ſo natür-

lich

lich und weſentlich im Urſprunge griechiſcher Tragödie, daß dieſe ohne Veredlung zu alle Jenem nicht möglich war. Alles das war Schlaube, in der die Frucht wuchs.

Tretet in die Kindheit der damaligen Zeit zurück: Simplicität der Fabel lag wirklich ſo ſehr in dem, was Handlung der Vorzeit, der Republik, des Vaterlandes, der Religion, was Heldenhandlung hieß, daß der Dichter eher Mühe hatte, in dieſer einfältigen Größe Theile zu entdecken, Anfang, Mittel und Ende dramatiſch hineinzubringen, als ſie gewaltſam zu ſondern, zu verſtümmeln, oder aus vielen, abgeſonderten Begebenheiten Ein Ganzes zu kneten. Wer jemals Aeſchylus oder Sophokles geleſen, müßte das nie unbegreiflich finden. Im Erſten was iſt die Tragödie als oft ein allegoriſch-mythologiſch-halb epiſches Gemälde, faſt ohne Folge der Auftritte der Geſchichte, der Empfindungen, oder gar, wie die Alten

ſagten, nur noch Chor, dem einige Geſchichte zwiſchengeſetzt war. — Konnte hier über Simplicität der Fabel die geringſte Mühe und Kunſt ſeyn? Und wars in den meiſten Stücken des Sophokles anders? Sein Philoktet, Ajax, vertriebner Oedipus u. ſ. w. nähern ſich noch immer ſo ſehr dem Einartigen ihres Urſprunges, dem dramatiſchen Bilde mitten im Chor. Kein Zweifel! es iſt Geneſis der griechiſchen Bühne.

Nun ſehe man, wie viel aus der ſimpeln Bemerkung folge. Nichts minder als: „das Künſtliche ihrer Regeln war — keine Kunſt! war Natur! — Einheit der Fabel — war Einheit der Handlung, die vor ihnen lag; die nach ihren Zeit-, Vaterlands-, Religions-, Sittenumſtänden, nicht anders als ſolch ein Eins ſeyn konnte. Einheit des Orts — war Einheit des Orts; denn die Eine, kurze, feierliche Handlung ging nur an Einem Ort, im Tempel, Pallaſt, gleichſam auf einem Markt des Vaterlands vor: ſo wurde ſie im

An-

Anfange nur mimiſch und erzählend nachgemacht und zwiſchengeſchoben: ſo kamen endlich die Auftritte, die Scenen hinzu — aber alles natürlich noch Eine Scene. Wo der Chor Alles band, wo der Natur der Sache wegen die Bühne nie leer bleiben konnte u. ſ. w. Und daß Einheit der Zeit nun hieraus folgte und natürlich mitging — welchem Kinde brauchte das bewieſen zu werden? Alle dieſe Dinge lagen damals in der Natur, daß der Dichter mit aller ſeiner Kunſt ohne ſie nichts konnte!

Offenbar ſiehet man alſo auch: die Kunſt der griechiſchen Dichter nahm ganz den entgegengeſetzten Weg, den man uns heut zu Tage aus ihnen zuſchreiet. Jene ſimplificirten nicht, denke ich, ſondern ſie vervielfältigten: Aeſchylus den Chor, Sophokles den Aeſchylus, und man darf nur die künſtlichſten Stücke des letztern und ſein großes Meiſterſtück, den Oedipus in Thebe gegen den Prometheus, oder gegen die Nachrichten vom alten Dithy-

ramb halten: ſo wird man die erſtaunliche Kunſt ſehen, die ihm dahinein zu bringen gelang. Aber niemals Kunſt aus Vielen ein Eins zu machen, ſondern eigentlich aus Einem ein Vieles ein ſchönes Labyrinth von Scenen, wo ſeine größte Sorge blieb, an der verwickeltſten Stelle des Labyrinths ſeine Zuſchauer mit dem Wahn des vorigen Einen umzutauſchen, den Knäuel ihrer Empfindungen ſo ſanft und allmählig los zu winden, als ob ſie ihn noch immer ganz hätten, die vorige Dithyrambiſche Empfindung. Dazu zierte er ihnen die Scene aus, behielt ja die Chöre bei, und machte ſie zu Ruheplätzen der Handlung, erhielt alle mit jedem Wort im Anblick des Ganzen, in Erwartung, in Wahn des Werdens, des Schönhabens (was der lehrreiche Euripides nachher ſogleich, da die Bühne kaum gebildet war, wieder verabſäumte!), kurz, er gab der Handlung (eine Sache, die man ſo erſchrecklich mißverſtehet) Größe.

Und

Und daß Ariſtoteles dieſe Kunſt ſeines Genies in ihm zu ſchätzen wußte, und eben in Allem faſt das Umgekehrte war, was die neuern Zeiten aus ihm zu drehen beliebt haben, müßte Jedem einleuchten, der ihn ohne Wahn und im Standpuncte ſeiner Zeit geleſen. Eben daß er Thespis und Aeſchylus verließ, und ſich ganz an den vielfach dichtenden Sophokles hält, daß er eben von dieſer ſeiner Neuerung ausgieng, in ſie das Weſen der neuen Dichtgattungen zu ſetzen, daß es ſein Lieblingsgedanke ward, nun einen neuen Homer zu entwickeln, und ihn ſo vortheilhaft mit dem Erſten zu vergleichen; daß er keinen unweſentlichen Umſtand vergaß, der nur in der Vorſtellung ſeinen Begriff der Größe habenden Handlung unterſtützen konnte: — alles das zeigt, daß der große Mann auch im großen Sinn ſeiner Zeit philoſophirte, und nichts weniger, als an den verengernden kindiſchen Lappereyen ſchuld iſt, die man aus ihm ſpäter zum Papiergerüſte machen wollen.

Er

Er hat offenbar, in ſeinem vortrefflichen Kapitel vom Weſen der Fabel „keine andre „Regeln gewußt und anerkannt, als den „Blick des Zuſchauers, Seele Illuſion!" und ſagt ausdrücklich, daß ſich ſonſt die Schranken ihrer Länge, mithin noch weniger Ort oder Zeit und Raum des Baues durch keine Regeln beſtimmen laſſen. O wenn Ariſtoteles wieder auflebte, und den falſchen, widerſinnigen Gebrauch ſeiner Regeln bey Drama's ganz andrer Art ſähe. — Doch wir bleiben noch lieber bey der ſtillen ruhigen Unterſuchung.

Eben da iſt alſo Shakeſpear Sophokles Bruder, wo er ihm dem Anſchein nach ſo unähnlich iſt, um im Innern ganz wie er zu ſeyn. Da alle Täuſchung durch dieß Urkündliche, Wahre, Schöpferiſche der Geſchichte erreicht wird, und ohne ſie nicht blos nicht erreicht würde, ſondern kein Element mehr (oder ich hätte ſonſt geſchrieben) von Shakeſpears Drama und dramatiſchem Geiſt

bliebe:

bliebe: ſo ſieht man, die ganze Welt iſt zu dieſem großen Geiſte allein Körper: alle Auftritte der Natur an dieſem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu dieſem Geiſte Züge — und das Ganze mag jener Rieſengott des Spinoza „Pan! Univerſum!“ heißen. Sophokles blieb der Natur treu, da er eine Handlung Eines Orts und Einer Zeit bearbeitete. Shakeſpear konnt' ihr allein treu bleiben, wenn er ſeine Weltbegebenheit und Menſchenſchickſal durch alle die Oerter und Zeiten wälzte, wo ſie — nun, wo ſie geſchehen: und Gnade Gott dem kurzweiligen Franzoſen, der in Shakeſpears fünften Aufzug käme, um da die Rührung in der Quinteſſenz herunter zu ſchlucken. Bei manchen franzöſiſchen Stücken mag dieß wohl angehen, weil da Alles nur fürs Theater verſificirt und in Scenen Schau getragen wird; aber hier geht er eben ganz leer aus. Da iſt Weltbegebenheit ſchon vorbei: er ſieht nur die letzte, ſchlechteſte Folge, Menſchen

wie Fliegen fallen: er geht hin und höhnt: Shakeſpear iſt im Aergerniß und ſein Drama die dummeſte Thorheit.

Ueberhaupt wäre der ganze Knäuel von Ort- und Zeitquäſtionen längſt aus ſeinem Gewirre gekommen, wenn ein philoſophiſcher Kopf, über das Drama ſich die Mühe hätte nehmen wollen, auch hier zu fragen: „was denn Ort und Zeit ſey?“ Solls das Brettergerüſte und der Zeitraum eines Divertiſſements au théatre ſeyn: ſo hat niemand in der Welt Einheit des Orts, Maaß der Zeit und der Scenen, als — die Franzoſen. Die Griechen — bei ihrer hohen Täuſchung, von der wir faſt keinen Begriff haben, bey ihren Anſtalten für das Oeffentliche der Bühne, bei ihrer rechten Tempelandacht vor derſelben, haben an nichts weniger als das je gedacht.

Ueber deutſche Art und Kunſt S. 29 ff.

Eben

Eben ſo natürlich entſtand das griechiſche Drama in aller Blüthe ſeines Geſchmacks. Aus Heldenfabeln und Spielen, aus Muſik, Zeitvertreib und Gottesdienſt (Alles auf griechiſche Art gefühlt, gemiſcht und behandelt) ſtieg jene Bühne hervor, auf der Aeſchylus, Sophokles und Euripides ihre Wunder wirkten. Alle Beſtandtheile, die Ariſtoteles aufzählt: Handlung, Sitten, Meinungen, Muſik, Sprache, Verzierung lagen im Keim der Entſtehung des griechiſchen Drama, und waren kein Schulgeheimniß. Das Weſen des Gedichts, die Vorſtellung einer Handlung war zugleich Probſtein des Ganzen, und was dahin nicht wirkte, war Fehler. Jeder edle Mann von griechiſcher Bildung war, wie man aus den Wettſtreiten ſieht, darüber Richter, und auch dem Inhalt und der Wirkung nach, war die griechiſche Bühne eine lebendige Angelegenheit eines ſolchen Publikums, als Athen war. Die ganze Dramaturgie

des Ariſtoteles iſt gleichſam dem Munde des Volks entnommen: ſo wie in den nordiſchen Gerichten erwählte Schiedsrichter der Gemeine jedesmal nach der Natur der Sache über ſie erkannten. Kurz das griechiſche Drama war eine Naturblume der Zeit, aus Veranlaſſungen des damals lebendigen Geſchmacks hervorgewachſen, wie Jahrhunderte vorher die Mährchen und Rhapſodien der Aoiden. Sophokles entſtand wie Homer, und Pindar wie alle beide.

Urſachen des geſunkenen Geſchmacks S. 263 ff.

Das Drama.

Jahrhunderte vor der Geburt der italiäniſchen und franzöſiſchen Oper gab es ein Volk, das dem Melodrama eine hohe Geſtalt gegeben hatte, die Griechen. Ihr Heldenſpiel (denn warum ſollten wir's Trauerſpiel nennen, da die griechiſche Tragödie nicht eben traurig ausgehn durfte?), ihr theatraliſches

ſches Heldenſpiel war ganz Melodrama. Blos aus dieſem Grundſatz läßt ſich wie ſein Urſprung, ſo ſeine Einrichtung und Wirkung erklären.

Aus Freudengeſängen und Freudentänzen an Feſten des Bachus genommen, blieb nämlich der Chor ſeine Grundſtütze. Zwei drei handelnde Perſonen traten dazwiſchen — warum nicht mehr? In jeder Geſellſchaft fühlen wir, daß zwei, drei Perſonen, gleichſam natürlich, in eine Conſonanz oder gar in einen Accord treten, mit allen Variationen, die jede Umſetzung des Geſprächs gibt. Mehrere werden nur Nebentöne, gar Diſſonanzen; ein wildes Gewirre von Stimmen endlich ſtöret und ermüdet. So bei dem griechiſchen Drama. Ein hoher Einklang herrſcht durch alle Gänge der Begebenheit oder Leidenſchaft über den Grundton des Chors in wenig, aber trefflich zuſammengeſtellten Charakteren. Wohl der Seele, die dieß geiſtige Melodrama empfindet!

Ein Grieche, der in unſer Trauerſpiel träte, an die muſikaliſche Stimme des ſeinigen gewöhnt, müßte ein trauriges Spiel in ihm finden. „Wie Wortreich ſtumm, würde er ſagen, wie dumpf und Tonlos! Bin ich in ein geſchmücktes Grab getreten? Ihr ſchreit, und ſeufzet und poltert! bewegt die Arme, ſtrengt die Geſichtszüge an, raiſonirt, deklamiret; wird dann Eure Stimme und Empfindung nie Geſang? vermißt ihr nie die Stärke dieſes damoniſchen Ausdrucks? Laden euch Eure Sylbenmaaße, ladet Euer Jambus euch nie dann ein zu Accenten der wahren Götterſprache?“

„In Athen war's anders. Unſer Theater erklang vom Jamb und Trochäus, vom Choriamb und ſtürmenden Anapäſten. Verſucht's und leſet ſie laut. Ob unſre Ausſprache, unſre Declamation, Action und Muſik Euch gleich verlohren ſind; Eure Kammer wird Euch zu eng', Euer Haus voll ſchallender

Luſt-

Luftgenien werden, indem ihr ſie nur leſet. *) Denkt euch dieß beſtimmt-fortgehende, immer wechſelnde Melos, unterſtützt jetzt von der Flöte, jetzt von andern Inſtrumenten, wie es Scene und Leidenſchaft foderten; hört es im Geiſt und verſtummt über eure verſtummte Bühne."

„Und dieſem hohen Tongefolge, was legten wir ihm unter? Etwa nur Liebesſeufzer? Galanteriephraſen? Tändelei mit der Empfindung, der Sprache, dem Gedanken? Reimſpäße? Nichts weniger. Einen großen Kampf menſchlicher Leidenſchaften unter der höchſten Macht, dem Willen des Schickſals. Einen Knoten der Begebenheit, der nur durch Charaktere und Geſinnungen, durch Handlung auf-

*) Wer die Griechen in ihrer Sprache nicht leſen kann, leſe ſich Bothens Ueberſetzung des Euripides laut vor. Ein erſter kühner Verſuch, dem andre folgen mögen. In ihm wird ein Geiſt laut und lebendig, an den uns eine ſchleichende Proſe-Ueberſetzung kaum erinnert.

aufgelöſet werden konnte. Der Gang der Töne war hierin unſer lebendiges Vorbild. Wie dieſe ſich verſchlingen, damit ſie ſich froh entwickeln, indem kaum etwas ermüdender iſt, als eine verwirrte Tonkunſt: ſo verſchlang, ſo löſete ſich unſer Drama der Seele melodiſch. Aus Diſſonanzen ſtieg die höhere Conſonanz mit jeder geſchonten Annäherung feierlich, ſchauerlich, langſam, prächtig hervor; und ſchloß mit einer Beruhigung, die nicht etwa dumpf ſättigte, ſondern einen Fortklang dieſer Töne zu hören einlud. Daher, daß wir unſre Fabelwelt ſo durſtig erſchöpften, jede große Begebenheit in ihre Folgen verfolgten, und nichts unvollendet ließen: denn eine unterbrochne, matt-geendete Muſik iſt ein Plutoniſches Kunſtwerk."

„Ihr fangt an und endet, wo es euch beliebt; wir endeten, wo geendet werden mußte, und fingen von neuem an. So ward jedes Stück dem innern Herzen Muſik, ein

Gan-

Ganzes. Ihr ſchleppt eine Menge Trommeln, die weder Klang noch Ton geben, unter die zarteſten Inſtrumente, und nennets hiſtoriſche Schauſpiele; wir nicht alſo. Fabel war bei uns Fabel, Geſchichte Geſchichte. Auf dem Theater mußte die bekannteſte Geſchichte eine reine, ganze, ſich ſelbſt entwickelnde Fabel werden, oder ſie blieb das Werk jenes Leirers, der, wenn er nicht ſpielen konnte, pfeifend erzählte. Wir wagten es, die höchſten Bilder mit den kühnſten Tonfügungen zu vereinigen, und klopften ſtark an die menſchliche Bruſt.“ —

Doch warum ſollte der Grieche fortreden dürfen? Da Jedem, der die Alten und Neuern kennet, der Unterſchied beider Theater dunkler oder klärer vorliegt. Nicht nur haben ſich das Drama und Melodrama gänzlich geſondert; nicht nur iſt der Chor verſtummt; ſondern, was daraus folgen mußte, in ſo vielen Stücken auch die Melodie der

Hand-

Handlung. Das Richtmaas und der Zweck, nach und zu welchen bei den Griechen die Begebenheit dem Zuſchauer theatraliſch dargeſtellt und entwickelt werden ſollte, ſie werden von den Neuern nicht anerkannt; in den meiſten Stücken ſind ſie alſo vom Theater verſchwunden.

Wer hat Recht? Die Griechen oder Wir? Eine Frage, die hier nur fragmentariſch erörtert werden ſoll, fern von Partheilichkeit und einer thörichten Anbetung der Einen oder der Andern Seite.

Iſt einmal das Theater zu unſern Zeiten ein ſo vielbeſuchter Platz, zu dem man die Menge zuſammen ruft, ihnen Geld und Zeit nimmt, und darauf Koſten wendet; iſt das Drama anerkannter Weiſe das ſchwerſte und wichtigſte Poem, mithin das künſtlichſte Kunſtwerk, dem ſo viele große Geiſter ſowohl zum Studium, als zur Darſtellung und Ausführung ihre Kräfte, ihr Leben widmeten;

iſts ein ſo vollkommnes und wie man ſagt, unentbehrliches Werkzeug, auf die Gemüther der Menſchen zu wirken; ſo ſteht es nothwendig unter der prüfenden Waage des ſorgſamſten Urtheils.

* * *

Ariſtoteles lebte in Zeiten, da das griechiſche Theater ausgebildet war; es hat ſich nachher zu keiner glänzenden Höhe gehoben. Auch war Er der Mann, der die Regel eines Kunſtwerks wohl abzuziehen wußte. Wie erklärt Er nun die Tragödie ſeiner Nation? Bekanntermaaſen durch die „Nachahmung einer ämſigbetriebenen, vollſtändigen, Größehabenden Handlung, in einer anmuthiggebildeten Rede (deren jede Form für ſich in abgetheilten Schranken wirket), und zwar nicht durch Verkündigung oder Erzählung, ſondern durch Erbarmen und Furcht, die Läuterung ſolcherlei Leidenſchaften vollendend.“ Ohne die vielen und weitläuftigen Com-

mentare über dieſe Worte vermehren zu wollen, bemerken wir nur dieß:

1) Handlung iſt die Seele des Drama, nicht Charaktere, noch weniger Sitten, Meinungen, Sentenzen. Vollſtändig, ſagt Ariſtoteles, werde ſie dargeſtellt, d. i. ihr Anfang, Mittel und Ende. Ernſt, eifrig, mit einer Art Schnelle werde ſie betrieben; ſie ſei überſchaulich. Nicht alſo übermäßig lang, nicht verwirrt durch fremde Zwiſchenfälle (Epiſoden). Ueber alles dieß hat Ariſtoteles in ſeiner Poetik bündig geredet.

2) Angenehm ſei die Rede des Drama; jede Geſtalt der Rede habe ihre beſtimmte Schranken. Bei den Griechen hob und verſtärkte ſie die Muſik, und auch ſie in angemeſſenen Formen.

3) Zur Kunſtnachahmung (μιμησις) der Handlung (an welches Wort ſich bei Ariſtoteles Alles heftet) gehörte vorzüglich die Action, die Gebehrdung, der die Decoration half.

half. Alle dieſe Mittel, verſtändig vereint, untrennbar von einander, machten die Tragödie der Griechen zum höchſten Poëm, zu einem Kunſtwerk.

4) Mittelſt der Rede wirkt die Mimeſis des Theaters, worauf? Deutlich ſagt Ariſtoteles: „auf Reinigung der Leidenſchaften. Wodurch? nicht durch laute Verkündigung, durch Moral, Sentenzen, Erzählung u. ſ. (ſagt er), ſondern durch Erregung der Leidenſchaften ſelbſt, durch Furcht und Mitleid.

5) Durch dieſe vollendet die Tragödie eine Reinigung dergleichen Leidenſchaften (τοιȣ7α παθηματα). Ariſtoteles ſteckte der Tragödie ihr Ziel vor; wie ſie es erreiche, hat er am Weſen des Drama, der Fabel gezeiget.

„Die Fabel, ſagt er, d. i. die Verknüpfung deſſen, was geſchieht (πραγματων) iſt das Wichtigſte von Allem, was zur Tragödie gehöret. Dieſe iſt keine Kunſtnachahmung

mung der Menſchen, ſondern der Handlungen und Geſchäfte, des Lebens, des Glücks und Unglücks. Denn auch das Glück beſtehet in Handlung; eine Abſicht darauf iſt eine Art Handlung, nicht blos eine Beſchaffenheit (ποιοτης). Den Sitten nach ſind Menſchen ſo und anders; den Handlungen nach ſind ſie glücklich oder unglücklich. Nicht alſo, damit Sitten nachgeahmt werden, handeln die Perſonen der Tragödie; Sitten werden zu ihr mitgenommen, der Handlungen wegen. Die Fabel iſt der Zweck des Trauerſpiels; bei jeder Sache iſt aber ihr Zweck das Wichtigſte, das Größte."

So Ariſtoteles. Sollte uns noch unklar ſeyn, was er durch ſeine, oft verſpottete „Reinigung der Leidenſchaften" wolle? Durch Erregung der Leidenſchaften in unſrer Bruſt, durch Furcht und Mitleid, vollende ſie, ſagt er, die Reinigung dieſer und dergleichen Leidenſchaften (περαινετα). Um langen Discuſſi-

cuſſionen zu entgehen, mögen die Theater-ſtücke der Griechen ſelbſt reden.

* * *

Aeſchylus war der Erfinder der Tragödie; ihm, dem tapfern Mann, ſind wir auch den wahren Begriff ſeiner Kunſtgattung ſchuldig. Weshalb ließ er eine Perſon aus dem Chor hervortreten? wozu ſtiftete er die Bühne?

Agamemnon, der König, ſoll ankommen. Der Wächter ſieht die Feuer. Klytemneſtra, die das königliche Haus und Bett geſchändet, herrſcht mit ihrem Buhler Aegiſthus. Wie wird man ihn empfangen? wie Er ſich betragen? Die Begebenheit, als ein Problem liegt vor. Er kommt. Wie will Klytemneſtra ſich rechtfertigen? welchen Entſchluß wird ſie nehmen? Wie ſich betragen vor und nach der Blutthat? Was wird der Chor ſagen? So hängt die große Waage

des

des Schickſals. Was Aeſchylus in ſie gelegt hat, höre man von ihm. *)

Oreſt erſcheint, der Rächer ſeines Vaters. Phöbus hat ihn geſandt, ſein väterliches Haus zu reinigen. — Mord ſeiner Mutter? ein ſchreckliches Problem? Wie wird es beginnen? wie enden? Mit welchen Empfindungen des Sohns, der Schweſtern, der Mutter, der Bürger? Wie ſtehet die Waage des Rechts und Unrechts in dieſem Moment? Leſe man die am Grabe Opfernden des Aeſchylus, und fühle in ihnen das Feuer der Leidenſchaften von mehreren Seiten. Aber die Fabel iſt noch nicht vollendet. —

Die Eumeniden erſcheinen, rächend den Mord der Mutter auch in der gerechtſten Sache, den Muttermörder verfolgend. Phöbus ſchützt ihn; Pallas endlich ſpricht Recht und endet. Ein Rechtvolleres Stück iſt kaum

*) Agamemnon, überſetzt von Halem, 1796.

kaum irgend auf dem Theater erſchienen, Aeſchylus Krone. Glorwürdig für Athen werden die alten Rachgöttinnen hinaus- und hinabgeleitet. Die ſchreckliche Begebenheit zeigt ſich hier im größeſten Licht, rein aus einander geſetzt; es erfolgt das Endurtheil (κατακρισις, αναπαυσις), Entſühnung.

So die andern Stücke Aeſchylus. Prometheus wird an den Felſen geſchmiedet und ächzt. *) Man hört um ihn die Gewalt, den gehorſamen Götterboten, den ſchmiedenden Hephäſtus. Man hört um ihn die Stimmen der Beſuchenden, des Oceans, des Chors, der Io, abermals des Merkurs; Prometheus bleibt unerbittlich. Hätten wir den zweiten Theil dieſes Stücks, den entfeſſelten Prometheus! Der dramatiſche Rechtsſpruch wäre in ihm zwiſchen Meer,

Him-

*) S. der gefeſſelte Prometheus, in Wielands Attiſchem Muſeum. B. 3. St. 3.

Himmel und Erde — verlautbart! in ihm die Sache zwiſchen Göttern und Menſchen geſchlichtet. Es erfolgte (κατακρισις, αναπαυσις) Verſühnung.

Aeſchylus Perſer ſind der Rhamnuſiſchen Göttinn, der Nemeſis-Adraſtea ſelbſt ein feierliches Dank-Opfer. In Perſien erſcheinen die Geſchlagenen, die Entflohnen, der entflohne König, der Verarmte. Der Schatte Darius ſteigt aus der Gruft — welche Stimmen, welche Klagen! Große Seele Aeſchylus, des Helden in eben dieſem Kriege; ſie ſchuf Athen durch dieſe Darſtellung ein Triumphsfeſt, das dem Krieger geziemet. Des entfernten Perſiens herüberſchallende Seufzer, ſiegendes Griechenland, ſind Deine Siegestöne, und Du Athen Griechenlands ewger Siegestempel. Die Götter haben den Kampf entſchieden.

Aeſchylus Sieben vor Theben, oder der Tod der beiden Oedipusſöhne, Eteokles und

Poly-

Polynikes. Auf dem Scheiterhaufen ſelbſt, der ihre Leichname begrub, ſagt das Epigram der Anthologie, wandten ihre Flammen noch ſich feindlich aus einander; in dieſem Aeſchyluswerk, wie raſet die Flamme des Eteokles! Unzähmbar allem, was ihr ſich nahet; nur von der Macht des Schickſals, aber von ihr wie fürchterlich gedämpfet. Großer Dichter! In rauher, aber veſter Hand hielteſt Du mit ſtrengem Urtheil die Waage des entſcheidenden Schickſals.

* * *

Sophokles milderte dieß Urtheil der Bühne, er hob es aber nicht auf. Auf Aeſchylus hart-gebrochener Bahn ſchritt er leiſeren Trittes vorwärts. Sanfter geordnet und zubereitet iſt ſeine Elektra gegen Aeſchylus Choephoren; die Geſetze und der Zweck des Schauſpiels waren aber auch Ihm dieſelben. Die zu vollziehende That liegt vor, Klagen der Elektra leiten ſie ein; die Urne des todtge-

glaubten Bruders macht ſie dem Augenſchein milder, gerechter, dem Herzen ſanfter. Man hört die Erinnyen kommen; das Ganze deckt und hält gleichſam Die, von der das Stück ſich nennet, Elektra.

Oedipus, der König. Die Begebenheit, das Unglück ſeines einſt durch ihn geretteten Volks, die Peſt iſt da; das Blatt des Schickſals, warum ſie da ſey? wie ſie zu verſöhnen ſey? iſt verhüllt. Der Bote des Götterſpruchs wird erwartet. Er kommt; ein Vater-, ein Königsmörder iſt in Theben; durch ſeine Verbannung ſoll das Land entſühnt werden; niemand iſt eifriger zu entdecken, wer dieſer ſey? als Oedipus. Und Oedipus iſts ſelbſt, der König. Welch ein Abgrund von Abſcheu und Quaalen ſich jetzt ihm und ſeinem Geſchlecht aufthut, höre man bei Sophokles, dem milden Sophokles ſelbſt. Der große glückliche König ſteht unglücklich da, gehoben und gebeugt von der Hand des entſcheidenden Schickſals.

Mild

Mild begleitet ihn der Dichter nach Kolone, und läßt den Blinden, lange Gequälten dort ſein Göttergrab finden. Dank dem neunzigjährigen Greiſe Sophokles, daß er ſich ſeines alten Verlaſſenen annahm! Dank dem Zufall, daß es uns dieß Stück ließ! So auch die Antigone, die edle Schweſter, die ſchöne Veſtale. Tochter eines unglücklichen Hauſes; ſie endet; ſie verſöhnt mit ihrem Tode das Schickſal.

Philoktet, der unglückliche, ſchmälich-zurückgelaſſene Held auf Lemnus. Man will ihn ſelbſt, man will ihm ſeine Pfeile rauben; Ulyſſiſche Liſt, Achilleiſche Ehrlichkeit gerathen in Streit mit einander. Er ſelbſt iſt im Kampf zwiſchen Heldenehre und dem traurigſten Jammer. Herkules erſcheint, der Sprecher des Schickſals. Er, der dem Philoktet die Waffen gegeben, der durch ſein Bequemen unter die hohe Macht des Verhängniſſes ihm das dringendſte Vorbild iſt,

ſich

ſich dem Spruch der Götter zu fügen; mit kurzer Zuſprache endet er das einfache, hohe Drama. Die Reinigung der Leidenſchaften an ihm, der Furcht und des Mitleids, iſt vollendet.

Dagegen der raſende Ajax; trauriges Bild des Wahnſinns eines beleidigten tapfern Mannes, der die Pallas zur Feindinn hat, der ſich gegen die Götter empörte. „Bändige auch deinen gerechten Zorn; empöre dich gegen die Götter nicht; wüthe nicht gegen das Verhängniß; du wütheſt gegen dich ſelber.“ Das ſagt uns das Stück; die Reinigung der Leidenſchaften an ihm iſt vollendet.

Und die Trachinierinnen. Herkules, wie er auf Oeta ſtirbt, vom Geſchenk ſeines Weibes, der liebenden Dejanira mit Höllenſchmerzen unſchuldig vergiftet, ſeinen Sohn bittend, ihm dem Tod zu geben — endlich ſterbend — O Griechen, Griechen, wie bearbeitet Ihr Eure hohe Fabeln des menſchlichen Schickſals?

Nutz-

* * *

Nutzlos wäre es, noch zum Euripides zu gehen, und aus zwanzig Stücken zu zeigen, was ſich aus Jedem erweiſen läßt, nämlich: „die griechiſche Tragödie war eine dargeſtellte Fabel menſchlicher Schickſale, um durch dieſe Darſtellung, wie es ſonſt keine Dichtungsart thun kann, das menſchliche Gemüth — was? — blos zu bewegen? Wozu? Zu allerlei Leidenſchaften, die ſich in wilder Irre kreuzen? Zu Haß, zu Abſcheu, zur Bewunderung, zur Liebe? — Möge dieß mehr oder minder geſchehen, nachdem der Dichter Stoff und Kraft, der Zuſchauer Gemüth, der Schauſpieler Geſchicklichkeit hat; aber das Bewegen iſt nicht genug, die Tafel iſt geſchrieben:

„Tragödie iſt eine Schickſalsfabel, d. i. eine dargeſtellte Geſchichte menſchlicher Begegniſſe, mittelſt menſchlicher Charaktere, in menſchlichen Gemüthern ei-

ne Reinigung der Leidenſchaften durch ihre Erregung ſelbſt vollendend.“

Dieſe iſt bei Ariſtoteles keine ſtoiſche, ſondern (wie das Ende ſeiner Politik zeigt *)) eine heilige Vollendung. Wie durch Sühngeſänge Gemüther gereinigt, Leidenſchaften beſänftigt, geordnet und ſchweigend gemacht werden; ſo ſollte dieß in höherem Sinn (dem Plato zuwider) durch die Tragödie geſchehen, die Ariſtoteles ſich als eine Muſik der Seele dachte. „An Tönen nimmt Jeder auf ſeine Weiſe Antheil, der Rohe anders, als der Gebildete. Es giebt auch verſchiedene Gattungen der Harmonie, die ſittliche, die thätige, die begeiſternde; zu ihrem Zweck ſind alle zu gebrauchen. Zur Erziehung die ſittlichſten; zum öffentlichen, ergötzenden Anhören (ακροασιν) **), da andre

*) πολιτικων Οϛ'.

*) Dem Zweck und Zuſammenhange der Stelle zuwider will Twining die ακροασιν in καθαρσιν ändern; da doch der Zuſatz ἑτερων χειρηργηντων („wo nicht

dre ſpielen ſowohl die thätigen als die begeiſternden. Denn die Leidenſchaft, die Einen und den andern ſtark ergreift, exiſtirt in allen Seelen; der Unterſchied iſt nur in Mehr und Minder. Dieſer Art ſind Furcht und Erbarmen. Weiter auch der Enthuſiasmus: denn auch von dieſer Gemüthsbewegung werden Einige mit raſender Gewalt ergriffen. Von heiligen Geſängen aber ſehen wir dieſe, zumal wenn ſie ſich der die Seele entzürnenden Geſänge bedienen, wie wenn ſie unter den Händen einer arzneienden oder reinigenden Kunſt wären. Einer ſolchen Cur müſſen ſich auch die Mitleidigen, die Fürchtenden und die von andern Leidenſchaften Leidenden unterziehen. Den andern aber, jedem nachdem Er dieſer oder jener Leidenſchaft unterworfen iſt, und allen insgemein wird eine gewiſſe Rei-

nicht Wir, wie bei der erziehenden Muſik, ſondern andre ſpielen, wir nur hören") den Sinn zeiget. Ariſtoteles treatiſe on Poetry, translated by Twining. Lond. 1789. Note 45. p. 234.

Reinigung der Leidenſchaften; und zwar werden ſie beſänftiget mit Anmuth.“ Ihr tragiſchen Aerzte, die ihr uns ſtatt dieſer ausführenden und ſtillenden Tropfen Tollwurzel oder Ypekakuanha reichet, was denkt Ihr zu Ariſtoteles? „Er hat uns kein Recept zu geben!“ — Ich noch minder; und doch fahre ich fort.

Sollte das Trauerſpiel dieß nicht bewirken können, da es eine Fabel des menſchlichen Schickſals für menſchliche Herzen darſtellt? Wohnt der äſopiſchen Fabel ſchon dadurch ſo viele Kraft ein, weil ſie die ewigfeſtſtehende Ordnung der Natur, Trotz aller Verändrung und Zufälle, in lebendigen Charakteren wie in bleibenden Typen handelnd darſtellt; wohnte den Mährchen die Kraft eines Traumes bei, den unſere Seele zu einer gegenwärtigen Welt, im Idyll zu einem nie geſehenen Arkadien der Glückſeligkeit bildet; wie? der große Zuſammenhang von Begebenheiten des menſchlichen Lebens, den das Verhäng-

hängniß webet, das Netz, womit es den ſcharfſehendſten Läufer umſchlingt, der Felsſtein, den es über dem Haupt des Helden aufhängt, mit Umſtänden, die es durch einen Hauch ſonderbar wendet, wie? dieſe wären nicht eindringend? nicht lehrreich? Nur ſey der Dichter auch durch ſeine Darſtellung Ausleger und Anwender dieſer Blätter des Schickſals.

Die Griechen bemühten ſich, dieſes zu ſeyn. Ohne zu grübeln, warum von Ewigkeit her der Sohn des Lagus verdammt geweſen, ein Oedipus zu ſeyn, begnügten ſie ſich damit: „er wars! in Glück und Unglück. Glücklich, da er das Räthſel der Sphynx löſte und als ein Verdienſtreicher König herrſchte; unglücklich, als ſich ein andres Räthſel, das Geheimniß ſeiner Geburt aufſchloß.“ Hier war die Frage nicht: warum ſolche Schickſale die Menſchen treffen? ſondern wenn und weil ſie ſie treffen, wie ſind ſie anzuſehen? wie zu ertragen? Zur Antwort auf

dieſe Frage ſprach in der griechiſchen Tragödie bei jedem Umwenden eines neuen Blatts im Buche des Verhängniſſes, d. i. bei der Enthüllung jedes neuen Umſtandes der Begebenheit Alles, was ſpechen konnte; der Leidende und die Mitleidenden, die Fürchtenden und der Geprüfte, mit allen der Chor. Er war im eigentlichen Verſtande die Zunge an dieſer Waage; was niemand ſagen durfte und ſagen mochte, ſprach Er. Daher war und iſt das griechiſche Theater ſo bildend. Es faßt die Begebenheit von allen, kehret ſie auf alle Seiten; es ergreift uns (οὐ δι' ἐπαγγελιας αλλα δι' ἐλεου και φοβου) nicht durch die Verkündigung, ſondern durch die Affecten ſelbſt, die uns ergreifen.

Wozu nun erregte es dieſe Affecten, wenn es ſie nicht reinigen, d. i. läutern, ordnen wollte? Stürztet Ihr uns aus Leidenſchaft in Leidenſchaft ohne Zweck, ohne vernünftige Abſicht und Ordnung; verſchwendetet Ihr unſer

unſer Mitgefühl an Perſonen, die deſſen unwerth ſind, an ſchwache Elende oder an teufliſche Böſewichter, in denen kein Zug der Menſchheit erſcheinet; zerfleiſchtet ihr unſer Herz für und wider nichts durch Unverſtand oder Bosheit; ließet z. B. Die, denen wir durch Euch unſere Theilnehmung geſchenkt, ſo ſchief denken, ſprechen, handeln, daß wir, mit Haß gegen Euch, unſer Mitleid ihnen verachtend entziehen müſſen; oder kennet Ihr nirgend Maas und Raum, daß wir Euch immer zurufen: „Höre auf, Henker!“ kenntet Ihr die Geſetze und Gänge des Schickſals ſo wenig, daß Ihr uns entweder unnütze und lächerliche Furcht einjagtet, oder dieſe dergeſtalt über die Gränzen ins Reich der Unnatur hinaustriebet, daß wir ſtatt ſtark zu werden, ſchwach, ſtatt mitfühlend-weiſe, ſtupid gegen das Verhängniß, fühllos hart gegen unſre Nebenmenſchen werden, und uns aller Theilnahme an ihnen entſagten; wäret Ihr ſodann gute Haushalter der Begebenheiten des

Schick-

Schickſals! und in Eurer Kunſt rechtſchaffene Künſtler? Was würde man von einer Muſik ſagen, die uns, ſtatt angenehm zu rühren, widrig aufbrächte? uns langweilig einſchläferte oder toll und wild machte? Schlechte Miſcher der Affecten, empörende Darſteller der Begebenheiten des menſchlichen Herzens und Lebens, des Glücks und Unglücks der Sterblichen, Ihr trübt, ſtatt zu läutern; Ihr empört, ſtatt zu verſöhnen.

Giebt es alſo keinen Ausweg von der Pflicht, daß, wenn ich Leidenſchaften errege, ich ſie zu einem vernünftig-menſchlichen Zweck erregen, mithin ſie reinigen, läutern, ordnen müſſe; verbeut es die Menſchheit ſowohl als die Kunſt, und Vernunft ſelbſt, vor dem hohen Geſetz der Weltfügungen, der großen Waage des Glücks und Unglücks, mit dem menſchlichen Herzen und deſſen Empfindungen zu ſpielen, daran zu ſchnitzeln, und entweder ihm unnöthige Wunden zu ſchlagen, oder ſie unge-

ungeſchickt zu verbinden; ſo iſt Ariſtoteles nicht nur gerettet, ſondern er hat, nach den großen Muſtern, die er vor ſich fand, dem Dichter in ſeiner Poetik ſelbſt ſehr weiſe Warnungen und Vorſchriften in Behandlung der Schickſalsfabeln, in Erregung und Bändigung der Leidenſchaften gegeben. Welche Charaktere z. B. er zu wählen? wie er ihnen ihr Verhängniß und unſer Mitgefühl mit ihnen, unſre Furcht für uns ſelbſt zuzumeſſen, zuzuwägen habe? ja wie es ohne dieß Maaß, ohne dieſe Waage keine Tragödie gebe. Denn ein Gemetzel von Empfindungen, ein Gewirr blinder Schickſalsſtreiche iſt dem erſten Begriff des Trauerſpiels entgegen. Eben dazu tritt ſie ja auf, die Tragödie, daß ſie mit größeſter Klarheit das über dem Helden ſchwebende Verhängniß darſtelle, ihn bei jedem Schritt ſeines Benehmens mit Warnung, Bitte, Widerſpruch, Furcht, Rath oder Tröſtung begleite.

Daher

Daher auf Stellen, wo die Schickung zweiſchneidig vorliegt, und von jeder Seite Bemerkung verdient, der ſchnelle Wort- und Verswechſel des griechiſchen Theaters. Uns ſcheinen ſie affectirt, dieſe kurzen Sätze, theils weil die Ueberſetzung ſelten ſie ſo rein und treffend geben kann, wie ſie der griechiſche Jamb, Schlag auf Schlag, ſanft oder kühn, immer aber raſch treffend giebt, theils weil wir auf unſrer Bühne ein ſo ſtrenges Ausfechten des Rechts und der Wahrheit deſſen, was geſchehen und nicht geſchehen ſoll, nicht erwarten. Die Athener, an öffentliche Reden für und wider, überhaupt an Staats- und Gerichtskämpfe gewöhnt, liebten dergleichen leidenſchaftliche Vernunftkämpfe. Und am rechten Platz, wer liebte ſie nicht? Entſpringt je ein reines Reſultat, wo die einander gegenüber ſtehende Meinungen nicht aufs ſchärfſte geprüft werden? Laſſet ſie alſo, wie im Zweikampf, mit blanker Schneide einander begegnen; was der Zuſchauer dadurch gewinnet, iſt

eine um ſo hellere Geſinnung, erfochten im Zweikampf unter der Hand des Schickſals.

* * *

„Aber Schickſal, und immer Schickſal! Wir Chriſten und Weiſen glauben kein Schickſal.“

So nenne man's Schickung, Begegniß, Ereigniß, Verknüpfung der Begebenheiten und Umſtände; unentweichlich ſtehen wir unter der Macht dieſes Schickſals.

Freilich wenn ein Dichter das Wort ſo mißverſtünde, daß die große Göttin ein Poltergeiſt würde, der, für und wider nichts, die aufs beſte angelegte Plane menſchlicher Vernunft, aller Vernunft entgegen, Abſichtslos oder Schadenfroh ohne alle Schuld der Menſchen verwirrte; wenn er auf das Kunſtſtück ſänne, daß Alles, was Menſchen wohlgeſinnt und wohlbeſonnen unternehmen, unglücklich, dagegen was die Götter leidenſchaftlich und brutal wollen, abſcheulich-

glücklich ausfalle; dann haßten wir in dieſem Dichter das dumme, ſtupide Schickſal. Ein Zweiter lähmte den Menſchen den Arm, reichte ihnen ein Opium gegen alle vernünftige Ueberlegung und Entſchlüſſe, ließe aber dafür das Schickſal walten; „geh nach Orient du Opium-Krämer! Ein Dritter gäbe ſich alle Mühe den Karren in den Koth zu ſchieben, damit ihn das Schickſal ohne Hände heraus ziehe. Ein Vierter ließe die blinde Göttin auf Menſchen wie auf einen Marmorblock ſchlagen, und nennte dieſen empfindungsloſen Block einen Weiſen. Ein Fünfter triebe mit der Schickung Scherz; wenn ſein Held Alles gethan hat, fällt er ins Waſſer oder bricht ein Bein, und Alles iſt, als ob es nicht geſchehen wäre; freilich ſolche Mißgriffe im Gebrauch dieſes Worts zeigen ein klägliches Schickſal, und wenn Leſſing in einem andern Sinn die Tragödie „ein Gedicht nannte, das Mitleid erreget,“ ſo erregen ſolche Stücke wahres Mitleid. Mitleid

nämi-

nämlich mit dem Dichter; Abſcheu gegen den Mißbrauch des mißverſtandenen hohen Namens, ja des erſten Begriffes der Sache ſelbſt. *)

War dieß aber der Sinn der Griechen? Warum dringt Ariſtoteles darauf, daß im Trauerſpiel Alles natürlich zugehe, und die Auflöſung des Knotens nie durch Maſchinen geſchehen müſſe? Warum macht er uneingeſchränkt die Meinungen und Sitten der Menſchen zu Quellen ihrer Handlungen, ihres Glücks und Unglücks? und wägt mit einer Goldwage ab, wiefern vollkommene und unvollkommene, gute und böſe Charaktere ins Trauerſpiel, d. i. unter die Bürde des tragiſchen Verhängniſſes treten dürfen? dieß und jenſeits verdammet er den kleinſten Fehler.

Und das mit Recht. Wollen wir der Bühne die reine Darſtellung menſchlicher Charaktere mit Allem, was aus ihnen folget, wol-

*) Dramaturgie B. 2. S. 193. Hamb. bei Bode.

wollen wir Ihr die reine Entwicklung menſch=licher Leidenſchaften und Geſinnungen, der Glücks= und Unglücksfälle, wie ſie aus Jenen folgen, rauben, und ein falſches Wunderbare, Poltergeiſter, die allenthalben die Natur ſtören, auf den Schauplatz führen; wo bliebe noch eine rein dargeſtellte, rein entwickelte Menſchennatur und Wahrheit? Schenkt dem Roman, der Sage, dem Mährchen Euren Wunderglauben, Ihr, die ihr der Dichtkunſt bezauberte Waffen ſchmiedet; nur die Bühne verſchont mit dieſen Künſten. Auf Ihr wollen wir, auch in ihrem Ideal, natürliche Wahrheit ſehen; Sacer eſt locus, meiite extra!

Nur alſo durch Menſchen=Charaktere wirke das Schickſal, doch ſo, daß Jene unter der Gewalt Dieſes wirken. Wer ließ den Oedipus an dieſem Ort, unter ſolchen Umſtänden gebohren werden? wer machte ſogleich bei ſeiner Geburt ihn zum Oedipus, dem Fuß=durchbohrten? Auch ohne Pythi=

ſchen

ſchen Orakelſpruch, durch jede andre Veranlaſſung that es das Verhängniß. Wer ſchlang von Pelops herab, dem Stamm des Atreus die eherne Binde um ſeine Stirn, die erſt in der dritten Geſchlechtsfolge, als unter Dianens und Phöbus Gunſt Oreſt und Iphigenia das Haus entſühnt hatten, zu ſchmelzen anfieng? Der Stammescharakter, das Schickſal. Die Sagen hierüber legt das Trauerſpiel aus; es führt die Charaktere auf ſeinen Grund zurück, und zeigt die Schickung eben im Spiel dieſer Charaktere, die immer leiſer und leiſer wirkend, den Stammes- oder Standescharakter endlich verſöhnen. So im Hauſe des Oedipus zwiſchen ſeinen verſteinten Söhnen und ſeinen ſanfteren Töchtern. Der Faden der Verhängniſſe iſt genetiſch gewebt, wie wir ihn noch allenthalben vor uns ſehen, hier bedaurend, dort lobjauchzend. Alle Gefahren Herkules, liegen ſie nicht in ſeinem Charakter? Jeder Herkules hat ſeinen Euriſtheus, ſeine Juno, ſeine

Om-

Omphale, Jole, Dejanira. Und wie nah liegt ſein, des Rückkehrenden, von der Göttin ihm geſandter Wahnſinn, da er ſeine Kinder als fremde erwürgt, in Herkules Charakter! Mit dem Namen der verhängenden Göttin iſt ein Ehrennetz über ihn gebreitet. So über Ajax und aller Helden Charakter, die das Schickſal verfolgte. Ein Mann, der gegen die Götter ſtreitet, grenzt an Wahnſinn. Wenn nun Ulyſſes Schlauigkeit das, was ihm gebührte, vor den Augen ihm wegſtiehlt, was kann er werden, als was er im Trauerſpiel wird, mit Allem was daraus folget?

So in hundert andern Mährchen der Griechen. Hippokrates Ausſpruch: παντα θεια και ανθρωπινα παντα (Alles Menſchliche iſt göttlich; alles Göttliche menſchlich) iſt ihre Inſchrift. Die Schickſale Jedes ihrer alten Helden ſind eine Expoſition ſeines Charakters. Dieß zu bemerken, gewährt ein lehrreiches Vergnügen; ein noch lehrreicheres

das langſame Zubereiten und Kommen des Schickſals in ihren Epopeen und Trauerſpielen. Ein feines Ohr hat es belauſchet. Wer für ſeine Welt der Schickſale ſich Augen und Ohr öffnen will, leſe ſie; wie Altarbilder ſtehn hohe Unglückliche da, lehrend, warnend, beruhigend, tröſtend. Im kleinſten und größten ihrer Unfälle das Maas des Mitleids und der Furcht dem Gemüth zuzuwägen, und es daran zu gewöhnen, dazu trat Melpomene auf den Kothurn, unter Geſang, mit Thaten und Rede. Hat ſie dieſe Waage verlohren: ſo geſtalte ſie ihren Dolch, ihre Käule zur Spindel. Sie ſpinne Situationen und Sentenzen.

„Wie alſo? wenn wir das ganze griechiſche Theater hinüberpflanzten?“ Wie? Mit Wurzel und Stamm? oder aus Sprößlingen und Zweigen? Auf die letzte Weiſe haben es alle gebildete Nationen verſucht, Franzoſen, Engländer, Italiäner. Leſet ſie, bemerkt

die Schwierigkeiten und ihre darauf gewandte Mühe; lernet. Denn mit Wurzel und Stamm es hinüber zu pflanzen, wäre ein Wunderwerk wie noch keins geſchah. Uns in jene Jugend der Welt, als wäre ſie noch da, hinüberzuſetzen, als lebten wir eben in Athen, als ſtünden Tempel und Götter noch vor uns da, dazu gehörte ein Wunderglaube.

„Wir ſchaffen Athen. In unſrer neu-griechiſchen Dichtkunſt pflanzen wir das alt-griechiſche Theater aus dem Kern hinüber.“ Glück zu! Aber —

1) Das griechiſche Theater war Geſang. Dazu war alles eingerichtet, und wer dieß nicht vernommen hat, der hat vom griechiſchen Theater nichts gehöret. Gäbe uns nun Jemand ein Stück, worin vom melodiſchen Sylbenbau der Griechen und deſſen Wirkung nichts zu vernehmen wäre, worin der Verfaſſer die Worte, die Klänge, ſelbſt des Chors, die allein für die Muſik eingerichtet

waren, uns in langen Reden, in der tau- melndſten Sprache, in der der Sprechende nie zu Athem, der Hörende nie zum Vernehmen kommt, zu hören gäbe; machte das Stück wohl einen andern Eindruck, als der Tanz Tolltrunkner, die ohne Muſik tanzen, und ſich in mächtigen Perioden in dithyrambiſchen Phraſen die Bruſt zerarbeiten? „Sprachen die Griechen wirklich alſo?“ Glaube nichts davon. Es iſt des Schriftſtellers zuſammen- geraffte, der Muſik entwandte Phraſenſpra- che, eine Schulübung.

Wer kennet nicht die gänzliche Verſchie- denheit des Geſanges und der Rede? Wer weiß nicht, wie Töne die Stimme erheben? Wie Melodien den Ausdruck verſtändlich ma- chen und umbilden? Roh alſo, unſerm Or- gan zuwider, in die tragiſche Geſangsart der Griechen tappen und ſie zu einer widerſinnig- declamatoriſchen Rede machen, hieße dem Apollo in ſeine Leier greifen, ihre Saiten

zer-

zerſprengen, und mit den übriggebliebenen Fäden umherraſen.

2) Das griechiſche Theater war urſprünglich gottesdienſtlich. Aus Geſängen dieſer Art erwachſen, behielt es ſeine alte Verehrung gegen Orakel, Götter, Heroën und alles Heilige bey. Mit Ehrfurcht wurden ihre Fabeln behandelt; mit Schonung die Flecken und Fehler darin entweder umgangen oder groß und mild' ausgeleget. In Euripides Jon z. B. der vom Apollo begangne Jugendfehler. Der Gott ſelbſt ſchämt ſich deſſelben; er getrauet ſich nicht, in dem ihm eigenſten Tempel zu erſcheinen; aufs zarteſte will er alles gut machen, und ſendet die ſtrengſte, jungfräuliche Göttin ihn mit den Sterblichen, die alle ſtark gegen ihn reden, anſtändig, und über die Maaße wohlthätig auszuſöhnen. Sein Tempel, ſeine Pythia, ſein Jon, Alles erſcheint in angemeſſener Wohlanſtändigkeit und Ordnung.

Träte uns nun ein Verpflanzer vor Augen, der dieſes anſtändigen Gefühls ganz unkundig, uns den Gott ſelbſt vorſchöbe, wie er mit der frechſten Stirn in einer Glorie hervorſpringt: „me voici! l'Auteur de ce charmant ouvrage batard; moi le Dieu Phebus, grand Genie! Genie exemplaire!“ während daß Vater, Mutter, Sohn auf Knieen vor ihm liegen, und ihre Beſchimpfung andächtig anhören. „König, rufen wir alle, das erträgſt Du? machſt Dich nicht auf, und packſt den Unverſchämten, der Dieß Dir vorſagt. Dir eine Furcht, wer weiß weſſen? aufhänſeln will und dein Weib Dir als eine Entehrte verleitet? Mache Dich an die Behorcherin Pythia, die unächte Kinder hier im Tempel pfleget; reinige den Tempel.“ Bei Euripides, ſelbſt bei Euripides, Alles wie anſtändiger, ſittlicher, ſchonender, Alles wie anders! Pflanzet ihr ſo die griechiſchen Götter zu uns herüber; ihre Tempel

wer-

werden leer bleiben und den Namen erhalten, den ſie verdienen.

3) Die griechiſche Bühne, die wir kennen, feierte Athen. Dort war ſie entſtanden, dort blühete ſie, bearbeitend in Attiſchem Geſchmack am liebſten Attiſche Fabeln, die ſie, wie alles Fremde, auf die Herrlichkeit Athens zurück führte. Wie hoch ſteht in ihnen Pallas Athene! der Areopag, Athens Verfaſſung, Ruhm, Macht u. ſ. Würde Euripides eine Fabel wie Jon gewählt haben, wenn er nicht damit einen Flecken ihrer alten Geſchichte, daß Fremde über Athen geherrſcht, mit dem glänzendſten Licht hätte überſtralen, und die Abkunft aller gebildeten Colonien der Welt, der Jonier, Dorier, Achäer u. ſ. aus Athen in dieß glänzende Licht hätte ſtellen wollen? Dazu erſcheint, dazu ſpricht ſeine Pallas Athene.

Gäbe uns nun jemand einen Jon, wo der Fabel dieſe ganze Volkes-, Stadt- und Ge-

bietsherrlichkeit entnommen, in ihr mißkannt wäre, an deren ſtatt aber eine unzüchtig-gehäſſige Tempelbetrugsgeſchichte widerlich nackt daſtünde; welch ein unattiſches Schauſpiel!

4) Die tragiſche Bühne der Griechen nahm ihre Fabeln aus vorhergegangenen harten und rohen Helden- und Königszeiten mit ſtiller Freude der Zuſchauer über ihr gegenwärtiges Glück, frei von ſolchen Tyrannen, Bürger Athens zu ſeyn. An dieſen abgelebten Königsgräueln, Menſchenopfern u. ſ., konnten ſich die Leidenſchaften wohlgefällig (μεϑ' ἡδονης) läutern. Auch die harten Begriffe vom Schickſal, das verhaßte Geſchlechter unerbittlich bis zum letzten Umſturz verfolge, von Rachgöttinnen u. ſ. waren zur Zeit der blühenden Bühne ſehr gemildert; als entfernte Donner hörte man ſie jetzt, feierlich-tönend, aber unſchädlich. —

Brächte man uns nun das alte rohe Schickſal, die Menſchenopfer, die Erinnyen,

die Mutter- und Sohnsmorde unverſtändig wieder; Atreus kochte ſein blutiges Gericht, Kalchas, Klytemneſtra, Oreſt u. ſ. verübten die gräuelhafteſten Morde; oder man lobte gar das Tyrannenleben; „wie herrlich es doch ſey, willkührlich gebieten zu können; reich zu ſeyn, prächtig zu ſchmauſen;" vorſchmeckend, ſchmeichelnd lüſtete man nach dieſen Mahlen und prieſe dieſe Tyrannenſchmeichelei an. Gefällig führte man einen königlichen Vater auf, der ſeinem gefundnen Sohn, einen reinen heiligen Jon, ſogleich den Königsrath gäbe: „Junge, jetzt biſt Du ein Prinz; verzeihen mußt Du nicht mehr, ſondern rächen, verfolgen, ſchmauſen und ſ." und dieß alles nicht den verderbten Stand zu charakteriſiren, ſondern in dumpfer Einfalt; wahrlich, eine treffliche Reinigung der Geſinnungen und Leidenſchaften, dem Zweck der griechiſchen Bühne gerade zuwider, eben ſo niedrig als verderblich.

5) Die

5) Die griechiſchen Sitten ſind nicht die unſre, zumal im Verhältniß der Geſchlechter gegen einander. Sophokles brachte nach ſeiner bekannten Antwort über Euripides, *) Weiber aufs Theater, wie ſie ſeyn ſollten, Euripides, wie ſie waren. Seyn aber oder nicht ſeyn; Weiber in einem gewiſſen Grad von Verſunkenheit, mit ſolchen und ſolchen Flecken bedeckt, ſolche und ſolche Gräuel verübend, wollen wir nicht auf dem tragiſchen Theater; wir wollen das ſchwache Geſchlecht in einer Häßlichkeit von Entſchlüſſen oder Erinnerungen nicht ſehen, die uns alles Mitgefühl raubet. Brächte man uns nun Giftmiſcherinnen, Rachſüchtig-Tolle, Entehrte u. ſ. vor Augen, dieſe dazu mit einer eckeln Nachſchmeckerei gepflogner Wohllüſte, und ſagte mit freier Stirn: „das ſind griechiſche Weiber!“ Ohn alle Schonung, deren Euri-

*) Αυτος μεν εφη ποιειν (γυναικας) ὁιας δει, Ευριπιδης δε, ὁιαι εισιν.

Euripides ſelbſt ſich nicht entbrechen konnte, ſtellte er einen Sohn der Mutter gegenüber, die ihm Gift ſandte, und die jetzt ſein Bogen treffen ſoll; kein Grieche würde dergleichen Auftritte dulden. Ueberhaupt kann ein Ungeſchmack, der, ſtatt ſie zu reinigen, Grundſätze und Gefühl verdirbt, mit welchem Namen man ihn auch falſch-ehrend belege, bei ehrbaren Menſchen beiderlei Geſchlechts nichts bewirken, als den alten Mönchsausſpruch: „Iſt das Griechiſch? So wirds nicht geleſen! *)“ Bewirke es ihn bald bei dieſem neuen, unwiſſend- und frechtaumelnden Gräcismus!

„Aus Leidenſchaften wird die Tugend gebohren, ſagt Archytas; wiederum beſtehet ſie auch mit ihnen, wie eine wohlklingende Modulation aus ſcharfen und tiefen Tönen, wie ein geſundes Temperament aus Hitze und Kälte, wie das Gleichgewicht aus dem Schwe-

*) Graeca ſunt, non leguntur.

Schweren und Leichten. Man muß alſo nicht Leidenſchaften aus der Seele ausrotten wollen! dieß wäre auch nicht nützlich; harmoniſch zuordnen muß man ſie dem Verhältniß deſſen, was ſich gebührt, dem Mittelmaaße.“

Den meiſten Neuern, ſcheint es, iſt dieſe Waage entrückt, dieſer Maaßſtab verſchwunden; ſie dichten, um Leidenſchaften zu empören oder gar zu verunreinigen, nicht aber ſie zu läutern und dieſe Läuterung zu vollenden. Wie hoch ſteht ein Drama, das in der kleinſten und größeſten Gemüthsbewegung dieſen hohen, feſten Punkt erreichet. Höchſt befriedigt gehen wir aus demſelben; wir fühlen, wie nach einer vollkommenen Muſik, in unſrer Bruſt weiſe Stimmung, thätige Ruhe, Vollendung.

Adraſtea IV. S. 386 ff. und IX. S. 97 ff.

Den Griechen fehlte es nicht an ſinnreichen Sprüchen, Lehren, Maximen; von den Sprüchen ihrer ſogenannten Weiſen an, ging

ihre elegiſche und lyriſche Dichtkunſt beinahe davon aus, und je mehr ſich das Drama verfeinerte, deſto reicher wards an ſcharfſinnigen und moraliſchen Sentenzen, wie die Schauſpiele des Euripides und die Reſte der jüngern Komödie zeigen.

Adraſtea III. S. 50.

20) Ich kenne keine, ich ſage mit Fleiß keine Ode in Pindar, die zu ihrem Charakter hätte, aus einer gerührten, erregten, ſehr erregten Seele zu entſpringen. Als einen hohen, erhabenen, fliegenden Geiſt, der, nach ſeinem eignen Bilde, die höchſte Blüthe jeder poetiſchen Schönheit bricht, kenne ich meinen alten Pindar wohl; aber eine erregte, ſehr erregte Seele, die dieſes erregten Zuſtandes wegen auf Digreſſionen ausſchweift? —

Krit. Wälder II. S. 239.

Wer Pindars Geſänge blos aus der Ueberſchrift: Ολυμπιονικαι u. ſ. anſieht, der

kann

kann Pindar herzlich beklagen, daß er über ſolch eine Kleinigkeit ſo viel habe leiern können. Wer aber die griechiſchen Zeiten, und das National- und Stadt- und Familien- und Perſonal-Intereſſe der griechiſchen Spiele und Sieger kennet, der wird jede Pindariſche Ode für nichts, als wofür ſie Pindar giebt, für ein Individualſtück halten; ein ειδος ſeines Siegers, ein Bild deſſelben nach griechiſchen Begriffen halten. — Wer das ganze Pindariſche Geſanggeſchäft für ein poetiſches Exercitium hält, eine abgedroſchene Materie, einen Spielkampf, einen Wettlauf, ein Ballſchlagen — neu ausgeziert, ſchön variirt, prächtig amplificirt in Verſe zu bringen, der —

Ebendaſ. S. 240.

Wenn man den unpindariſchen Begriff verbannt, als habe der Dichter Lobgedichte auf eine Perſon, blos wegen eines Sieges und weiter nichts, machen wollen, wie h. z. T. Todten- und Hochzeitgedichte verfertigt

werden: wenn man ſich in die griechiſchen Zeiten zurückſetzt, da der Sieger eine öffentliche Perſon Griechenlands, und der Sänger ein Sänger fürs Vaterland, und ein Lehrer der Könige war: ſo tritt jede Ode und beſonders auch die vierte pythiſche mit allen ihren ſogenannten Ausſchweifungen in herrliches Licht.

Ein pythiſcher Sieg war's: ein delphiſcher Geſang ſollt' es werden, und was alſo angemeßner, als die Stimme: aus Delphis, o Arkeſilaus, haben deine Vorfahren und dein Ahnherr Battus Cyrene empfangen: der pythiſche Apollo hat es euch gegeben. Der ganze erſte Theil der Ode in aller Feier des göttlichen, des weiſſagenden Urſprungs iſt prächtig, hat Perſonal-Intereſſe: denn Arkeſilaus, der aus ſeinem Königreiche vertrieben geweſen, tritt eben damit in den Glanz ſeines rechtmäßigen Urſprungs, hat Familien-Intereſſe: denn wie viel galt bei den Griechen das Anſehen großer Väter! und

wie viel mußte bei einem herabgekommenen, abgetheilten Battiaden der Ruhm ſeines Urvaters, des göttlichen Battus, gelten! — iſt ort- und zeitmäßig: denn der pythiſche apollinariſche Geſang, wovon konnte er würdiger, als von ſolchen Wohlthaten des Apollo, reden? Mit Pracht alſo ſchließt Pindar dieſen Theil der Ode, und ſtellt ſeinen Arkeſilaus als einen vom Apollo ernannten und zum zweitenmale jezt beſtätigten König von Cyrene im Schmuck des pythiſchen Sieges dar.

Pindar bekommt Luſt, die Geſchichte der Argonauten und des güldnen Vließes einzuweben. Dieſe Geſchichte der Argonauten iſt der Situation der Ode nicht fremd. *) Von den Argo-

*) Pindar lebte in einem Zeitalter, da die Traditionen der heroiſchen Mythologie, auf welchen meiſtens der heruntergeerbte Vorzug im Urſprunge der Städte, der Geſchlechter, der Königreiche, dieſes ſang, beruhte, ſchon halb ins Licht hiſtoriſcher Urkunden treten ſollten: und da ihn alſo die Muſe zum National- und Patronymiſchen Sänger griechiſcher

Argonauten ſtammte das Geſchlecht des Arke-ſilaus ab: und nach griechiſcher Denkart, auf welche Ahnen läßt ſich herrlicher kommen, als auf die Argonauten? Die Einnahme, das Anrecht der Battiaden auf Cyrene war aus dem Schooß der Argonautiſchen Geſchichte ge-nommen: ſie war ein Zweig mitten aus der Verwickelung dieſer Abentheuer hinausgeriſ-ſen — wo iſt er in ſeiner Generation beſſer zu erkennen, als wenn er wieder mitten in die Verwickelung zurückgepflanzet, lebendig da-ſteht. Die Vorfälle ſowohl des Zweiges, der Theräer, als des Stammes, der Argonau-ten und Jaſons inſonderheit, rührten vom pythiſchen Apollo her: wo ſchallten ſie würdi-ger, als am Feſte ſeines Tempels? Die Epi-ſode wird ja auch nicht anders, als pythiſch, als

chiſcher Geſchlechter und Perſonen ſandte, ſo hatte er auch das Geſchäft, den Reſt ſolcher heroiſchen Urkunden zu retten, und mit der Weisheit zu er-klären, die ſein Zeitalter forderte, und deren er ſich in ſeinen Geſängen rühmt.

als apollinariſch, eingelenkt und erzählt: und endlich, der ganze Zweck, die verflochtene Veranlaſſung der Ode in dieſem Zuſtande von Cyrene und Arkeſilaus macht alles nothwendig. Arkeſilaus war, ſeines Ungehorſams wegen gegen die Einrichtungen des Orakels, vertrieben geweſen: er fragte den Apollo, und der gab ihm, dem achten Battiaden, nur einen ſehr eingeſchränkten Troſt, aber dabei deſto ſchärfere Ermahnungen. Arkeſilaus nach ſeiner Wiedererſtattung blieb ihnen nicht treu: das Vaterland und alle Unordnungen ſeiner Regierung klagten: wer war der Erfüllung des drohenden Orakels, ſeinem Verderben und dem Untergange ſeines Stammes näher, als der dem Apollo ungehorſame, unweiſe Arkeſilaus? Hier ward der pythiſche Sänger ein Lehrer des Königs im Namen ſeines Gottes: er legt ſeinen ganzen Geſang ſchon von ferne auf dieſe erhabene Pflicht an: er predigt ihm die Wohlthaten, die Apollo um ſeine Väter, und die Lehnsherrſchaft, die er über Cyrene habe:

hiezu

hiezu und zu nichts weiter läßt er die Stimme der alten Weiſſagung und die Geſchichte der Argonauten und Battiaden reden: hiezu lenkt er bei dem Vorbilde der Weisheit des Oedipus zurück, und giebt dem Könige im erhabenſten Tone die beſten Weisheitslehren zur Gelindigkeit und Weisheit, ſein Volk zu regieren. Hiezu nimmt er zuletzt für den unſchuldig vertriebenen, klugen, aufrichtigen, vom Vaterlande bedauerten Demophiles das Wort, und kommt, da er für dieſen im Namen ſo vieler ſpricht, dem Herzen des Königs am nächſten. — Ein weiſer Geſang! nichts iſt in ihm unnütz; nichts da, um Strophen auszufüllen; nichts da, um doch bei einem ſo unfruchtbaren Thema etwas zu ſagen; nichts da, um pindariſch zu raſen — nein! ein ſo individueller, griechiſcher und cyreneiſcher Geſang, ſo ganz für Arkeſilaus geſungen, ſo weiſe darauf angelegt, was ihm geſagt werden ſollte; ſo pythiſch, ſo pindariſch, daß u. ſ.

Krit. Wälder III. S. 129 ff.

Pin-

Pindar,
ein Bote der Götter, Ausleger alter Geſchichten.

Dem Pindar iſt im vergangenen Jahrhundert viel Ehre wiederfahren; ſeine zerſtreueten Stücke ſind aufgeſucht; er iſt mehrmals gedruckt, vielfach erläutert und commentirt, überſetzt, nachgeahmt worden. Als Ueberſetzer haben Steinbrüchel, Damm, Gedike u. a. zumal für uns Deutſche wirkliches Verdienſt; als Herausgeber, Sammler, Erläuterer ſind Heyne, Schneider, Hermann u. ſ. bekannte Ehrenwerthe Namen. — Hier tritt Pindar zu keinem andern Zwecke hervor, als ſofern er, ein heiliger Bote der Griechen, die Sagen ſeines Volks auslegt und anwendet.

Daß er dieß thue, weiß jeder, der Einige ſeiner Geſänge geleſen: und wiewohl Einigen der Gedanke nur als Entſchuldigung gelten wollen, daß aus Armuth der Materie bei ſeinen Kampfſpielen und der Perſon ſeines

Siegers der Dichter in dieſen alten Loostopf der Mythologie gegriffen, und dieß oder jenes daraus gezogen: ſo lehrt doch die klärere Anſicht der griechiſchen Stämme, Familien, Staaten, ja der geſammleten Religion und Dichtkunſt dieſes Volks, daß der Grund hievon tiefer lag. Außer der Mythologie, was ſollte der Dichter ſingen? Aus Sagen ging ja die ganze Geſchichte Griechenlands, in Stämmen, Familien, Städten und Staaten, Erfindungen und Einrichtungen, mithin alles Lob- und Ruhmwerthe, dem der Dichter vergleichen, von dem er ableiten konnte, hervor. Nehmt ihm Götter und Helden der Vorzeit, ſo nehmt ihr ihm den Sternenreichen Aether, und gebt ihm dagegen eine unendliche Tiefe, ein unerſehbares Nichts. Olympiſche, Nemeiſche, Pythiſche, Iſthmiſche Spiele, Sieger aus mythiſchen Gegenden und Geſchlechtern, in jener Sagenreichen Zeit, ſich ohne glorreiche Sagen beſungen und verehrt denken, hieße ſie ohne griechiſche Zungen ſingen

und

und preiſen. Wie aber dieſer Preis geſchah, wie jene Sagen angezogen und genutzt wurden, das iſt die Frage.

Die Antwort darauf iſt eben ſo verſtändig, als Ruhmvoll, eben ſo edel, als weiſe. Rohe Mythen werden milde ausgelegt, entweder verfeint oder entſchuldigt. In ſanfteren Zügen, in einer höheren Sprache, oft der Götter und Helden ſelbſt, treten ſie vor, oft ganz verändert; oder ein Epiphonema hebt, rûndet und ſchließt ſie, der Geſchichte des Siegers und ſeinem Geſchlecht Ruhmvoll. Bei den meiſten Oden wiſſen wir dieſen Zuſammenhang; bei andern dürfen wir ihn ſicher vorausſetzen oder ahnen; Allenthalben iſt der Bote der Götter hörbar, der unter dem Klange der Saiten alte Stammes- und Volksſagen berichtigt, lehrreich macht, anwendet und wendet. Schiene auch uns die daraus gezogene Lehre gemein; für uns ſang Pindar nicht; unſer war nicht jene Sage. Und doch,

wie

wie ſelten iſt ſie gemein, wie weiß Pindar ſeine Lehren zu heben, zu veredeln. Wenn Horaz Lebensweisheit ſingt, ſo ſingt Er Ehre und Pflicht, Lob und Ruhm, ſchwere und eben dadurch ſeltne, hohe, ewige Tugend, der er als letztes Ziel allenthalben nur Mäßigung, Maaß der Begierden und Kräfte, ja der Glückſeligkeit ſelbſt vorhält.

Prieſter der Adraſtea! lehrender Bote der Götter, Pindar, wie erquicken deine Geſänge! wie ermuntern und erheben ſie den Jüngling! Entriſſen fühlt er ſich in Dir ſeiner Namenloſen, trägen Zeit, ſeinem Götter- und Heldenleeren Stamm entriſſen, unter Jünglinge verſetzt, die ein Vaterland, die Gefühl der Ehre hatten, die auf der Bahn eines großen, ja göttlichen Ruhms nach dem Muſter großer Vorbilder oder Vorfahren, Körper und Geiſt Tonmäßig zuſammen übten. In Dir ſieht er ihre ſchönen Glieder, hört ihre hohen Geſinnungen von Dir, edler Herold,

die

die Du ihm, bald aus einem güldnen Becher voll ſtärkenden Weins, bald als eine heilſame, obgleich bittere Arznei darreicheſt. Dem Müden wird deine Lehre ein erquickendes Bad, da er in deinen Geſchichten zwiſchen Bildſäulen und Bildern wie in einem Königspalaſt wohnet. Und am Ende der Laufbahn ſtehn immer Herkules Säulen mit der Aufſchrift: „bis hieher! ſtrebe nicht weiter!“ Ungemein fern ſind die von Pindars wahrem Geiſt und ſeiner tiefern Einſicht, die ihn, nachahmend oder erklärend, für einen unbeſonnenen Stürmer, für einen trunkenen tollen Schwärmer halten. Sein Gang iſt ſo feſt und kühn, der Plan ſeiner Oden iſt, Gebäuden gleich, ſo tief und groß angelegt, ſeine Bilder ſind ſo erleſen, die Pfeile ſeines Geſanges treffen ſo kühn, daß, wie ſchon Horaz aus eigner Erfahrung meldet, dieſem Dädalus nachzufliegen ein Wagſtück ſeyn möchte. Ihn hebt und treibt Himmelsluft, und in ihr ſein eigner, nicht ſtürmiſcher, aber ſtarker und erhabner Geiſt.

Geiſt. Gegen ihn iſt Horaz in ſeinen meiſten und beſten Stücken ein fröhlicher Geſellſchafter, ein ſanfter, gefälliger Hausfreund, in andern ein wohlwollender Römer, Freund ſeines Vaterlandes, Rathgeber zum Frieden, Lehrer der Weisheit und Harmonie eines mäßigen ſtillen Lebens. Er that, was ſeine Zeit von ihm forderte und ſein Genius zuließ. Pindar, als ein Held des Geſanges, weckt und führt zum Ruhm, er ſinget Griechen, die von Göttern und Helden entſproßt waren, er bildet und ſchafft Helden. Bildnerei, Eido- und Eidolopöie möchte man ſeine lyriſche Gattung nennen, wie er denn auch ſeine Geſänge ſelbſt mit lebendigen redenden Bildſäulen vergleichet.

Nach dem, was geſchehen iſt, erwartet im angetretenen Jahrhundert Den noch ein ſchöner Kranz, der unſrer Sprache eine ächte rhythmiſche Ueberſetzung Pindars ſchenket. Eine rhythmiſche: denn bei einem muſikaliſchen Dichter erreicht die beſte poetiſche Proſe

den

den Accent und Gang ſeines Geſanges nicht; ſie ſchwebt in einer andern Region und ſpricht wie in einer andern Tonleiter. Rhythmiſchen Gang und Accent fodert Pindar; dagegen aber nicht, daß man ſich, dem Geiſt unſrer Sprache zuwider, ſeinen Strophen und Metern, ſeinen Sylben- und Versarten ſklaviſch anſchmiege. Für Pindars Sprache und Muſik eingerichtet, faßt ſie unſer Ohr mühſam, behält ſie kaum, und in unſrer Sprache ſie zwanglos auszudrücken, iſt faſt unmöglich.

In einem höheren Sinn leuchtet Pindar allen lyriſchen Dichtern vor, als Bote der Götter, Bildner der Jugend, Ausleger der Geſchichte und Sagen. Ohne Dichtkunſt liegen dieſe wie todte Steine Deukalions und der Pyrrha da; der lyriſche Dichter erhebt ſie, wirft ſie, und ſiehe, ſie leben. Ein Odenmacher, der, in den engen Kreis der Gegenwart eingeſchloſſen, blos lobt, tadelt, oder zum Genuß reizet, bleibt ein Dichter des

Moments, wird von der fortrückenden Zeit bald vergeſſen oder beſtehet vor ihr mit Schande. Der lyriſche Dichter, der rückwärts und vor ſich hinaus blickt, der die Vergangenheit und Zukunft in ſeinem Herzen trägt, geſandt vom Himmel, erhebt er das menſchliche Gemüth und wird ein Ausleger, ja ein Schöpfer der Zeiten. Wie wir im göttlich-heroiſchen Pindar mit Göttern und Heroen wandeln, wie, wenn der furchtſamere Horaz uns, in das Alterthum rückführend, wie die tollen Kriege der Rieſen, die Zwiſte der Centauren anſchaun, und dagegen die Stimme der Juno, des Regulus hören läßt, wir alte Römer werden: ſo, wenn in unſerm Uz der römiſche und altdeutſche Patriot, oder Plato, Sokrates ſpricht, und wir in Balde, Rhingulph, in Cowlei, Collins u. a. die Vorbilder älterer Tage anſehn; unſer Geiſt rafft ſich auf; der Dichter wird uns, oft mit wenigen Worten, ein Ausleger, ein Anwender der Zeiten. Sende uns, nachdem der

the-

thebaniſche Sänger ſanft im Tempel entſchlief, die Muſe ſolche Exegeten der Geſchichte und die müſſig gewordne lyriſche Poeſie wird wieder geheiligt.

Adraſtea XI. S. 29—35.

21) M. vgl. was oben über Plato's Styl geſagt wurde.

22) S. die Fragmente zu Eingang 1, über das Studium der klaſſiſchen Schriftſteller, wo das hier Geſagte ſo nachdrücklich wiederholt und eingeſchärft wird.

Als Zugabe ſtehe hier die frühere Geſchichte der lyriſchen Kunſt bei den Griechen, die Geſchichte und der Inhalt der griechiſchen Anthologie, und ein kurzer Umriß zur Geſchichte des griechiſchen Romans.

Geſchichte der lyriſchen Poeſie.

Werfen wir ein Auge auf den Fortgang der lyriſchen Kunſt bei den Griechen; ſo zeigt uns dieſer drei Perioden.

I. Als eigentliche lyriſche Weiſen noch nicht erfunden waren, gebrauchte man den Hexameter, den ich nach ſeinen Hauptgeſtalten das Orphiſche und Homeriſche Sylbenmaaß nennen möchte. Eine prächtige, vielumfaſſende Geſangweiſe; ſie vereinigt Umfang, Fülle, Verſchiedenheit und Anmuth. Kein Gegenſtand iſt ihren Tönen zu hoch, keine Lebenswahrheit zu tief und gemein; mit großer Einfalt, bei einem immer wiederkehrenden Ausgange, gibt ſie jedem Bilde das rechte Maas, und iſt gleichſam eine gemeſſene Area des Rhythmus. Ueber ſie hinaus reicht nicht leicht das Ohr ohne Verwirrung; in ihr unterſcheidet es jeden veränderten Tritt des Tanzes der Sylben.

In Hexametern alſo wurden die erſten Hymnen geſungen; dieſe mochten Naturgegenſtände, oder die Geſchichte und Thaten der Götter verkünden. Dem Hymnus blieb der Hexameter auch vorzüglich eigen, ein heiliger

Chor=

Chortanz, der ſich langſam um die Altäre bewegte.

Indeſſen enthielt er in ſeinen verſchiednen Regionen ſchon den Samen der ſchönſten Melodieen der Lyra, die ohne ihn ſo abwechſelnd und wohlklingend nicht entſtanden wären. Viele ſpätere Geſangweiſen behielten ihn ſogar noch als den Choranführer bei, und ließen ihm kleinere Verſe nur folgen. Sein Strom iſt der Vater aller lyriſchen Bäche und Ströme, die wir zuletzt als verſchlungene Mäander erblicken werden. Heil dem Manne, der dem Ohr dieſen prächtigen Ambitus erfand! war er Orpheus, ſo verdiente er, daß ihm die Bäume folgten.

Wie die Natur ein doppeltes Geſchlecht liebet; ſo führte man dieſem Heldenmanne mit der Zeit eine Heldenjungfrau, den Pentameter zu; ihm gleichſam entnommen, und mit ausgezeichneterm Tanz in leichterer Grazie ihm zugehörig. Der ernſte Anklang dieſes

ſes Sylbenmaaßes, in der Mitte ſein unerwarteter Stillſtand, und dann in einem beſtimmtern Schwunge ſein angenehmer Ausgang nähern ihn ſchon dem lyriſchen Fluge. Denn indem er die majeſtätiſche Breite des Hexameters verengt und dem Ohr auffallender umſchränket, auch einen Schluß hinter ſich liebet; ſo entſteht zwiſchen ihm und dem heroiſchen Verſe gleichſam eine Art Ehe, in welcher ſich Hoheit und Milde, Pracht und Gefälligkeit, in Empfindungen gleichſam Freude und Leid paaren. In ſolchen Sylbenmaaßen ſangen Callinus und Tyrtäus ſogar Schlacht- und Kriegsgeſänge. Sie munterten zur Tapferkeit, zur Liebe des Ruhmes, zum Leben und zum Tode fürs Vaterland anzdringend auf; nicht im Pauken- und Trompetenſchall, ſondern von Flöten begleitet, in heroiſch-ſanftem, elegiſchem Tone.

Der Joniſche Mimnermus ſtimmte die Helden-Elegie zu weicheren Klagen hinunter. Er beſang die kurze Dauer der Jugend,

der

der Freude, der Roſe des menſchlichen Lebens; ſeine Geſänge athmen eine zarte Empfindung, und ſind unter andern auch dem Horaz ſehr lieb geweſen. Solon ſchritt auf ſeiner Bahn lehrender fort; und ſo entſtand hinter dem Epiſchen Hymnus die Elegie, die der Flöte zugehörte, mithin zuletzt ſanfte Klage oder belehrenden Unterricht ſich zum Eigenthum machte. In der letzten Gattung haben wir unter Theognis Namen eine beträchtliche Sammlung der ſchönſten Sinnſprüche, bei denen man natürlicher Weiſe keinen lyriſchen Flug erwartet.

Die erſte Periode alſo, die ich die epiſchelegiſche nennen möchte, war eine Vorbereitung zur eigentlichen lyriſchen Gattung, deren Stelle ſie damals ſchön vertrat.

In dieſer Periode that ſich ein kühner Sänger, Archilochus mit wüthenden Jamben hervor, und machte einen neuen großen Schritt zur lyriſchen Dichtkunſt. Sein

Jam-

Jambus, der in ſpätern Zeiten nicht blos auf dem Theater, ſondern auch in lyriſchen Geſängen auftrat, dringt wie ein Kriegsheer vor, das kurze Schwert in der Hand; mit jedem verdoppelten Schritt fürchterlicher, unaufhaltſam. Dieſe Gattung iſt die ſchärfſte Wurzel der lyriſchen Dichtung; vortrefflich gegen die Fäule, vielleicht auch geſund; ſie muß aber mit weiſer Behutſamkeit gebraucht werden.

Da nun Archilochus mit dem Dreitakt auch die geſchwindern Uebergänge aus Einem in den andern Rhythmus erfand, woraus die Epoden von ſelbſt folgten; da er ſeine lebendigen Jamben nicht nur in bloßer Declamation von der Lyra begleiten ließ, ſondern ſie Theilweiſe auch lyriſch machte, mithin Sprache und Muſik in größter Biegſamkeit zuſammenfügte, ſo konnte nach ſolchen Vorſchriften, zu welchen mehrere Tonkünſtler, die damals auch Dichter waren, mithalfen, bald

eine zweite Periode der lyriſchen Kunſt entſtehen, die ich ihrer Urheber wegen, die Lesbiſche Kunſt nennen möchte.

II. Auf Lesbus nämlich, nahe dem glücklichen Jonien, wo ſo viele epiſche und andre Dichter geſungen hatten, blühte Terpander auf, der die Lyra mit drei Saiten vermehrte, und ihr, wie es ſcheint, eine Schule ſtiftete. Des Lesbier Arions Name iſt in der Fabel berühmt; Alcäus, Sappho, und ihre Freundin Erinna erfanden oder bearbeiteten Geſangweiſen, die der eigentlichen Ode gleichſam Flügel ertheilt haben, und ihre ewigen, ſüßen Vorbilder worden ſind. Den Römern ging es, wie es uns geht; ſie konnten ſich in die Verwickelten Geſänge des Chors der Griechen, Pindars oder gar der Dithyramben entweder nicht finden, oder ſie nur mit Mühe nachahmen. Aber die lesbiſchen Geſänge Alcäus, der Sappho, und ihrer Genoſſen bequemten ſich ihrer, bequemten ſich unſrer Sprache. Jedes dieſer

Syl-

Sylbenmaaße iſt mit einem eignen Character bezeichnet; alle aber beeifern ſich dahin, daß ſie Stärke und Milde, Schwung und Senkung, Auf- und Abſpannung der Töne angenehm miſchen und damit der lyriſchen Strophe gleichſam einen Kranz flechten. Daß z. B. keine Strophe der andern gleich iſt, daß in jeder die Cadenz, der Abſchnitt und Periodenbau wechſelt, daß Strophe in Strophe angenehm hinüberläuft, und ſich damit die einzelnen lyriſchen Kränze ſelbſt in einander winden, daß jede Gattung der Gegenſtände und des Affects ihr Metrum bis auf die Wahl und Stellung der Worte, im Maaße der Bilder und Sylben, in Abſchnitten und Ruhepunkten mit einem eignen Geiſte belebet; dieſe und andre Schönheiten des Ausdrucks wird ſich das feiner gebildete Ohr bei dieſen Silbenmaaßen ſelbſt ſagen. Die griechiſchen Grammatiker ſind in Entwicklung derſelben oft ſo fein, daß unſer vielleicht härtrer Sinn, der von Kindheit auf an eine

andre

andre Sprache gewöhnt, und des lebendigen Vortrages jener alten Geſänge unkundig iſt, ſie zu begreifen oft Mühe hat, und, was ſie mit Entzückung bemerken, hie und da kaum wahrnimmt.

Außer dem Angeführten halfen insonderheit drei Dinge bei den Griechen der lyriſchen Kunſt auf: der Wechſelgeſang, die Skolien und Wettkämpfe der lyriſchen Muſe.

Der Wechſelgeſang (er tönte zwiſchen Hirten auf dem Felde, oder zwiſchen Chören am Altar), liebt wiederholte Amöbäiſche Verſe. Ein Hirt muntert den andern, Ein Chor ruft das andre auf; ſo kommt ein gegebenes Thema, ſo kommen angenehme An- oder Ausklänge wieder. Der lange Gang des Hexameters wird unterbrochen; der Geſang antwortet dem mit ihm ſtreitenden Echo, und nähert ſich dadurch der Strophe.

Die Skolien oder überhaupt die Lieder der Griechen, die ſie nicht etwa nur beim

Wein

Wein und der Tafel, ſondern auch bei andern Gelegenheiten, faſt bei jedem Geſchäft des Lebens ſangen, trugen zur höheren lyriſchen Poeſie noch mehr bei. Aus angenehmen, kurzen Cadenzen entſproſſen (deren jede Nation nach Art ihrer Sprache und Sitten einige hat), konnten unter dem Griechiſchen, inſonderheit Joniſchen Himmel, und bei der Lebensweiſe dieſer freien, frölichen, leichten Menſchen ſie nicht anders als frölich ertönen. So halte ich z. B. das Anakreontiſche Sylbenmaas für Eine vielleicht der älteſten griechiſchen Lieblingsweiſen, ob ihm gleich ein ſpäterer Dichter, der in ihm am glücklichſten ſang, den Namen gab. Es hat bei ſeiner lieblichen Einfalt ein ſo ſchönes Maas, ſowohl zu Aufſtellung eines Bildes, als zum Ausdruck einer leichten, frölichen Empfindung, ſelbſt wenn dieſe auf Witz und Scherz hinausgeht, daß ich es einen Veilchenkranz der Lyra, die Joniſche Blume des Geſanges nennen möchte. Der Naivetät des Tejiſchen Grei-

Greiſes, Munterkeit und Einfalt iſt ſein Charakter. — Aber die griechiſche Skolie blieb nicht bei dieſer ſpielenden Jugendeinfalt; auch in Sylbenmaaßen wand ſie reichere Kränze, weil ſie in Empfindungen zu reichern Gegenſtänden aufſtieg. Denn was beſangen die Griechen in ihren Skolien nicht? Götter und Helden, Freiheit und Freundſchaft, Tugend und Vaterland, Genuß des Lebens, ſo wie Aufopferung, Beruf, Pflicht; Pflicht und Würde in allen einzelnen Berufsarten und Ständen. — Götter und Helden wurden geprieſen; der Freund geliebt, getröſtet, ermuntert; der Feind gehaßt, der Tyrann verfolget. Da ſehe ich z. B. jenen Jüngling, Kalliſtratus, den Myrthenzweig (das gewöhnliche an der Tafel umhergehende Zeichen des Sängers) ergreifen; und welche Anwendung macht er von dieſem Zweige?

In die Myrthe will ich mein Schwert
verbergen,

Wie Armodius und Ariſtogiton,
Die den Tyrannen niederſtürzten,
Und Athen die Geſetzesgleichheit ſchenk-
ten u. ſ.

In einem Volk, wo dergleichen Lieder Tafel-Impromptus waren, konnte wohl ein Inſulaner, Alcäus, aufſtehen, und die Schlachten, die verjagten Tyrannen, in vollen Tönen ſingen. Unter einem Volk, wo die Liebe öffentlich verehrt ward, durfte auch Sappho die Glut ihres Herzens der Lyra ſchenken.

III. Mit den öffentlichen Wettkämpfen gelangten wir zur dritten Periode der lyriſchen Kunſt, von der wir künftig reden werden. *)

Geſchichte und Inhalt der griechiſchen Anthologie.

Anderthalb hundert Jahr vor Chriſti Geburt ſammlete ein Aſiatiſcher Grieche, Me-

*) Leider! haben wir dieß Verſprechen nicht erfüllt erhalten.

leager von Tyrus einen Kranz von Blumen, d. i. von den niedlichſten kleinen Gedichten ſeiner Sprache. Daß er ihn mit Wahl geſammlet habe, zeigen theils die Namen der Dichter und Dichterinnen, aus denen er zuſammenlas, theils der zärtliche und feine Geſchmack, der in ſeinen eigenen Gedichten herrſchet. Wenn man in der Zuſchrift ſeines Blumenkranzes an ſeinen Freund Diokles die vier und vierzig Namen lieſet, deren Blüthen er brach, wenn man die Liebhaberei des Sammlers betrachtet, wie er die Art eines Jeden mit einer Blume vergleicht und wie eine Bühne umher fliegt, das Süßeſte aus allen zu koſten; und nun höret; „dieſer Satz ſey nicht mehr da! er ſey wahrſcheinlich auf immer verlohren, ſo daß wir eine Reihe von Dichtern nur aus eben dieſem Namenverzeichniß kennen; Dichter, die doch neben einer Sappho und Erinna, neben Anakreon, Plato, Alcäus, Simonides, Archilochus, Bacchylides, Theokrit u. a.

ſtehen

ſtehen konnten, deren größter Theil uns abermals nur aus einigen kleinen Bruchſtücken bekannt iſt“ — nimmt man dieſe Umſtände zuſammen und überdenkt, daß nur Einmahl Griechen in unſrer Welt lebten; wer wollte nicht der Korona des Meleagers einen bedauernden Seufzer ſchenken?

Hundert und funfzig Jahr nachher fing Philippus aus Theſſalonich an, einen ähnlichen Fleiß auf die Dichter zu wenden, die nach Meleager geblühet hatten. Die Namen einiger derſelben, von denen noch Stücke zu uns kommen, laſſen uns abermals den Verluſt der andern bedauern; um ſo mehr, da Meleager und Philippus auch Blumen ungenannter Dichter laſen, und wir alſo an beiden mehr verlohren haben, als ſelbſt ihr Namenverzeichniß ſaget. Wahrſcheinlich hatten ſie Alles aufbehalten, was ihnen an kleinen Gedichten der Aufmerkſamkeit eines guten Geſchmacks werth ſchien.

Aber das Schickſal! Es richtete Anthologie gerade durch Anthologie zu Grunde. In der barbariſchen Zeit Juſtinians lebte Agathias ein dritter Sammler. In ſieben Büchern brachte er ſeine und anderer Dichter Gedichte zuſammen, die ſpäter als Philippus, folglich ſeiner Zeit und ihrem Geſchmack näher waren; was anders konnte erfolgen, als daß dieſe ſchlechtere Sammlung, deren Gegenſtände und Vorſtellungsart im Kreiſe des Jahrhunderts lagen, mit der Zeit die beſſere ältere Reliquie in Vergeſſenheit brachte? Beide Sammlungen, Meleagers und Philippus würden vielleicht ganz untergegangen ſeyn, wenn nicht ein neuer Sammler wenigſtens Reſte von ihnen gerettet hätte.

Conſtantinus Kephalas im zehnten Jahrhundert war dieſer vierte Sammler. Er hatte die Arbeiten ſeiner dreyen Vorgänger noch vor ſich und — wählte. Wie er gewählt? wollen wir nicht entſcheiden, und

ihm

ihm Dank wiſſen, daß er nur Das und So viel gerettet hat, als wir haben. Freilich war Ers, der durch eine Anthologie aus Anthologien am meiſten beytrug, dieſe zu vernichten: denn ſein Vorgänger Agathias hatte doch wenigſtens die Kränze ſeiner Vorfahren nicht aufgelöſet und geplündert. Genug aber! auch ſeine Sammlung war uns beinah noch zu fern und kam erſt durch den Dienſt eines fünften Sammlers, wenigſtens einem Theil nach, in unſre Hände.

Im vierzehnten Jahrhundert nämlich gab Planudes der Anthologie des Kephalas eine neue Geſtalt: er lies aus, er theilte ein, er ſetzte zwiſchen, wie es ihm beliebte; und dieſe Planudiſche Compilation, die in den Händen der Zeit war, ward die erſte, die den Druck erlebte. Ein einziges Exemplar der Anthologie des Kephalas hatte ſich in die Heidelbergiſche Bibliothek gerettet, und fiel glücklicher Weiſe, noch ehe dieſer

Schatz nach Rom ging, dem Salmaſius in die Hände. Er nahm davon Abſchrift: ſeine Abſchrift vervielfältigte ſich: man trug zu ihr allmählich hinzu, was man von einzelnen Stücken ſonſt entdeckte: man verſprach, ſie herauszugeben, man theilte einzelne Epigramme mit; bis endlich der, der es mit der wenigſten Bequemlichkeit thun konnte, am erſten zur That ſchritt, Reiske. *) Er gab einige Bücher der übrigen Anthologie des Kephalas heraus, bis ſich endlich ein zweiter Meleager gefunden, **) der aus dem Meiſten, was uns die Zeit gegönnet und ihm ſein glücklicher Fleiß zuſammengebracht hat, einen reichern Kranz binden konnte. Wie Meleager, hat er

*) Antholog. graec. Lipſ. 1754. Leich hatte die Carmina ſepulcralia herausgegeben, und die Erotiſchen Epigramme mußte Reiske in die Miſcellanea Lipſ. nova zerſtreuen, ſo daß wir alſo durch ihn, wiewohl ohne ſeine Schuld, nichts Vollſtändiges bekommen konnten.

**) Brunk Analecta veterum poetar. graecor. T. I. — III. Argentor. 1777.

er die Stücke wiederum nach Namen und Zeiten geordnet, und da er ſo viel Verdienſte um die Ausgabe griechiſcher Dichter hat: ſo möge ihm das Glück auch noch die Handſchriften der Anthologie, die in Rom und ſonſt in Italien liegen, beſcheren, bis endlich eine glückliche Hand vielleicht in Konſtantinopel oder einem griechiſchen Kloſter die wahre Anthologie Meleagers, Philippus, Agathias finde. Blumen wollen wir dem Reiſenden ſtreuen, dem dieß kaum zu hoffende Glück würde.

Man iſt gewohnt, ſich unter der griechiſchen Anthologie eine Sammlung von Epigrammen nach franzöſiſcher Art zu denken, und wundert ſich, wenn man die wenigſten Stücke eigentlich von dieſer Gattung findet. Die Erwartung ſelbſt aber iſt offenbar der Entſtehung des Buchs entgegen. Meleager ſammlete Blumen, d. i. kleine Gedichte allerlei Art; nicht Epigramme allein, noch weniger Epigramme von einer der witzigen, ſaty-

riſchen Gattung. Viele Dichter, die er nennet, und die Art, wie er ſolche charakteriſiret, laſſen uns daran keinen Zweifel. Wahrſcheinlich ging Philippus auf dieſer freien Bahn fort, da bei den Griechen ſo wenig, als bei den Lateinern, die kleinen Gedichte genau von einander getheilt waren. Epigramme, Idyllen, Sentenzen, Sinnſprüche, zum Theil kleine lyriſche Stücke, Elegieen, Fabeln und Mährchen lagen unter oder wenigſtens ſo nahe neben einander, daß man bei einer Blumenſammlung zum Vergnügen nicht eben ſo kunſtrichteriſch unterſchied.

Wenn ein Volk auf der Erde ſowohl Gegenſtände und Gelegenheiten, als jene ſchöne Redſeligkeit, jene Humanität der Empfindung beſaß, die zum Epigramm gehöret: ſo waren es die Griechen, ſie in allem Artigen und Schönen Lieblinge der Muſen.

An Gegenſtänden und Anläſſen zum Epigramm fehlte es keinem Volk weniger, als

ihnen. Sie genoſſen ein ſchönes Klima: ſie hatten Verfaſſungen der Ehre und Freiheit: ſie beſaßen eine ſchöne Mythologie und eine Kunſt, die ſich um alles ſchlang, die alles verſchönte; lauter Stücke, die das Epigramm inſonderheit in ſeiner ſchlichteſten Geſtalt vorzüglich liebet. Es liebt, ſage ich, ſchöne Kunſt in allen ihren Arten, eine einnehmende, biegſame Mythologie, die ſich um Gegenſtände der Natur mit angenehmer Dichtung windet, eine Verfaſſung der Ehre und Freiheit, ohne welche öffentliche Aufſchriften nichts ſind oder häßliche Lügen werden, endlich ein Klima, das nicht nur reizende Gegenſtände inſonderheit in der menſchlichen Natur ſchafft, ſondern auch, indem es auf die ganze Lebensart wirkt, jene leichte Empfindung giebt, die ſich jedem gegenwärtigen Object durch laute Gedanken gern mittheilet. Ich müßte einen großen Theil der Anthologie ausſchreiben, wenn ich dieſe Stücke mit Exempeln belegen wollte.

Man

Man ſehe ein ſchönes Kunſtbild, ſey es Statue, Gemme oder Gemählde: ſcheint es nicht zu uns zu ſprechen und zum Lohn für das Vergnügen, das es uns giebt, eine kleine Expoſition dieſes Vergnügens, ein Epigramm zu fordern? Wenn ich die Vorſtellung des Ganzen in ſeinen Theilen verfolgt und alle Schönheiten der Theile in die Idee des Ganzen vereinigt habe; was iſt der natürlichſte Ausdruck meiner Empfindung, als eine Aufſchrift, die dieß ſchöne auf mich wirkende Ganze auch in Worten darſtellt, und etwa zugleich eine kleine Spur der Empfindung nachläßt, wie ich daſſelbe genoſſen habe. Ein ſchöner Theil der griechiſchen Anthologie hat Epigramme auf Kunſtwerke, *) deren viele ſo ausdrückend fein und zart ſind, daß in ihnen der Dichter mit dem Künſtler oft zu wetteifern

*) Die ſchönſten derſelben wird der Verfolg liefern, wiewohl auch ſchon einigen Epigrammen dieſes Theiles offenbar Gemählde, Gemmen oder Statuen vorliegen.

ſern ſcheinet. Er wetteifert nicht; der Dichter geht nur dem Künſtler nach, indem er ſein Werk entweder mit einem ſcharfſinnigen Gedanken ins Licht ſtellet, oder genau mit der Empfindung zu bezeichnen ſucht, die der Künſtler erregen wollte. Alle Epigrammen auf Statuen der Götter, der Helden, der Dichter, der Weiſen gehören zu dieſer Art; inſonderheit ſcheint die zarte einfache Vorſtellung der Gemme das Epigramm zu lieben. Es iſt ein und derſelbe Sinn, der dieſe Kunſtwerke und ihre Expoſition in Worten hervorbrachte, beide alſo auch mit einem Siegel anmuthiger Einfalt bezeichnet. Ohne das ſchöne Symbol der Jungfrau auf Sophokles Grabe *) wäre das Geſpräch nicht entſtanden, das den Ruhm und die Kunſt des Dichters ſo fein lobet, ſo trefflich ſchildert. Der Jupiter des Phi-

*) S. 95. Die Ausleger haben einen Bacchus ſtatt der Jungfrau dahin gebracht, wodurch die Schönheit des Epigramms verlohren geht, und wovon der Text nichts ſaget.

Phidias, die Bildſäule der Niobe und Venus, die Kuh des Myrons und ſo viele andere Kunſtwerke brachten jene zahlreichen Wendungen hervor mit denen ſie in der Anthologie faſt bis zum Uebermaaß gelobt ſind. Was von der bildenden Kunſt gilt, gilt auch von den Grabmälern, den Tempeln und andern Gebäuden der griechiſchen Einfalt. Wie viel Epigramme ſind allein auf Bäder gemacht! wie oft iſt der eine Gedanke von badenden Nymphen und Grazien gekehrt und verändert! Das Lob ſchöner Tänzer und Tänzerinnen, ſchöner Flötenſpieler und Harfenſchläger iſt eben ſo wenig geſchonet. Kurz alle Muſen und Grazien der griechiſchen Kunſt ſchmücken ſich mit dieſen Blumen, ſo daß, wer für jene ein Gefühl hat, auch die Niedlichkeiten nicht verſchmähen wird, die ihre Hände berührten.

Ich nannte die griechiſche Mythologie unter den Materialien des Epigramms, und der Inhalt ſo vieler kleinen Spiele des Witzes beſtätigt,

ſtätigt, was ich ſage. Sie war kein abſtra⸗ctes oder unveränderliches Syſtem, das keiner Gattung der handelnden und malenden Poeſie viel Stoff geben könnte; eine Reihe von Volksſagen war ſie, die durch Poeſie und Kunſt jedermann bekannt, mit allen Gegen⸗ſtänden der Natur und Geſellſchaft verwebt und jeder neuen Wendung des Künſtlers und Dichters fähig waren. Die orphyſche My⸗thologie z. B. iſt zu Hymnen vortrefflich in der Epopee und auf dem Theater, im Idyll oder Epigramm wäre ſie unerträglich; dahin⸗gegen die Homeriſche, die Dichter⸗ und Künſt⸗lerfabel alle ſchöne Geſtalten annimmt, die ihr der Witz oder die Empfindung geben woll⸗ten. Was iſt aus Amor und den Muſen, aus Nymphen und Grazien nicht Alles gemacht worden! und wie nahe lag dieſe Mythologie dem gemeinen Leben, da beinahe jeder Baum, jede Quelle, jede Gegend einem Gott oder ei⸗ner Göttin verwandt war. Die Sagen von alten Verwandlungen kamen dazu, und die

Kla⸗

Klagen der Progne, der Philomele, die Stimme der Echo, die grünende Daphne, der flötende Pan ließen ſich auch im Epigramm ſehen und hören. Dadurch bekam nicht nur jeder ſonſt todte Gegenſtand Stimme und Leben; ſondern es war auch die nächſte Gelegenheit zu angenehmen Dichtungen gleichſam gegeben! Die alte Fiction durfte nur fortgeſetzt, gewandt, angewandt werden: ſo ward aus den alten Mährchen ein neuer Gedanke, ein anmuthiges Lob, eine ſich einſchmeichelnde Lehre. Ein Volk, das keine alten Sagen hat, oder dem ſie nicht gegenwärtig, oder bei dem ſie barbariſch und häßlich ſind, wird keine dergleichen National-Dichtungen über Gegenſtände der Natur, Blumen, Bäume, Spiele, Künſte, Geſchäfte, in welche alle ſich Götter gemiſcht hatten, haben. Setze man nun noch den regen Aberglauben hinzu, der dieſe Götter gegenwärtig glaubte und jeden Gott in ſeinen Beruf zog: dieſer alte Hirt hieng ſeine Flöte dem Pan auf; jenen

ner alte Krieger ſeinen Helm dem Mars oder der Minerva: alle Geſchenke, alle Dankopfer forderten wenigſtens einige Worte einer erklärenden Zuſchrift; abermals eine Menge Stoff zu Epigrammen der ſchönſten Art. Die Anthologie hat viele dieſer Gattung: einige ſehr ſimpel; aber in ihrer Simplicität auch noch jetzo reizend. Die Vorſtellungen endlich, die man vom Todtenreich hatte, welche ſchauerlich-anſchauliche Bilder, welche traurig-ſüße Empfindungen erregen ſie in jenen Grabſchriften und Leichenceremonien, mit denen man die Verſtorbenen ſchmückte! Gerade das Dunkle, in welches ſich ihr Blick einſchloß, trägt zu dem wehmüthigen Gefühl bei, das ihre Todtenmahle für jeden ſanftfühlenden Menſchen umſchwebet. Ein hellerer Blick, eine deutlichere Vorſtellung vom Zuſtande nach dem Tode würde offenbar die Dämmerung vertreiben, die uns jetzt mit dem Wohnen im Todtenreich oder unter den Sternen ſo wehe- und wohlthut. —

Von der Verfaſſung der Griechen, die auf perſönliche Ehre und Freiheit gebauet war; mithin öffentliche Denkmäler und Siegeskränze, mithin auch Loblieder und Aufſchriften auf dieſelbe erweckte und werth hielt, darf ich nur kurz reden. Wo ſind jetzt die Tempel und Bildſäulen unſrer Helden? wo ſind die Aufſchriften zu ihrem Lobe? Die ſchönſten Gegenden Griechenlands bezeichneten Altäre der Götter und Heroen; auf den ſchönſten Höhen unſerer Länder ſteht das einzige Denkmal, darum ſich der Geiſt unſerer Geſetzgebung bekümmert, Galgen und Räder.

Endlich ein Klima, das allen dieſen Gebäuden und Kunſtdenkmalen, ſo wie ihren belehrenden Inſchriften Dauer und Raum gab; ein Himmel, der die ſchönen Menſchenbildungen weckte, die in leichten und regen Empfindungen des Tanzes, der Freude, des Witzes und der Geſellſchaft lebten. — Doch da komme ich unvermerkt zu einem andern Stück über.

II. Alle äußern Gelegenheiten ſind unwirkſam, wenn in uns nicht ein Trieb iſt, ſie zu nutzen und anzuwenden; glücklich, wenn das Aeußere dem Innern aufhilft, und das Innere ſich dem Aeußern mittheilet.

Sowohl alte als neue Schriftſteller haben der leichten Geſchwätzigkeit der Griechen erwähnt, die ſie bei allen Empfindungen des Leides und der Freude zeigten; und ſo waren ſie eben ſowohl in Schrift, als in Sprache. Lucian redet von einem, der in die kindiſche Venus bis zur Verzweiflung verliebt, keine Mauer, keinen Baum vorbey ließ, der nicht mit ihm hätte ausrufen müſſen: die ſchöne Aphrodite! Mehrere Dichter ſpielen auf die allgemeine Gewohnheit der Liebhaber an, den Namen ihrer Schönen auf Blätter und Bäume zu ſchreiben, ihre Thür mit Kränzen und Blumen zu ſchmücken, ſie mit Lobliedern und Verſen zu beehren. Ein Theil der Anthologie enthält dergleichen ſüßes Geſchwätz

der Liebe. Da ſind feine Lobſprüche und Schmeicheleien, Erklärungen und Geſchenke in mancherlei Geſtalt: bald Wendungen aus der Mythologie, bald kleine Umſtände aus dem Umgange oder von der Perſon des Geliebten. *) Schlaf und Fliege, Licht und Salbe, Kranz und Saitenſpiel geben dem verliebten Meleager Anlaß zu Tändeleien, voll Witz und Empfindung. Der Schmerz der Griechen war eben ſo geſchwätzig, als ihre Liebe und Freude. Konnten ſie einen Geliebten der Aſche geben, ohne noch im Grabe mit ihm zu ſprechen, oder ihn ſprechen zu laſſen

aus

*) Daß ich Strato's Muſe und einen guten Theil der Kephaliſchen Sammlung unter dieſem Lobe nicht begreife, wird jeder mir ohne Erinnerung glauben. Die erſte hätte vielleicht gar nicht dürfen gedruckt werden; und überhaupt iſt aus jeder, ſelbſt der Planudiſchen Anthologie für junge Leute, ja für jeden Verſtändigen ein Auszug nothwendig. Die Auszüge, die man bisher hat, wenigſtens ſo viel ich deren kenne, ſind ohne Geſchmack und Wahl, ohne Zweck und Reize.

aus dem Grabe? Manches Todtendenkmal iſt daher eine kleine Elegie, die als Aufſchrift jene Kürze, Ründe und endlich den ſanften Schluß bekam, den man von Gräbern ſo gerne mitnimmt. Die Vaterlandsliebe und Ruhmſucht der Griechen reizte ſie nicht weniger zu Denkmalen voll dichteriſcher Sprache. Sollte ſie auch die Geſchichte verändern — wenn die Veränderung nur ein ſchönes Bild, eine glückliche Schmeichelei dem Ruhm ihrer Nation gab. Den Körper des Leonidas z. B. hat Xerxes nie mit ſeinem Purpurmantel bedeckt; der Geſchichtſchreiber erzählt uns vielmehr von einer grauſamen Behandlung, die der deſpotiſche Aſiat dem Leichnam ſeines Feindes bewieſen, was thut das aber dem Dichter? Leonidas iſt ſein Held und der griechiſche Stolz wünſchte den Perſermonarchen auch vom nackten todten Helden mit ſeiner Anerbietung verſchmäht zu ſehen. — Aehnliche Züge des dichtenden Nationalruhms zeigen ſich nicht nur in Inſchriften und auf dem Theater

der

der Griechen, ſondern ſelbſt in ihrer Geſchichte.

Dieſer Liebe zu reden, auch auf öffentlichen Denkmälern zu reden, kam nun ihre Sprache ſo ſehr zu ſtatten, daß Muſen und Grazien ſie dazu gleichſam ausgedacht zu haben ſcheinen. Ich ſchweige der einfachen Buchſtaben und der ſanften Miſchung von Vokalen und Conſonanten, die auf Denkmälern eine Aufſchrift ſo lesbarer macht, als es die Unſre nie werden kann; ich will hier nur vom poetiſchen Wohlklange derſelben zur Inſchrift reden. Wie biegſam iſt ſie zu jedem Bilde, zu jeder Empfindung! wie biegſam inſonderheit zu dem ſchönen Maaß, das ſich das Epigramm gewählt hat! Hexameter und Pentameter winden einen Kranz in Worten, ſo wie ſie dem Ohr in Sylben einen vollendeten Rundtanz geben. Welche Sprache kann ſich ſolcher Sylbenmaaße rühmen? Selbſt die römiſche nicht; und in der deutſchen verſu-

che

che man es, wie manche Mühe die Ueberſe-
tzung eines Epigramms, inſonderheit in ſeinem
Pentameter, koſte. Unſere Proſodie ſtarrt
von einſylbigen unbeſtimmten Wörtern: Hia-
tus ſind in ihr faſt unvermeidlich, und wenn
der Vers ſeine Flügel mit fröhlichem Spiel
auf- und zuſchlagen ſoll: ſo ſchleppt ſie ſich
oft in mühſamen Gange daher, treu dem
Himmel, unter dem ſie ertönet. Den Grie-
chen hatte die Muſe gegeben, mit offenem
Munde zu reden; Geſang floß von ihren Lip-
pen: Geſang ſpricht auch von ihren Steinen.
Und wie das Epigramm, ſo hatte jede Gat-
tung der Gedichte ihr Sylbenmaaß, dem
dann die Nachfolger älterer Dichter gern treu
blieben. Die Epopee tönte im prächtigen
Hexameter daher: das Theater ging den
Tritt des Kothurns auch in Sylbenmaaßen
der Geſpräche und Chöre: das Lied Ana-
kreons hatte ſeine liebliche Weiſe; wer könnte
eine ſchönere zu ihm erfinden? Lehrgedichte
und Idyllen ſprachen in einem ernſthaften oder

ſanf-

ſanftern Hexameter: die Elegie weinte in einem ſüßgebrochenen Fall der Töne, und das Epigramm ſchloß ſich an dieſe, wahrſcheinlich weil ſeine erſte und gemeinſte Materie traurigen oder zärtlichen Inhalts, Inſchriften auf Gräbern oder Seufzer der Liebe waren. Auch dem froheſten Inhalt indeß kann ſich das Sylbenmaaß des Epigramms anſchmiegen. Der Hexameter giebt ihm Aufflug, Fülle und Würde, da ſodann der Pentameter gleichſam zwiſchen tritt, und ſie zu einer ſanften Ründe, zu einer vollendenden Kürze umbiegt, oder wie ein Pfeil in die Lüfte verſauſet. Glückliche Sprache, die ſo vollkommene, ihr zur Natur gewordene Gedankenformen in ſich hat! Der wilde Dichter wird von ihnen in Schranken gehalten, und auch der mittelmäßige auf ihren Schwingen gehoben. Die Anthologie iſt Zeuge, wie ſehr ſich die witzigen Griechen an dieſer Form übten, wie oft ſie Einen und denſelben Gedanken mit einer neuen Wendung zu ſagen verſuchten.

Endlich das ſanfte Maaß der Menſchlichkeit, das dieſer wohlgebildeten Nation in ihrem gemäßigten Himmelsſtrich zu Theil worden war; es wirkte auf ihre Poeſie im Größten und Kleinſten. Die Seele des griechiſchen Epigramms iſt Mitempfindung. Man muß einen Gegenſtand genießen, ihn mit Liebe oder Ruhe anſchauen, ihn gleichſam mit- und durchempfinden können, damit er in und aus uns rede; auch hierin, wie in manchen andern, iſt die Poeſie eine Schweſter der griechiſchen Kunſt. Sowohl zur Hervorbringung als zum Genuß beider iſt jene Ruhe, jenes ſtille Mitgefühl, kurz eine ſanft umſchriebene heitere Exiſtenz nöthig: denn es iſt der unerreichte Vorzug der griechiſchen Kunſt und Dichtkunſt, daß beide gleichſam nur für ſich daſtehn und wie die Werke der Natur ſich in ihrem Innern genießen. Die Sprache der Kunſt, das Epigramm, konnte von keiner andern Art ſeyn: in ſeinen ſchönſten Stücken

ſtehet

ſtehet es eben ſo beſcheiden da, in ſich vollendet und glücklich.

Auch bei der Wahl der Gegenſtände zeigt ſich dieß ſanfte Gefühl der Menſchlichkeit, das ein gleiches Mitgefühl fordert. Wie ſchöne Epigramme hat die Kindes- und Mutterliebe gedichtet! wie zart empfunden iſt das Schickſal des Menſchen in ſeinem kurzen und wandelbaren Leben, endlich in ſeinem Abſchiede von allem, was ihn liebte! Selbſt wo dieſe einzelnen Stimmen nur Sentenzen ſind, rühren ſie durch ihre traurige Wahrheit, wie die Stimme der Nachtigal auf einem Grabe. Allem theilt ſich dieß Gefühl der Humanität mit, allem, was den Menſchen umgiebt, was ihn erfreuet oder quält, was ihn lehrt, oder was ihm dienet. Der Vogel und der Delphin, die Henne und die Cicada, die Biene und ihre Roſe empfangen den Gruß des Epigramms; ſelbſt unbelebte Weſen werden mit Liebe belebet. Für den ſanftern Menſchen ſind alle die kleinen Gedichte eine Schule ge-

ſelliger Empfindungen, und wie manches hätten wir auch ſonſt in den beſten derſelben zu lernen! —

Ich würde mir ſelbſt viel zu lange über das griechiſche Epigramm geſchrieben haben, wenn das, was ich ſage, nur dieſe einzige Dichtungsart gölte. Nun aber ſind mehrere mit ihr ſo enge vergeſchwiſtert, daß ich auch über ſie noch ein Wort hinzufügen muß, zumal die alte Anthologie ſie gemeinſchaftlich in ihren Schooß aufnahm.

Die Griechen hatten zwo Arten kleiner Gedichte, deren eins ſie ειδος, das andere ειδυλλιον, Bild, Kunſtwerk nannten: von beiden hat die Planudiſche Sammlung einige Stücke; die Anthologien Meleagers und Philippus werden ohne Zweifel mehrere gehabt haben. Vom erſten Namen, ſofern er kleine Gedichte gilt, ſind die Lieder Anakreons die bekannteſten: ſind ſie Epigramme oder nicht? und was ſcheidet beide Arten?

Wenn

Wenn ein kleines angenehmes Gedicht auf einen einzelnen Gegenſtand mit einem naiven oder witzigen Ausgang ein Epigramm wäre; welche ſchönere Sinngedichte gäbe es, als manche Anakreontiſche Lieder? Ein Theil von ihnen liebt die Anthitheſe und ſchließt ſogar mit ihr: ein anderer enthält Dichtungen mit einem unerwarteten Ausgange; ein dritter giebt ſogar eigentliche Gemählde des Bechers, des ſchwimmenden Stiers, fröhlicher Städte, des Bathylls, der Freundin; und doch fühlt jedermann, daß keins von dieſen Stücken ein Epigramm ſey, ſelbſt nicht in der naivſten griechiſchen Weiſe. Das Sylbenmaaß macht den Unterſchied nicht allein; ſondern — was denn? der ganz andre Ton des Stücks ſowohl in Schilderung des Gegenſtandes, als im Gange der Empfindung. Hier iſt kein ſo einfacher Gedanke, keine ſo ſimple Darſtellung mehr; auch bei dem einfachſten iſt außer dem fröhlichen, lauten Aufruf offenbar eine mehrere Auflöſung der Züge, kurz ein lyriſches Gemähl-

mählde, das zwar in ein Epigramm verwandelt werden kann, aber ſelbſt kein Epigramm iſt.

Das Idyll der Griechen erſcheint bei Bion, Moſchus und Theokrit, inſonderheit bei den beiden erſten, in einer Vielfachheit, die manchen Geſetzen neuer Kunſtrichter Trotz bietet. Bald iſt's ein Todtengeſang voll heiliger Gebräuche, voll heftiger, trauriger, ſchmerzlicher Affekten; bald wiederum eine ruhige Empfindung; jetzt ein Seufzer, jetzt ein Gebet, jetzt eine Dichtung mit ſo witzigem Ausgange, daß zum Epigramm ihm nur Sylbenmaaß und Kürze zu fehlen ſcheinen. Indeſſen iſt keins derſelben ein Epigramm, wie z. B. der fliegende Amor von Moſchus es offenbar iſt und ſeyn ſollte.

Auch Fabeln giebts in der Anthologie, die ſich in ihr nicht nur der Kürze und des Sylbenmaaßes, ſondern auch ihrer, ans Epigramm grenzenden, innern Art wegen erhalten

ten haben: denn wie leicht und bald kann eine Geſchichte oder Fabel, die die Ründe und Kürze des Epigramms hat, auch der Geſtalt nach ein ſolches werden! Man darf die Geſchichte nur etwas als Inſchrift auf den Ort ihrer Begebenheit beziehen und in ihr eine allgemeine Lehre anſchaulich machen: ſo iſt die Fabel Epigramm und das Epigramm eine Fabel.

Endlich enthält die Anthologie auch eine Sammlung moraliſcher Sinnſprüche, die ebenfalls nicht mit Unrecht in dieſe Blumenleſe aufgenommen worden ſind.

Zerſtreute Blätter Thl. I. S. 101 — 132.

Ueber den griechiſchen Roman.

Von Orient und Griechenland aus war alſo das Gebiet der Mährchen von großem Umfange; es theilte ſich bald in die verſchiedenſten Felder. Die ruhigen Morgenländer

ließen

ließen und laſſen ſich gern erzählen; ihr Kli=ma, ihre Lebensweiſe, ihre Neigung fürs Wunderbare, ihre unbequeme Schrift und an=dre Urſachen begünſtigten das lebendige Er=zählen; die Geſchichte ſelbſt, zuweilen eine unlängſt geſchehene Geſchichte ward daher im Geiſt und Munde der Morgenländer ſelbſt Mährchen. Denn muß es nicht jede münd=lich fortgepflanzte Erzählung ſelbſt werden? Jeder Erzählende ſetzt zu und läßt aus, er verſtärkt Umſtände, er ſchmückt und hebt, legt dort und hier ſeinen Sinn, ſeinen Charakter hinein; er rúndet. Nun wälze ſich die Sa=ge Zeiten hinab von Mund zu Mund, von Geſchlecht zu Geſchlechte; was kann der Mor=genländer anders haben, als was er hat, Ge=nealogieen und Mährchen? Der Bau ſeiner Sprache, ſeine Sitten und Gebräuche, oft die Namen der Perſonen und Sachen ſelbſt ſind dazu eingerichtet, auch ſind die morgen=ländiſchen großentheils die wahren, geniali=ſchen Mährchen, aus der lebendigen Welt,

wie ein Traum der Phantaſie, genommen, dem Ohr des Hörenden angemeſſen, frei vom Bücherſtaube ſowohl, als von zu feinen Speculationen. Sie gehen ihren großen Schritt zwiſchen Himmel und Erde.

Die Griechen gaben dem kosmogoniſchen ſowohl, als dem genealogiſchen Götter- und Heldenmährchen, den Gang und Klang des Epos; aus keiner andern Urſache ward der Hexameter ihr Sylbenmaaß, als weil er, ihrer Sprache natürlich, die verſchiedenſten, die freieſten Erzählungsweiſen zuläßt. Das griechiſche Epos war ſeinem Urſprunge nach nichts anders, als eine geſungene Sage; die Kunſt daran mußte der zuſammenfaſſende Sinn und Geſang des Erzählenden, mithin die Zeit formen.

Als aus dem Epos erzählender Sänger das Mährchen aufs Theater trat, bekam es eine andre Geſtalt; eine andre bei lyriſchen und Idyllendichtern, eine andre in der Schule der Philoſophen. Zuletzt, als es zur Proſe

hin-

hinabſank, theilte es ſich in verſchiedne Arten, unter denen natürlich die Liebe, als Weberin und Verweberin menſchlicher Schickſale, die Oberhand gewann. Die Geſchichte des Theagenes und der Chariklea, Klitophons und der Leucippe, Daphnis und der Chloe, der Anthia und des Abrokomas, des Chäreas und der Kallhirhoe, obwohl in ſpäten, zum Theil ungewiſſen Zeiten geſchrieben, wurden ihrer Fehler ohngeachtet, Muſter und Anfang einer zahlreichen Gattung von Erzählungen, die man ſpäterhin Romane nannte. Das Muſter aller griechiſchen Liebesſchickſal-Romane war die Geſchichte Amors und der Pſyche; dieſe wird auch auf alle Zeiten hinab ihr ſchönes Kunſt-Vorbild bleiben.

Adraſtea III. S. 137 — 139.

III.

Künſte der Griechen.

Ein Volk von dieſer Geſinnung mußte auch in allen Künſten des Lebens, vom Nothwendigen zum Schönen und Wohlgefälligen ſteigen; die Griechen haben dieß in Allem, was auf ſie traf, faſt bis zum höchſten Punkt erreichet. Ihre Religion erfoderte Bilder und Tempel, ihre Staatsverfaſſungen machten Denkmale und öffentliche Gebäude, ihr Klima und ihre Lebensweiſe, ihre Betriebſamkeit, Ueppigkeit, Eitelkeit u. ſ. machten ihnen mancherlei Werke der Kunſt nöthig. Der Genius des Schönen gab ihnen alſo dieſe Werke an und half ſie, einzig in der Menſchengeſchichte, vollenden: denn da die größeſten Wunder dieſer Art längſt zerſtört ſind, bewun-

wundern und lieben wir noch ihre Trümmer und Scherben.

1. Daß Religion die Kunſt der Griechen ſehr befördert habe, ſehen wir aus den Verzeichniſſen ihrer Kunſtwerke in Pauſanias, Plinius oder irgend einer der Sammlungen, die von ihren Reſten reden; es iſt dieſer Punkt auch der ganzen Völker- und Menſchengeſchichte ähnlich. Allenthalben wollte man gern den Gegenſtand ſeiner Anbetung ſehen, und wo ſolches nicht das Geſetz oder die Religion ſelbſt verbot, beſtrebte man ſich, ihn vorzuſtellen oder zu bilden. Selbſt Negervölker machen ſich ihren Gott in einem Fetiſch gegenwärtig und von den Griechen weiß man, daß ihre Vorſtellung der Götter uralters von einem Stein oder einem bezeichneten Klotz ausging. In dieſer Dürftigkeit konnte nun ein ſo betriebſames Volk nicht bleiben; der Block wurde zu einer Herme oder Statue und da die Nation in viele kleine Stämme und Völkerſchaften getheilt war, ſo war es natür-

lich

lich, daß jede ihren Haus- und Stammesgott auch in der Abbildung auszuſchmücken ſuchte. Einige glückliche Verſuche der alten Dädalen, wahrſcheinlich auch die Anſicht nachbarlicher Kunſtwerke erregten Nacheiferung und ſo fanden ſich bald mehrere Stämme und Städte, die ihren Gott, das größeſte Heiligthum ihres Bezirks, in einer leidlichern Geſtalt erblickten. Vorzüglich an Bildern der Götter hat ſich die älteſte Kunſt aufgerichtet und gleichſam gehen gelernet; *) daher auch alle Völker, denen Abbildungen der Götter verſagt waren, in der bildenden Kunſt nie eigentlich hoch empor ſtiegen. 1)

Da aber bei den Griechen ihre Götter durch Geſang und Gedichte eingeführt waren und in herrlichen Geſtalten darinnen lebten; was

*) S. Winkelmanns Geſch. der Kunſt Th. I. Kap. I. Heyne Berichtigung und Ergänzung derſelben in den deutſchen Schriften der Götting. Societ. Th. I. S. 211. u. f.

was war natürlicher, als daß die bildende Kunſt von frühen Zeiten an eine Tochter der Dichtkunſt ward, der ihre Mutter jene groſsen Geſtalten gleichſam ins Ohr ſang? Von Dichtern mußte der Künſtler die Geſchichte der Götter, mithin auch die Art ihrer Vorſtellung lernen; daher die älteſte Kunſt ſelbſt die grauſendſte Abbildung derſelben nicht verſchmähte, weil ſie der Dichter ſang. *) Mit der Zeit kam man auf gefälligere Vorſtellungen, weil die Dichtkunſt ſelbſt gefälliger wurde und ſo ward Homer ein Vater der ſchöneren Kunſt der Griechen, weil er der Vater ihrer ſchönern Poeſie war. Er gab dem Phidias jene erhabene Idee zu ſeinem Jupiter, welcher dann die andern Abbildungen dieſes Götterkünſtlers folgten. Nach den Verwandſchaften der Götter in den Erzählungen ihrer Dichter kamen auch beſtimmtere Charaktere oder gar Familienzüge in ihre Bilder, bis end-

*) S. Heyne über den Kaſten des Kypſelus u. a.

endlich die angenommene Dichter-Tradition ſich zu einem Codex der Göttergeſtalten im ganzen Reich der Kunſt formte. Kein Volk des Alterthums konnte alſo die Kunſt der Griechen haben, das nicht auch griechiſche Mythologie und Dichtkunſt gehabt hatte, zugleich aber auch auf griechiſche Weiſe zu ſeiner Cultur gelangt war. Ein ſolches hat es in der Geſchichte nicht gegeben und ſo ſtehen die Griechen mit ihrer homeriſchen Kunſt allein da.

Hieraus erkläret ſich alſo die Idealſchöpfung der griechiſchen Kunſt, die weder aus einer tiefen Philoſophie ihrer Künſtler, noch aus einer idealiſchen Naturbildung der Nation, ſondern aus Urſachen entſtanden war, die wir bisher entwickelt haben. Ohne Zweifel war es ein glücklicher Umſtand, daß die Griechen, im Ganzen betrachtet, ein ſchöngebildetes Volk waren, ob man gleich dieſe Bildung nicht auf jeden einzelnen Griechen als auf eine idealiſche Kunſtgeſtalt ausdehnen müßte.

te. Bei ihnen wie allenthalben ließ ſich die formenreiche Natur an der tauſendfachen Veränderung menſchlicher Geſtalten nicht hindern, und nach Hippokrates gab es, wie allenthalben, ſo auch unter den ſchönen Griechen mißformende Krankheiten und Uebel. Alles dieß aber auch zugeſtanden und ſelbſt jene mancherlei ſüße Gelegenheiten mitgerechnet, bei denen der Künſtler einen ſchönen Jüngling zum Apoll oder eine Phryne und Lais zur Göttin der Anmuth erheben konnte; ſo erkläret ſich das angenommene und zur Regel gegebene Götter-Ideal der Künſtler damit noch nicht. Ein Kopf des Jupiters könnte in der Menſchennatur wahrſcheinlich ſo wenig exiſtiren, als in unſerer wirklichen Welt Homers Jupiter je gelebt hat. Der große anatomiſche Zeichner, Camper, hat deutlich erwieſen, *) auf welchen ausgedachten Regeln das griechiſche Künſtler-Ideal in ſeiner Form beruhe; auf

*) Camper's kleinere Schriften S. 18. u. f.

auf dieſe Regeln aber konnte nur die Vorſtellung der Dichter und der Zweck einer heiligen Verehrung führen. Wollet ihr alſo ein neues Griechenland in Götterbildern hervorbringen: ſo gebet einem Volk dieſen dichteriſch-mythologiſchen Aberglauben, nebſt allem was dazu gehört, in ſeiner ganzen Natureinfalt wieder. Durchreiſet Griechenland und betrachtet ſeine Tempel, ſeine Grotten und heiligen Haine: ſo werdet ihr von dem Gedanken ablaſſen, einem Volk die Höhe der griechiſchen Kunſt auch nur wünſchen zu wollen, das von einer ſolchen Religion, d. i. von einem ſo lebhaften Aberglauben, der jede Stadt, jeden Flekken und Winkel mit zugeerbter, heiliger Gegenwart erfüllet hatte, ganz und gar nichts weiß.

2) Alle Heldenſagen der Griechen, inſonderheit wenn ſie Vorfahren des Stammes betrafen, gehören gleichfalls hieher: denn auch ſie waren durch die Seele der Dichter gegangen und lebten zum Theil in ewigen

Liedern; der Künſtler alſo, der ſie bildete, ſchuf zum Stolz und zur Ahnenfreude des Stammes ihre Geſchichten mit einer Art Dichter-Religion nach. Dieß beſtätigt die älteſte Künſtlergeſchichte und eine Ueberſicht der griechiſchen Kunſtwerke. Gräber, Schilde, Altäre, heilige Sitze und Tempel waren es, die das Andenken der Vorfahren feſthielten und eben auch ſie beſchäftigten in mehreren Stämmen von den älteſten Zeiten her den arbeitenden Künſtler. Alle ſtreitbaren Völker der Welt bemahlten und ſchmückten ihre Schilde: die Griechen gingen weiter: ſie ſchnitzten oder goſſen und bildeten auf ſie das Andenken der Väter. Daher die frühen Werke Vulcans in ſehr alten Dichtern; daher Herkules Schild beim Heſiodus mit Perſeus Thaten. Nebſt Schildern kamen Vorſtellungen dieſer Art auf Altäre der Helden oder auf andere Familiendenkmale, wie Kypſelus Kaſten zeigt, deſſen Figuren völlig im Geſchmack von Heſiodus Schilde waren. Er-

hobene Werke dieſes Inhalts ſchrieben ſich ſchon von Dädalus Zeiten her und da viele Tempel der Götter urſprünglich Grabmäler geweſen waren, *) ſo trat in ihnen das Andenken der Vorfahren, der Helden und Götter ſo nahe zuſammen, daß es faſt Einerlei Verehrung, der Kunſt wenigſtens Einerlei Triebwerk ward. Daher die Vorſtellung der alten Heldengeſchichte an der Kleidung der Götter, auf Seiten der Throne und Altäre: daher die Ehrenmäler der Verſtorbnen oft auf den Märkten der Städte oder die Hermen und Säulen auf den Gräbern. Setzt man nun noch die unſäglich-vielen Kunſtwerke hinzu, die als Geſchenke von Familien, Stämmen oder Privatperſonen zum Andenken und dem angenommenen Gebrauch gemäß oft mit Vorſtellungen aus der Stammes- und Heldengeſchichte ausgeſchmückt waren; welch andres

*) Wie z. B. der Tempel der Pallas zu Lariſſa Akriſius, der Tempel der Minerva Pollas zu Athen Erichthonius, der Thron des Amikläus Hyacinths Grabmal war u. ſ.

Volk könnte ſich einer ſolchen Triebfeder der mannichfaltigſten Kunſt rühmen? Unſre Ahnenſäle mit ihren Bildern vergeſſener Vorfahren ſind dagegen nichts; da ganz Griechenland von Sagen und Liedern und heiligen Plätzen ſeiner Götter- und Heldenahnen voll war. Alles hing an der kühnen Idee, daß Götter mit ihnen verwandte, höhere Menſchen und Helden niedere Götter ſeyn; dieſen Begriff aber hatten ihre Dichter gebildet.

Zu ſolchen Familien- und Vaterlandsruhm, der der Kunſt aufhalf, rechne ich auch die griechiſchen Spiele: ſie waren Stiftungen und zugleich Gedächtnißfeſte ihrer Helden, dabei alſo gottesdienſtliche und ſowohl der Kunſt als der Dichtkunſt äußerſt vortheilhafte Gebräuche. Nicht etwa nur, daß Jünglinge, zum Theil nackt, ſich in mancherlei Kämpfen und Geſchicklichkeiten übten und dabei dem Künſtler lebendige Modelle wurden; ſondern vielmehr, daß durch dieſe Uebungen ihr Leib einer ſchönen Nachbildung fähig und durch

dieſe jugendlichen Siege ihr Geiſt im thätigen Andenken des Familien-, Väter- und Heldenruhms erhalten ward. Aus Pindar und aus der Geſchichte wiſſen wir, wie hoch die Siege ſolcher Art im ganzen Griechenlande geſchätzt wurden und mit welchem Wetteifer man darnach ſtrebte. Die ganze Stadt des Ueberwinders wurde damit geehrt: Götter und Helden der Vorzeit ſtiegen zum Geſchlecht des Siegers nieder. Hierauf beruhet die Oekonomie der Oden Pindars; Kunſtwerke, die er über den Werth der Bildſäulen erhob. Hierauf beruhete die Ehre des Grabmals oder der Statue, die der Sieger, meiſtens idealiſch, erhalten durfte. Er war durch dieſe glückliche Nacheiferung der Helden-Vorfahren gleichſam ein Gott geworden und über die Menſchen erhoben. Wo ſind jetzt dergleichen Spiele mit gleichem Werth und gleichen Folgen möglich?

3) Auch die Staatsverfaſſungen der Griechen halfen der Kunſt auf; nicht ſowohl

wohl weil ſie Freiſtaaten waren, als weil dieſe Freiſtaaten den Künſtler zu großen Arbeiten brauchten. Griechenland war in viele Staaten vertheilt und mochten dieſe von Königen oder von Archonten regiert werden: ſo fand die Kunſt Nahrung. Auch ihre Könige waren Griechen und alle Kunſt-Bedürfniſſe, die aus der Religion oder aus Geſchlechtsſagen entſprangen, waren Ihr Bedürfniß; oft waren ſie ſogar die oberſten Prieſter. Alſo von alten Zeiten an zeichnete ſich der Schmuck ihrer Palläſte durch Koſtbarkeiten ihrer Stammes- oder ihrer Heldenfreunde aus, wie bereits Homer davon erzählet. Allerdings aber gaben die republicaniſchen Verfaſſungen, die mit der Zeit überall in Griechenland eingeführt wurden, der Kunſt einen weitern Raum. In einem Gemeinweſen waren Gebäude zur Verſammlung des Volks, zum öffentlichen Schatz, zu gemeinſchaftlichen Uebungen und Vergnügungen nöthig und ſo entſtanden z. B. in Athen die prächtigen

Gym-

Gymnaſien, Theater und Galerien, das Odeum und Prytaneum, der Pnyx u. ſ. Da in den griechiſchen Republiken alles im Namen des Volks oder der Stadt getrieben ward: ſo war auch nichts zu koſtbar, was auf die Schutzgötter derſelben oder auf die Herrlichkeit ihres Namens verwandt wurde, dagegen einzelne, ſelbſt die vornehmſten Bürger ſich mit ſchlechteren Häuſern begnügten. Dieſer Gemeingeiſt, alles wenigſtens dem Scheine nach für das Ganze zu thun, war die Seele der griechiſchen Staaten, den ohne Zweifel auch Winkelmann meinte, wenn er die Freiheit der griechiſchen Republiken als das goldne Zeitalter der Kunſt pries. Pracht und Größe nämlich waren in ihnen nicht ſo vertheilt, wie in den neueren Zeiten, ſondern floſſen in dem zuſammen, was den Staat anging. Mit Ruhmes-Ideen dieſer Art ſchmeichelte Perikles dem Volk und that mehr für die Künſte, als zehn athenienſiſche Könige würden gethan haben. Alles was er bauete,

war

war im großen Geſchmack, weil es den Göttern und der ewigen Stadt gehörte; und gewiß würden wenige der griechiſchen Städte und Inſeln ſolche Gebäude errichtet, ſolche Kunſtwerke befördert haben, wenn ſie nicht von einander getrennte, im Ruhm wetteifernde Freiſtaaten geweſen wären. Da überdem bei demokratiſchen Republicken der Führer des Volks dem Volk gefallen mußte; was wählte er lieber als die Gattung des Aufwandes, die nebſt dem Wohlgefallen der Schutzgötter auch dem Volke in die Augen fiel und viele Menſchen nährte?

Niemand zweifelt daran, daß dieſer Aufwand auch Folgen gehabt habe, von welchen die Menſchheit gern wegſiehet. Die Härte, mit der die Athenienſer ihre Ueberwundenen, ſebſt ihre Colonien drückten, die Räubereien und Kriege, in welche die Staaten Griechenlands unaufhörlich verflochten waren, die harten Dienſte, die ſelbſt ihre Bürger

dem

dem Staat thun mußten und viele andre Dinge mehr, machen die griechiſchen wohl nicht zu den erwünſchteſten Staaten; der öffentlichen Kunſt aber mußten ſelbſt dieſe Beſchwerden dienen. Tempel der Götter waren meiſtens auch dem Feinde heilig; bey einem wechſelnden Schickſal aber gingen auch die vom Feinde verwüſteten Tempel aus der Aſche deſto ſchöner empor. Vom Siegesraube der Perſer ward ein ſchöneres Athen erbauet und faſt bei allen glücklichen Kriegen ward von dem Theil der Beute, der dem Staat zugehörte, auch einer oder der andern Kunſt aufgeopfert. Noch in den ſpätern Zeiten erhielt Athen, Trotz aller Verwüſtungen der Römer, immer noch die Herrlichkeit ſeines Namens durch Statuen und Gebäude: denn mehrere Kaiſer, Könige, Helden und reiche Privatperſonen beeiferten ſich, eine Stadt zu erhalten und zu verſchönern, die ſie für die Mutter alles guten Geſchmacks erkannten. Daher ſehen wir auch unter dem Macedoniſchen Reich die Kunſt

der

der Griechen nicht ausgeſtorben; ſondern nur wandernd. Auch in fernen Ländern waren die griechiſchen Könige doch Griechen und liebten griechiſche Künſte. So baueten Alexander und manche ſeiner Nachfolger in Afrika und Aſien prächtige Städte; auch Rom und andre Völker lernten von den Griechen, da die Zeit der Kunſt in ihrem Vaterlande dahin war: denn allenthalben war doch nur Eine griechiſche Kunſt und Baukunſt auf der geſammten Erde.

4) Endlich nährte aus das Klima der Griechen die Künſte des Schönen, nicht hauptſächlich durch die Geſtalt der Menſchen, die mehr vom Stamm als vom Himmelsſtrich abhängt; ſondern durch ſeine bequeme Lage für die Materialien der Kunſt und die Aufſtellung ihrer Kunſtwerke. Der ſchöne Pariſche und andre Gattungen Marmors ſtanden in ihrem Lande ihnen zu Gebot; das Elfenbein, das Erz und was ſie ſonſt zur Kunſt

be-

bedurften, gab ihnen ein Handel, dem ſie wie in der Mitte lagen. Gewiſſermaaſſe kam dieſer der Geburt ihrer Kunſt ſelbſt zuvor, indem ſie aus Kleinaſien, Phönicien und andern Ländern Koſtbarkeiten beſitzen konnten, die ſie ſelbſt noch nicht zu bearbeiten wußten. Der Keim ihrer Kunſtgaben ward alſo frühe hervorgelockt, vorzüglich auch, weil ihre Nähe mit Klein-Aſien, ihre Colonieen in Großgriechenland u. ſ. einen Geſchmack an Ueppigkeit und Wohlleben bei ihnen erweckten, der der Kunſt nicht anders als aufhelfen konnte. Der leichte Charakter der Griechen war weit entfernt, an Nutzloſe Pyramiden ſeinen Fleiß zu verſchwenden; einzelne Städte und Staaten konnten in dieſe Wüſte des Ungeheuren auch nie gerathen. Sie trafen alſo, wenn man vielleicht den einzigen Coloſſus der Inſel Rhodus ausnimmt, ſelbſt in ihren gröſseſten Werken das ſchöne Maas, in welchem Erhabenheit ſich mit Anmuth begegnet. Dazu gab ihnen nun ihr

heite-

heiterer Himmel ſo manchen Anlaß. So manchen unbedeckten Statuen, Altären und Tempeln gab er Raum; inſonderheit der ſchönen Säule, die ſtatt der todten nordiſchen Mauer in ſchlanker Anmuth unter ihm daſtehen konnte, ein Muſter des Ebenmaaßes, der Richtigkeit und Einfalt.

Vereinigt man alle dieſe Umſtände, ſo ſiehet man, wie in Jonien, Griechenland und Sicilien auch der Kunſt nach jener leichte, richtige Geiſt wirken konnte, der bei den Griechen alle Werke des Geſchmacks bezeichnet. Durch Regeln allein kann er nicht erlernt werden; er äußert ſich aber in beobachteten Regeln und durfte, ſo ganz er urſprünglich der Anhauch eines glücklichen Genius war, durch eine fortgeſetzte Uebung ſelbſt Handwerk werden. Auch der ſchlechteſte griechiſche Künſtler iſt ſeiner Manier nach ein Grieche; wir können ihn übertreffen; die ganze genetiſche Art der griechiſchen Kunſt aber werden

wir

wir nie erreichen: der Genius dieſer Zeiten iſt vorüber.

Anmerkungen und Zuſätze.

Dieß iſt die Geſchichte der Kunſt bei allen Völkern. Vom Himmel entſprang ſie: Ehrfurcht, Liebe, ein Funke der Götter brachte ſie herunter, ſchuf ihr irdiſche Form an, und erhielt ſie einige, wiewohl kurze Zeit lebend. Nun ward ſie Abgötterei, ſodann Kunſt, ſodann Handwerk, und endlich, die Grundſuppe von Allem, Kennerei, Trödelkram und Kunſtgewäſche. Die Dädalus und Phidias gehen vor, die Propiteles, Myrons und Liſyppe folgen; ſodann wird's Nachklang oder Nachgeſchmack oder noch etwas Aergeres.

Plaſtik S. 119.

Die griechiſche Kunſt, die das weiteſte Feld von Veranlaſſungen hatte, ging eben die Bahn, wie die Dichtkunſt und Redekunſt.

Die

Die Bildung der Griechen, ihr Gefühl für Wohlgeſtalt, für leichte Handlung, Luſt und Freude, ihre Mythologie und Gottesdienſt, die Liebe zur Freiheit, die ihre tapfern Männer und edlen Jünglinge belohnte, und mehrere Urſachen, die Winkelmann vortrefflich entwickelt hat, ſchufen ihre Kunſt zur Blume der Schönheit; ſie war eine lebendige, veredelte griechiſche Natur, wie alle ihre Produkte.

Urſachen des geſunkenen Geſchmacks S. 265 ff.

Griechiſche Spiele, griechiſche Tänze, griechiſche Feſte, griechiſche Offenheit, Jugend und Freude, wo ſind ſie? wo können ſie ſeyn? Und wenn auch ſogleich ein Sereniſſimus regens durch Edikte, ſchwarz auf weiß, und gar beim Trommelſchlag ſie allergnädigſt anbeföhle? —

O des erſtickenden edlen Dampfes, den manche neue Griechenländer ihren kargen Beſoldern

dern ums Taglohn darbringen! Als obs nicht mit Händen zu faſſen wäre, daß in Niemand der Geiſt des Andern übergehen kann, der mit ihm nichts gemeinſchaftliches hat, ſo wenig als Leben in den Stein und Blut in die Pflanze? Jeder Jüngling, der vor'm griechiſchen Heroen ſtand, hatte in den ſchönen Zeiten Griechenlands Weg und Hoffnung ſeine Statue zu erhalten. Götter und Helden waren alle aus ihrem Geſchlechte, ihre Vorfahren, ihres Gleichen. Ein Spiel, ein Kampf konnte den Jüngling neben ihn ſtellen, und der Künſtler arbeitete ſodann für ſeine Stadt, für ſein Volk, für den ganzen Griechen-Namen. So ſang Pindar und ſetzte ſeinen Geſang über Statuenlob und Schöne. So ſahen, ſo hörten die Griechen den Künſtler und den Dichter, und wie ſehen, wie hören wir? Es iſt wunderſam, wie ſelten uns ein Menſch erſcheint, und wie noch ſeltner Menſch einen Menſchen umfaſſet, und

ihn ſo lieb gewinnt, daß er ihn mit ſich trage und der Ewigkeit gebe.

Plaſtik S. 101 ff.

An griechiſchen Göttern allein konnte das Ideal der menſchlichen Natur in Formen erfunden und feſtgeſtellt werden: denn das Göttliche und Gottähnliche war den Griechen nur die reinere Menſchheit. In Göttern ward dieſe alſo mit höchſtem Fleiß ausgebildet, mit Begeiſterung verehrt, mit Eifer erhalten. Unglücklich, wer in dem ſogenannten heiligen Styl nur Reſte der alten hölzernen Form ſiehet, da eben dieſer Styl eben den feſten Punkt des Unterſchiedes und Vorzugs unſrer Gattung ſcharf bezeichnet. Was Menſchen zu Göttern macht, ſagen dieſe Formen.

Kalligone Thl. III. S. 199.

Die Aegypter ſtellten ihre Figuren in Mumiengeſtalt dar; ſobald Dädalus die todte Geſtalt zu beleben, ihren Händen und Füßen

Bewegung zu geben anfieng, war die große Bahn der griechiſchen Kunſt in Stellungen aller Art geöffnet.

Und bis an die äußerſten Grenzen derſelben hat ſie ſich gewagt. Sehet die Ringer, Kämpfer und Fechter im Ausfall, in der Bewegung; die Stellung des Mannes, der den Pfeil aus ſeiner Ferſe zieht; *) deſſen, der ſein Haar rückwärts wäſcht; **) deſſen, der mit dem Palladium in der Hand ſich hebt; des Fauns, der den Knaben auf ſeinem Fuße wieget und ſo manche andere lauſchende, haſchende, ſchwebende Stellung. Vom geſtreckten Körper des Marſyas an bis zur Leiche des Patroklus, vom träumenden Hermaphroditen, bis an die Grenzen menſchlicher Bewegung hat die Kunſt erreicht und beinahe das Unmögliche berührt. Ueber manche Namen

*) Winkelmanns Geſch. d. Kſt. Schlußvignette Thl. I. Kap. 3.

**) Ebend. Thl. I. Kap. 4.

men dieſer Figuren iſt Manches vergebens geſagt worden, da es offenbar die ſchwerſten, mithin Meiſterſtellungen der griechiſchen Kunſtſchule waren, die in ihren Schranken jedes Bewegliche unſres vielbeugſamen Körpers darzuſtellen, jeder Stellung Ruhe und Bewegung auf der Goldwaage zuzuwägen ſich getrauete.

Bewegung alſo, d. i. Leben, vom ruhigſten Stande oder Sitz einer Geſtalt bis zur heftigſten Erziehung ihrer Wirkſamkeit, bildete die griechiſche Kunſt, geführt von Weisheit. Denn da das Heftigſte nur Einen Augenblick dauert, mäßige Bewegung dagegen, wie im Gleichgewicht ſchwebend, ſich lange erhält und dem Anſchauenden zu einer gleichruhigen, betrachtenden, ſich vergnügenden Gemüthsbewegung einladet, ſo nehmen freilich, dem Zweck und Weſen der bildenden Künſt gemäß, ruhige Figuren, auch ohne Rückſicht auf Schönheit, die große Mitte der griechiſchen Kunſttafel ein. Das Gewaltſame

ſtehet

ſtehet nur am Ende, meiſtens in einem unter-geordneten Bezirk; indeſſen ſteht's auf ihr auch da, gebildet.

Daß unter morgenländiſcher Verhüllung weder an Maaß noch Geſtalt der Glieder, ſie gewiß und richtig zu bilden, gedacht werden konnte, iſt durch ſich klar; die Hülle mußte abgeworfen werden und der Körper ſich, wie er iſt, zeigen. Das griechiſche Klima, die griechiſchen Sitten und Uebungen, vorzüglich die ganze Denkweiſe der Griechen begünſtigten dieſe Enthüllung, und ſo trat das ſchöne Menſchengebilde ans Licht, das in ſich ſelbſt ganz Maaß und Geſtalt iſt. Alles mißt und ordnet ſich an unſerm Körper; Einheit und Symmetrie, der vielfachſte Gliederbau in der genaueſten Zuſammenfügung und Beziehung machen an ihm ein ſo unüberſehbares in Einen Blick zu faſſendes Ganzes, daß unſer Auge an ihm, wie an einem beſchloſſenen Vollkommenen, mit Befriedigung haftet. Wie der Tonkreis, wie der Farbenbogen, iſt die

Menſchengeſtalt ein Untrennbares. Nicht nur erinnert jeder Theil an den andern, ſondern jeder Theil des Theiles beſtimmt und miſſet das Ganze. In dieſer Wohlordnung ſteht das Gebilde da, aufgerichtet; es ladet ein zum Betrachten, zur Zeichnung, und weil es Form iſt, zur Formung.

Und da dieß erhabene Gebilde die kleinſte Baſis unter ſich hat; mithin in jeder Bewegung ſich Gleichgewicht, Wechſel der Kräfte und Ruhe aufs ſichtbarſte zumiſſet, und die Regel ſeiner Proportionen verändert, in jeder Bewegung zeiget; was konnte die Kunſt anders, als dieſe Regel bemerken? ſie nach Lebensaltern, Geſchlechtern, Charakteren, Stellungen zeichnen, ordnen?

Lebensalter alſo, Geſchlechter und Charaktere unterſcheiden, wie die Menſchen, ſo die Bildwerke; Jedes derſelben hat in ſich ſein Reinſtes, ſein Höchſtes. Nicht etwa nur krüppelhafte Kinder verunzieren die

Kindheit; in der Kindheit ſelbſt iſt Ein Punct, wo das Kind am ſchönſten Kind iſt. Ein gleiches iſts mit jedem Alter in beiden Geſchlechtern. Dieſen Punct zu finden, konnte einer Kunſt nicht gleichgültig ſeyn, die den fürs Angedenken günſtigſten Augenblick der Lebenshora verewigen wollte. Mit liebendem Auge forſchte ſie; auch in der dem Alter, dem Geſchlecht und Charakter günſtigſten Stellung und Handlung wählte ſie das ſchönſte Moment der Zeit, werth, daß es dem Andenken verewigt würde. Dieß alles lag im Begriff der Kunſt, wenn ſie im Bildſamſten das Bildungswürdigſte darſtellen wollte.

Manche oft unanſtändige Fragen, warum die griechiſche Kunſt in beiden Geſchlechtern das oder Jenes nicht, oder nur alſo, oder nur bei dieſen und jenen Figuren, und bei dieſen alſo gebildet habe? beantwortet dieſe Regel entweder ſelbſt oder einige Erwägung deſſen, was Form als Form darſtellen kann,

oder

oder endlich das leiſeſte Gefühl des ſittlichen Anſtandes. Die nackte Kunſt muß zugleich die ſchüchternſte, die ſittſamſte ſeyn, ganz innerhalb ihrer Grenzen wohnend. Sie kann und will nicht mahlen, noch weniger Lüſte reizen. Ein Naturgebilde ſchaffet ſie, wie Gott es ſchuf, durch ſeine Natur heilig.

Kalligone Thl. II. S. 127 ff.

Winkelmann hat's unverbeſſerlich geſagt, was unter dem ſchönen griechiſchen Himmel, in ihrer Frei- und Fröhlichkeit von Jugend auf, bei ihren unverhüllten Tänzen, Kampf- und Wettſpielen das Auge des Künſtlers gewann. Nur die Formen können wir treu, ganz, wahr, lebendig geben, die ſich uns alſo mittheilen, die durch den lebendigen Sinn in uns leben. — So lange alſo nicht das griechiſche Zeitalter der Knaben- und Mädchenliebe in ſeiner offnen Jugendunſchuld, als Spiel und Freude zurückkehrt; ſo iſt's nur

Thor-

Thorheit, griechiſche Bildkunſt erwarten oder hervorbringen zu wollen.

Plaſtik S. 41 f.

So wie es einen Strich auf der Erde giebt, in dem die ſchöne regelmäßige Bildung Natur iſt: ſo gab Gott Einem Volke dieſes Erdſtrichs Raum und Zeit und Muße, in ſeiner Jugend und Lebensfreude das Werk, das aus ſeiner Hand kam, ganz und rein und ſchön ſich zu ertaſten und in dauernden Denkmalen für alle Zeiten und Völker zu bilden. Dieſe Denkmale ſind die klaſſiſchen Werke ihrer fühlenden Hand, wie ihre Schriften des feinfühlenden menſchlichen Geiſtes: im ſtürmigen Meer der Zeiten ſtehn ſie als Leuchtthürmer da, und der Schiffer, der nach ihnen ſteuert, wird nie verſchlagen.

Plaſtik S. 58.

Wo die Alten Häßlichkeit vermieden, war, wo ſie vermieden werden muß, in menſchli-

chen

chen zumal göttlichen Körpern. Auch im Affekt, im Leiden, im Mißtone vermieden ſie die Mißform. Sie wählten den beſten Augenblick, ſtimmten das Höchſte zum Sanften herunter, oder miſchten ein Fremdes als Linderung in die Züge. So Medea, Niobe, Laokoon. Philoktet hinkte, aber noch ein Held, der auch alſo geſehen zu werden verdiente. Alexanders ſchiefen Hals wandte Liſyppus, daß er nach dem Himmel ſah und ſich als Herrn der Welt fühlte. Die Nachahmung εἰς το χειρον war bei Strafe verboten. Der Sieger mußte dreimal geſiegt haben, wenn ihm die Ikoniſche Statue erlaubt war; eine veredelte war ihm erlaubt beim erſten Siege. Mich dünkt, das waren die beſten Wege und die beſten Schranken, Häßlichkeit der Formen zu vermeiden: eine Häßlichkeit, die leicht vermieden werden kann, weil ſie hervorzubringen, hervorzufühlen Mühe koſtet, die aber auch, wenn ſie da iſt, ewig bleibt, ſich als Natur, als dargeſtellte Wahrheit

heit unvermerkt eindrückt, und Geſchlechter hinab Unheil anrichtet.

Plaſtik S. 53.

Kein anderes Volk, und wenn es auch Jahrtauſende die bildenden Künſte trieb, iſt zum Ideal der Griechen, als einem vom Genie und dem Verſtande erfundenen Syſtem gelangt, wie Aegypter und Indier beweiſen. Weder jene noch dieſe zeigen davon auch in ihren ſonſt feinſten Zeichnungen eine Spur; beide zeichnen zurückgehende Stirnen, die kein Homer und Phidias vergeiſtete, d. i. idealiſirte.

Kalligone Thl. III. S. 200.

Das Ideal der Griechen war die reine menſchliche Geſtalt, von allem thieriſchen geſondert, ihre eigene Vollkommenheit ausdrückend in allen Charakteren und Gliedern: ihre Ideale aber gehen in drei Ideen enge zuſammen:

1) Alle

1) Alle ſind Ein Geſchlecht, von Einem großen Vater ſtammend oder ihm angehörig;

2) Alle nach der geiſtigen Geſtaltung Eines Dichters, des Homers; und

3) Von wenigen Künſtlern gebildet, denen die andern folgten.

Und ſie folgten ihnen ſo ſtandhaft, daß faſt nichts gewiſſer iſt, als die Geſtalten dieſer Götter in allen ihren Gliedern. Wenn in Trümmern ein neues Gebilde der Erde entriſſen wird, ſo ſprechen wir ſicher: dieß iſt Herkules Bruſt, dieß Bacchus Hüfte, dieß eine Stirn Zevs, ein Buſen der Aphrodite. Und wenn ein Unwiſſender z. B. auf der Melpomene Leib den Kopf einer Bacchante ſetzte; wir fühlen den Mißton, wir kennen das fremde ſchöne Haupt und zürnen dem Barbaren, der damit zwei Geſtalten verwirrte. —

Woher aber nun das erſte Vater- und Mutterideal dieſes Göttergeſchlechts?

Ideal kommt von Idee; es iſt die reinſte Idee eines Dinges, aus ſeiner innern Natur geſchöpft, von allem Unweſentlichen und Unlautern ſcharf gereinigt. Wenn jede Kunſt das Vollkommenſte ihrer Art ſucht, ſo mußte die Kunſt, die Organiſationen leibhaft bildet, ſich an die vollkommenſte Organiſation, die Menſchengeſtalt vorzüglich halten, und in dieſer das Vollkommenſte, die reine Idee der Menſchheit ſuchen und bilden. Was war dieſe? Ohne Zweifel die Form, die den Menſchen am weſentlichſten vom Thier unterſcheidet und ſeinen geiſtigen Charakter ausdrückt, mithin ſeine aufgerichtete Geſtalt, ſein Antlitz und was das Antlitz bildet, ſeine Sirn, ſeinen Schädel. Wie aus Zevs Haupt die Verſtandreiche Jungfrau hervorging: ſo war mit der Stirn und dem Oberhaupte des Gottes das ſogenannte Ideal der griechiſchen Kunſt gegeben.

1) Der Menſch allein trägt ſein Haupt aufrecht; daher hat er ein Antlitz. Bei allen

zur

zur Erde geſtreckten Thieren iſt der Kopf nur das Ende des horizontalen Körpers; vorgeſchoben ſind die untern Theile deſſelben, Speiſe ſuchend, Nahrung ergreifend. Stirn und Oberhaupt ſind zurückgeſchoben, verkürzt und bei mehrern Gattungen faſt verſchwindend. Je mehr das Thier ſich hebt und mit erhabenem Halſe den Kopf emporträgt, ſondern ſich auch die Formen ſeines Anblicks; immer dennoch vorwärts hangend, an den Nacken befeſtigt. Der Menſch allein hat ein Haupt; dieß wird unter ſeinem Schädel. Der Schädel wölbt ſeine Stirn; unter und mit ihr bildet ſich das Menſchenantlitz. Je zurückgehender dieſe (wie Camper ſichtlich erwieſen), deſto thierartiger; je menſchlicher, deſto edler gewölbt iſt der Himmel des menſchlichen Daſeyns, Stirn und Schädel. Die Griechen, eine wohlgebildete Nation, fühlten auch hier ihren Vorzug vor andern, inſonderheit afrikaniſchen, Völkern; und da ſie eben ſo wohlgebildet dachten, ſo war es Natur der Sache,

daß

daß ſie bei ihrer Kunſt das menſchlichſte in der menſchlichen Form, das Antlitz und in dieſem den Grund aller Züge des Antlitzes, die Bildung und Stellung des Oberhaupts vorzüglich charakteriſirten. Nothwendig wurden ſie hierdurch auf die edelſte Form geleitet, die ſie, da es Götter galt, als ein Ueberſchwengliches in dieſer Form, ſofern es mit der Wohlgeſtalt beſtehen konnte, ausdrückten. Sowohl dem Homer, als nach und aus ihm dem Phidias erſchien im Vorder-, im Oberhaupt des höchſten Gottes Größe.

— Es winkte mit ſchwärzlicher Braune Kronion;
Und die ambroſiſchen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unſterblichen Haupt; es erbebten die Höhn des Olympos.

2) Aus dieſem Oberhaupt, wie aus einem vom Himmel entſproſſenen Keim entſprang durchs ganze Gebilde eine höhere Harmonie

monie der Glieder. Unter der heitern, eb-
nen, vorgeſenkten Stirn trat die Gegend über
den Augenbranen, welche den Griechen der
Sitz der denkenden Seele war, in ihr bedeu-
tendes Licht. Die Augenhöhle wölbte ſich er-
habner; in ihr leuchtete ein volles ruhiges Au-
ge, und ſanft floß die Wange nieder u. ſ. w.
Die Harmonie der Theile war nicht etwa bloß
eine Zahl-Proportion ihrer Länge und Brei-
te; ſie war ein im Geiſt empfangenes, un-
theilbares Ganze, das ſich mit jedem Gott,
mit jeder Göttin, nach Alter und Charakter
modificirte, ſich mithin in jeder Geſtalt eigne
Verhältniſſe ſchuf; alle entſproſſen aus der
Wurzel der Menſchheit, dem Haupt nach des
Bildes Bedeutung. Größe, Stellung, An-
ſtand ſind hiernach wie nach einem reinen Ak-
korde dieſer oder jener Tonart den Gebilden
zugemeſſen, zugewogen.

3) Hieraus erklärt ſich, was man in ih-
nen die hohe Ruhe, die ſtille Würde, oder
erhabne Einfalt zu nennen pflegt. Es iſt die

in dieſe rein-menſchliche Geſtaltung gegoſſene, ihr durchaus einwohnende Seele, der Zuſammenklang ihrer Glieder. Da nämlich die Natur den menſchlichen Körper ſymmetriſch gebaut, und die Bewegung ſeiner Kräfte einem Antagonismus nicht nur beider Seiten gegen einander, ſondern in jedem Theil ſeiner Muskeln und Glieder anvertraut hat: ſo iſt dieſer Zuſammenklang einer harmoniſchen Disharmonie, wie in einem melodiſchen Rhythmus, eben das Seelenhafte, Bezaubernde, das in der ganzen Stellung der Geſtalt zu uns ſpricht, in uns übergeht, und wie ein Gefühl göttlicher Ruhe ſich uns mittheilt. Bemerkt das ſchwebende Gleichgewicht in allen Theilen, in allen Gliedern. Auf ſanfte Gegenſätze iſt es gebaut, in denen dem Andern Nichts ſcharf entgegen ſtrebt, nichts aber auch welket. Freundlich unterſtützen ſich die Glieder, von dieſer, von jener Seite; Ein Theil ſpricht zum andern: „ich helfe dir, du trägſt mich, bis ich dich ablöſe;“ ſie lieben einander, als

Ein

Ein von Einem Geiſte bewegtes Ganzes. Ein erzwungener Contraſt, ein Widerſpruch mit ſich und andern iſt nirgends ſichtbar; nie ſtehen wir auf der Zehſpitze eines peinlichen Strebens. Woher hat ſich dieſe Ruhe ergoſſen? Vom Haupte herab, in Bruſt und Hände, in die ganze Haltung und Stellung des Körpers. Nicht todte Ruhe iſt's, ſondern ein mit ſich ſelbſt einiger Geiſt und Körper; Bewegung in Ruhe, Ruhe in Bewegung; auf der Spitze einer Goldwage dem Gebilde zugewogen; eine Melodie der Glieder.

Nach dieſem Begriff ſehen wir, daß die an Leib und Geiſt menſchlich-gebildeten Griechen auf den Weg des Ideals frühe kommen und darauf glücklich ſeyn mußten, eben weil ſie kein Hirngeſpinnſt, keine Unform, ſondern eine in der Natur vorhandene, unſerm Geſchlecht weſentlich einwohnende Idee und Regel, d. i. die rein menſchliche Form ſuchten. Frühe alſo ſehen wir ſie auf der Bahn dazu,

in ſehr alten Kunſtwerken, bei noch ſchroffer Zeichnung. Vom Haupt hinab entſprang die Geſtalt; war das griechiſche Haupt (nicht Profil) in ſeiner geiſtigen Bedeutung da, ſo war mit und aus ihm die Geſtalt des Körpers gegeben.

Mit Ruhm nennet die griechiſche Kunſtgeſchichte die Namen derer, die in einzelnen Geſtalten dieß reine Ideal der menſchlichen Natur vollkommener oder in höchſter Vollkommenheit darſtellten: Phidias und Alkamenes, ſein Schüler und Mitgehülfe, vorzüglich in männlichen; Praxiteles und Lyſippus in weiblichen oder weicheren Geſtalten. Dem Skopas, Myron und andern vor Phidias blieb auch ihr Antheil. Als der Kreis der Geſtalten vollendet war, verlor ſich das Ideal nicht in die gemeine oder Unnatur (dahin konnte es ſich auf einer ſo feſten Baſis bei den Griechen nie verlieren), ſondern in Glätte und Zierde. Der Geiſt, der dem Geiſte nichts mehr hinzuthun konnte,

 diente

diente dem Körper. Inzwiſchen blieb das einmal Erfundene und Feſtgeſtellte eine glückliche Tradition der Kunſtſchule. Bei wie manchen fehlerhaften Werken des Alterthums ſchätzen wir dennoch die hohe Idee des Werks! Der fehlerhafte Künſtler erfand dieſe nicht; ſie war da und er mußte ſie, wenn auch ſchlecht, ausführen. Nur mit den Göttern Griechenlands und Griechenland ſelbſt ging dieß Ideal, d. i. eine rein-menſchliche Kunſtbildung unter. — —

Die Griechen ordneten die Geſtalten in Götter, Genien, Heroen, zuletzt kamen Satyren und Faunen; der idealiſche Künſtler ſiehet in jeder Geſtalt, wohin ſie gehören. Polygnot (ſagt Ariſtoteles) verſchönert, d. i. idealiſirt die Bilder; Pauſon hebt das Ueberladne in ihnen hervor, ſie werden Carricatur; Dionyſius macht ſie dem Urbilde ähnlich, d. i. er läßt dieſem ſein Vollkommenes und Unvollkommenes, ſein Häßliches und Schönes.

Aus mehrerem Schönen ſammlete Zeuxis, nach einer bekannten Geſchichte, ein Ideal der Schönheit, was heißt dieß? Hatte der wählende, der ſammlende Künſtler kein Ideal des Ganzen in ſeiner Seele; ſo konnten ihm einzelne Ideen, wenn ſie auch die ſchönſten waren, dazu nicht helfen; und ſetzte er ſie ungeſchickt zuſammen, ſo verfehlte er gewiß ſeines Endzwecks. War aber das Ideal des Ganzen in ihm feſt, ſo wußte er, wozu er ſie wählte. Er ließ jedem Charakter das Seine; und ſtellte aus ihnen ſeine Idee dar.

Kalligone Thl. III. S. 172 ff.

Die Geſtalt der Götter und Göttinnen war den alten Künſtlern ſo beſtimmt, daß keine Attribute nöthig waren, und außer ihnen war den Bildſäulen meiſtens nur die älteſte Helden- und Fabelgeſchichte, inſonderheit nach Homer, heilig; das Uebrige mußte Sage und Zuſchrift ausrichten.

Plaſtik S. 60.

In der Bildnerei, die ganze Geſtalten bildet, müſſen dieſe durch ſie ſelbſt bedeuten; es ſind große und ſchöne Perſonificationen. Ein kleines Spielwerk durch Attribute, Symbole oder gar durch eine Beiſchrift erſchöpft die Sache nicht; die ganze Geſtalt ſpreche bedeutend.

Und ſprechen nicht ſo alle hohe Göttergeſtalten? Der König des Himmels, Vater der Götter und Menſchen, wie er daſitzt auf ſeinem Thron, zu ſeinen Füßen der Adler. Milde iſt der Blick ſeines erhabenen Hauptes, Weisheitvoll ſeine Stirn, mächtig ſein Wink, der Himmel und Erde bewegt. Sein Blitz drohet; aber die andre Hand führt den Stab des Hirten der Völker. Wer ſich ihm nahete, wer bittend ſein Knie berührte, verſtand den Künſtler. — So ſpricht Pallas in ihrer ſtillerſcheinenden Geſtalt, die aus Jupiters Haupt ſichtbar gewordene Tochter, ſeine Macht und Weisheit; ſeine ganze ſtarkmü-

thige Geſinnung. — So die Meergebohrne Göttin, die Geſtalt der Schönheit, gehüllt in Liebreiz, in Schaam, Zucht und Anmuth, der Heldenjüngling Apollo und die Heldenjungfrau Diana, Grazien und Muſen, Merkur und Amor. Jede Geſtalt bedeutet ihre Idee, ſie durch ſich ſprechend, natürlich. Symbole und Attribute mögen dieſe innere Bedeutung ihres Daſeyns näher beſtimmen und erläutern; der reine Punkt der Allegorie indeß liegt in der Perſonification ſelbſt, im menſchlich-dargeſtellten Göttercharakter.

Adraſtea IV. S. 232 ff.

Der mythiſche Cirkel der alten Griechen war ohne Widerſpruch der Schönheit gebildet — und ich darf behaupten, daß alle mythiſche Figuren des Cirkels, die als Hauptfiguren, einzeln, ihrem innern und beſtändigen Charakter gemäß, haben erſcheinen ſollen, das Widerliche und Gräßliche nie zur nothwendigen Bildung haben durften. Selbſt bis auf den Schlaf und den Tod erſtreckt ſich

dieß,

dieß, die beide als Knaben in den Armen der Nacht ruhend vorgeſtellt wurden, und ſogar bis auf die hölliſchen Götter — ſchönes Feld von Vorſtellungen für den Künſtler, dem alſo ſeine Religion es wenigſtens nicht auflegte, zur Schande des Geſchmacks, und zum Ekel der Empfindung arbeiten zu müſſen. Da waren keine Bilder des Abſcheus, wie in den ſcandinaviſchen und andern nordiſchen Religionen: keine Fratzenvorſtellungen, wie in den Mythologien der heidniſchen Mittagländer; kein Knochenmann, der den Tod, kein Ungeheuer, das den Teufel vorſtellen ſollte, wie nach den Idolen unſres Pöbels; unter allen Völkern der Erde haben die Griechen, was den ſinnlichen, den bildſamen Theil der Religion betrifft, die beſte Mythologie gehabt: ſelbſt die Kolonien ihrer Religion nicht ausgenommen.

Krit. Wälder Thl. I. S. 79—84.

Der große Winkelmann hat uns die ſchöne griechiſche Natur ſo meiſterhaft gezeiget,

daß

daß wohl keiner, als ein Unwiſſender und Fühlloſer, es läugnen wird, ihr Hauptgeſetz in der bildenden Kunſt ſey Schönheit geweſen, d. h. es iſt bei den Griechen kein herrſchender, kein Hauptgeſchmack geweſen, das erſte beſte zu ſchildern und zu bilden, um blos durch die Nachahmung Werth zu erhalten, blos durch Aehnlichkeit ſich als Künſtler zu zeigen; ſondern hier hat ihr Geſchmack das Schöne zum Hauptgegenſtande gemacht, um nicht blos mit leidigen Geſchicklichkeiten zu pralen. Und in dieſem Verſtande bleiben folgende Beſtimmungen von ſelbſt eingeſchloſſen:

Um von einem herrſchenden Geſchmacke zu urtheilen, nehme man a) nicht jede einzelne Beiſpiele: denn die Pauſons, Pyreitus u. a. Rhyparographen, ſo lange ſie nicht Schulen ziehen, und dieſe mit andern, mit den Schilderern der Schönheit, noch nicht um den Vorzug ſtreiten dürfen, hindern nichts;

b) Auch

b) Auch nicht Tempelwerke, wo Religion die Hauptabſicht geweſen, oder der Geſchmack der Religion nicht geändert werden konnte;

c) Auch nicht alle Zeiten gleich, ſondern die, da der Geſchmack ſchon ausgebildet, da er durch keine Kakozelie verdorben erſcheint.

Die beſten Zeugniſſe eines herrſchenden Geſchmacks ſind die öffentlichen Kunſtwerke, die Anordnungen der Obrigkeit ꝛc.

Krit. Wälder I. S. 74—77.

Auch die griechiſche Kunſt iſt eine Schule der Humanität; unglücklich iſt, wer ſie anders betrachtet.

Als die Natur, die ſich in allen ihren Hervorbringungen einwohnend und lebendig offenbaret, auf unſrer Erde zur höchſten Höhe ihrer Wirkung ſtieg, erfand ſie das Geſchöpf, das Menſch heißt, in deſſen Gliederbau ſie alle Regeln der Vollkommenheit, nach denen ſie in ihren andern Werken, Theilweiſe und

zer-

zerſtreuet, mit ungeheurer Kraft und unüber- ſehlichem Reichthum gearbeitet hatte, im kleinſten Raum, im wirkſamſten Leben zuſam- men drängte. Kräfte, die ſie in andern Elementen, dem Waſſer, der Luft, oder auch auf der Erde in großen Organen auszubilden ſich Zeit und Raum nahm, deutete ſie im Menſchen oft nur an, ordnete aber alle dieſe Millionen Kräfte und Gefühlsarten in ihm ſo künſtlich, ſo harmoniſch zuſammen, daß er nicht nur als ein Inbegrif aller dieſer Fühlbarkeiten unſrer Erde (wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt), ſondern auch als ein Gott daſtehet, der dieſe in ihr zuſammenge- drängte, in ſeiner Natur begriffene Gefühle, ſelbſt zuſammenſtellt, ſchätzet und ordnet. Die ganze Natur erkennet ſich in ihm, wie in einem lebendigen Spiegel; ſie ſiehet durch ſein Auge, denkt hinter ſeiner Stirn, fühlet in ſeiner Bruſt, und wirkt und ſchaffet mit ſeinen Händen. Das höchſt-äſthetiſche Ge- ſchöpf der Erde mußte alſo auch ein nachah-

mendes, ordnendes, darſtellendes, ein poetiſches und politiſches Geſchöpf werden. Denn da ſeine Natur ſelbſt gleichſam die höchſte Kunſt der großen Natur iſt, die in ihm nach der höchſten Wirkung ſtrebet; ſo mußte dieſe ſich in der Menſchheit offenbaren. Der Bildner unſrer Gedanken, unſrer Sitten, unſrer Verfaſſung iſt ein Künſtler; ſollte alſo, da Kunſt der Inbegriff und Zweck unſrer Natur iſt, die Kunſt, die ſich mit dem Gebilde des Menſchen und allen ihm einwohnenden Kräften darſtellend beſchäftigt, für die Menſchheit von keinem Werth ſeyn?

Von einem ſehr hohen Werthe. Sie hat nicht nur Gedanken, ſondern Gedankenformen, ewige Charaktere ſichtbar gemacht, die mit ſolcher Energie weder Sprache noch Muſik, noch irgend eine andre Bemühung der Menſchen ausdrücken konnte. Dieſe Formen ordnete, reinigte ſie, und ſtellte ſie ſelbſt in deutlichen, ewigen Begriffen dem

Auge jedes ſehenden für alle Zeiten dar, in welchen ſich Menſchheit in dieſen Formen genießt und fühlet, in welchen Menſchheit nach dieſen Formen wirket. Sie gibt uns alſo nicht nur eine ſichtbare Logik und Metaphyſik unſres Geſchlechts in ſeinen vornehmſten Geſtalten, nach Altern, Sinnesarten, Neigungen und Trieben; ſondern indem ſie dieſe mit Sinn und Wahl darſtellt, ruft ſie als eine zweite Schöpferin uns ſchweigend zu: „blick in dieſen Spiegel, o Menſch; das ſoll und kann dein Geſchlecht ſeyn. So hat ſich die Natur in ihm mit Würde und Einfalt, mit Sinn und Liebe geoffenbaret. Alſo erſcheint das Göttliche in deinem Gebilde; anders kann es nicht erſcheinen.“

Auf dieſem Wege gingen die Griechen; zu dieſer Idee arbeiteten ſie hin. Ohne ihre Kunſt würden wir manche Gedanken ihrer Dichter und Weiſen nicht verſtehen; als öde Worte ſchwebeten ſie vor uns vorüber. Nun

hat

hat ſie die Kunſt ſichtbar gemacht, und damit auch den ganzen Geiſt der Compoſition ihrer Schriften, den Zweck ihrer Sittenformung und was ſie ſonſt unterſcheidet, in anſchaulichen Bildern dem menſchlichen Verſtande vorgeſtellt; kurz, anſchauliche Kategorien der Menſchheit gegründet. Zu uns wird der Dämon der Menſchennatur aus den Werken der Griechen rein und verſtändlich ſprechen können: denn wir werden ihn mitfühlend, ſympathetiſch hören. Schwärmerei und Begeiſterung können uns hier nicht helfen, wo es auf helle Begriffe über die Frage ankommt: „wie zeigt ſich der Genius der Menſchheit? auf wie verſchiedene Art in Hauptformen? welches ſind unter dieſen die höchſten Punkte, gleichſam die conſonen Stellen der geſpannten Saite, in welchen Harmonie tönet?“ Hätten Sie Luſt mit mir unter dieſen Himmel glänzender Sternbilder zu treten? Nur aus einem tiefen

Thale kann ich von fern auf ſie weiſen; dennoch aber wird ſich Ihr Geiſt beflügeln, daß Sie ausrufen: „Siehe da den hellen Zodiakus der ſichtbar gewordenen bedeutenden Menſchheit.“

Die erſte Kindheit als ein noch unreifes Gewächs der Natur haben die Griechen ſeltner gebildet. Herkules an der Bruſt der hohen Juno iſt die einzige, mir erinnerliche Darſtellung eines Säuglinges, obgleich mehrere Kinder in Armen zart getragen werden. Sey es, daß ſie dieſe ſüße Pflicht der Mutter zu den Geheimniſſen der häuslichen Kammer rechneten, die nicht jedem Blick offen ſtehn müßte, oder daß ſie ſolchen Geheimniſſen lieber das Gebiet der Malerei anwieſen, indem dieſe eine Mutter und ihr Kind durch Blick und Liebe ſo viel ſanfter in Eins zu verſchmelzen weiß; genug, das bloße Bedürfniß eines bedürftigen Weſens gaben ſie bildend weniger dem Auge Preis. Die ſchönen

Kin-

Kinder, die die griechiſche Kunſt ſchuf, waren ſchon in Spielen begriffen; in Neckereien mancher Art, am liebſten mit einem ſanften Thier, einem Vogel, mit einem Neſte von Vögeln oder mit Früchten. Dieſe Vorſtellung ſetzt uns jedesmal in das Leben der Kinder, in die unſchuldigen Vergnügungen der Kindes-Jahre. Ihre Natur athmet die volle Geſundheit, die offne Fröhlichkeit, die uns Kinder ſo lieb macht.

Die höchſte Idee aller Kinder — was konnte ſie alſo ſeyn? Im Himmel und auf Erden nichts anders als Eros, Amor, Unſchuld und Liebe. Sind Kinder nicht ſichtbar gewordene Darſtellungen eines Moments der Liebe, in dem ſie ihr Weſen empfingen? und in welche Geſtalt konnten die mancherlei Spiele und Neckereien, die Vergnügen und Unbeſonnenheiten, die uns die Liebe ſpielt, die wir ihr unſchuldig ſpielen, beſſer gekleidet werden, als in die Geſtalt des Kindes

oder

oder Knaben Amors? Bei den Dichtern, insonderheit des Idylls oder der Fröhlichkeit oder der Freude hatte er ſo viele Scherze begonnen; er begann ſie auch in der Kunſt, und aus manchen Vorſtellungen derſelben wäre noch viel Niedliches zu dichten. Seine Geſchichte mit der Pſyche iſt der vielſeitigſte, zarteſte Roman, der je gedacht ward, über den ſchwerlich etwas Höheres auszudenken ſeyn möchte; auch ſeine Tändeleien mit der Mutter und mit andern Göttern ſind voll Grazie und Schönheit. Setzt man nun hinzu, daß die meiſten dieſer Spiele Amors und ſeiner Geſellen, die man Liebesgötter oder kindliche Genieen zu nennen pflegt, nur zur Verzierung auf ſchmalen Basreliefs, wo ihnen der Ort ihre Kleinheit erlaubte, ja ſolche nöthig machte, oder auf geſchnittenen Steinen, Siegelringen und ſonſt an Plätzen oder Plätzchen vorkommen, an denen dieſe Tändeleien ein angenehmes Mehr als Nichts waren; ſo tritt Amor mit ſeinen Brüdern

gera-

gerade in das Licht, in welchen er auf der Tafel der Menſchheit zu ſtehen verdienet. Der kleine Gott der Götter wird ein Amulet der Bruſt oder ein angenehmes Nebenwerk, das ſich hie und da einſchleicht, das man immer gerne ſiehet, und den man zum verſchwiegenen Boten lieber als den Boten der Götter ſelbſt brauchet. Außerdem aber war Amor nicht ein Kind, ein ſchöner Genius war er, und Hymen ſein Bruder.

Hiemit komme ich zu Euch, Ihr Genieen der Jünglingſchaft, ſchönſte Blüthe des menſchlichen Lebens. Was Winkelmann von Euch in ſeinen ſchönen Träumen gedichtet hat, iſt kein Traum; auch der Name Genius, den man euch gegeben, iſt ein treffender Name. Denn welcher holderen Idee könnte man am Geburtstage ſeines Daſeyns opfern? So dachte ſich die Natur ihre ſchönſten Kinder, Engel in Menſchengeſtalt oder vielmehr Menſchen, aus deren Geſtalt man den Engel abzog.

zog. Süße Ruhe, holde Einfalt, ein nüchternes In ſich gekehrt ſeyn, dem das Leben ſelbſt noch wie ein Traum der Morgenröthe vorſchwebet, die unbefleckte Roſe der Jugend, die noch von keinem Sturm gebrochen, von keiner Mittagsſonne verſengt iſt, o wie liebe ich euch, ihr zarten Sproſſen der Menſchheit und ehre mich, daß ich euch liebe. Ein Blick auf dich, du Vatikaniſcher oder Borgheſiſcher Genius, vernichtigt die Verläumdungen, die man über die Liebe zu Jünglingen den edelſten Griechen gemacht hat; wie rein war die Idee, in welcher dieſe Geſchöpfe, die Blüthe der Menſchheit, gedacht und gebildet wurden.

Es haben Einige ein Trauriges, einen düſtern Zug an dieſen Genien bemerken wollen; ſie haben aber, wie mich dünkt, Zeiten und Gattungen verwirret. Die Antinous haben freilich einen düſtern Zug, wie ſie auch, ihrem Urbilde nach, haben ſollten; ſo wie überhaupt die Kunſt zu Hadrians Zeiten ſchon ſehr

 reprä-

repräſentiret, und aus ſich ſelbſt heraustritt. Aber jene Genien einer ächten Gattung ſind in ſich geſenkt, als ob keine Welt um ſie wäre, und fühlen ſich im leiſeſten Selbſtgenuſſe zufrieden. Die Idee der Traurigkeit, die wir in ſie legen, kommt wahrſcheinlich von uns ſelbſt her; wir empfinden ihre Blüthe nämlich auf ſo zarter Sproſſe, daß uns, mitten im Genuß, der Unbeſtand derſelben zu ſchmerzen anfängt. Wir, zumal fremde Nordländer, fühlen, der zarte Ton verhalle, die Roſenknoſpe entwickle ſich und erſterbe. Das ſollten wir indeß nicht fühlen, vielmehr dem Schöpfer der Natur danken, daß er uns eine ſolche Blüthe menſchlichen Daſeyns zeigte. Was Anakreon und die Anthologen, was Sappho, Platon, und wenn er noch vorhanden wäre, Ibykus von ſchönen Jünglingen gedichtet und geſungen habe, bliebe uns ohne dieſe ſichtbar gewordene Idee vielleicht ein leerer Hall, an den wir kein Bild heften könnten; jetzt überzeugt uns das Auge von der

Weſenheit jener lieblichen Träume und beſtimmt ſie uns in Bildern.

Das männliche Geſchlecht ging in der Kunſt der Griechen dem weiblichen vor; doch ward auch dieſem ſein reicher Antheil an der Kunſt nicht verſaget. Nymphen, Grazien, Horen, ja die Parcen, Furien und Meduſa ſelbſt empfingen ihr Antheil an dieſer Blüthe jungfräulicher Jugendſchönheit. Warum biſt du von Herkules Knieen entrückt, du Göttin mit der Schaale ewiger Jugend, blühende Hebe? Ihr Horen um Jupiters Haupt, ihr Schweſter-Grazien, die ihr, in untrennbarer Liebe verſchlungen, am Kephiſusſtrom eure ewigen Tänze feiert; warum erſcheint ihr uns in Nachbildern, die uns nur eure Idee gewähren? Indeſſen haben wir Figuren des Alterthums gnug, um den Begriff der weiblichen Jugendſchöne aus ihnen zu ſchöpfen.

Und ihr heiligen Muſen, vor allen du, hochaufſteigende Melpomene, mit deinem

Antlitz voll edlen Unmuths und hoher Würde; ſo oft ich bei euch, (ungleich an Kunſt wie ihr daſtehet) im vatikaniſchen Tempel war, dünkte ich mich, zwar nicht auf dem Parnaß zu ſeyn und eures begeiſterten Führers Apollo Stimme zu hören; aber in der Geſellſchaft reiner Weſen fand ich mich, deren Jede uns mit ihrer Bildung, mit ihrem Anſtande, ihrer Aufmerkſamkeit und Gebehrde mehr ſagt, was Dichtkunſt, Muſik, Wiſſenſchaft und Muſe des Lebens ſey, als eine Encyklopädie uns ſagen könnte. Ihr kehrt den Blick gewaltig in uns, und macht uns ſcheu, euren Namen nur auszuſprechen, oder den Saum eures Gewandes zu berühren. Im Kapitolium rupft die Muſe der Sirene mit Schmerz den Flügel; und in mehreren Darſtellungen wird Marſyas dem Apoll ein gräßliches Opfer. Wenn die griechiſche Kunſt der weiblichen Jugend Grazientanz, fröhlichen Leichtſinn, oder Schüchternheit, Spröde, endlich jenen noch ungebändigten Stolz

zum

zum Charakter gab, den mehrere griechiſche Dichter in Worten charakteriſirt haben: ſo ſey es erlaubt mich von ihnen zu einer unglücklichen Familie zu wenden, die für mich in ihrem heiligen Styl die hohe Tragödie der Kunſt iſt, Niobe mit ihren Kindern. Ich will ſie mit Worten nicht entweihen; aber einige Töchter und Söhne machen einen ſo reinen und tiefen Eindruck, daß jeder Vater, jede Mutter wünſchen müßte, Kinder ihrer Art zu erzeugen, jede Braut und jeder Bräutigam, ſich in dieſem Geſchlecht zu verloben. In dem Zimmer zu Florenz, wo ich mich mit den eingekerkerten einſchloß, kamen mir alle Unglücksfälle vor Augen, die je auf Erden eine Schuldloſe ſchöne Familie betroffen haben möchten; ſtatt aller ſtand ſie mir da, im Mutter- und Jugendſchmerz, eine heilige Krone. —

Soll ich nach ihr alle Scenen durchgehn, wo Empfindungen der Bruder- und Schweſter-, der Freundes- und Gattenliebe in ſtummen

men Bildern rührend daſtehn? Nie bin ich, ihr ſchönen Jünglinge, die man Oreſt und Pylades nennet; nie von euch ihr ſtillen Vertrauten, die man als Hippolytes und Phädra fälſchlich anklagt, nie von ſo mancher andern Gruppe, da ſich auf dem Grabſteine noch (das Kind in ihrer Mitte) liebende Hände den Bund der ewigen Treue ſchwören, weggegangen, ohne daß mein Herz durch die Innigkeit der Gefühle, die aus dieſen Gebilden ſprachen, innig erweicht war. Ich war in einer andern Welt geweſen, und ſprach zu mir: „könnteſt du mit ihnen leben und wäreſt Einer derſelben! der ganze Habitus der Menſchheit, wäre er in Unſchuld, Liebe und Einfalt noch nach dieſem Bilde gebildet!“ Solche Gefühle hatten mir zur Aufmerkſamkeit auf alles, was dieſe meine geliebten Menſchen anging, auf die Verhältniſſe ihrer Glieder, ihren Stand, ihre Gebehrde und Sitte, den Grad der Leidenſchaft, deſſen ſie fähig ſchienen, auf ihre Kleidung und ihren Wink das Auge geſchär-

ſchärfet. Soll ich Ihnen aus dieſer ſtummen Schule der Humanität Einiges noch erzählen? *)

Von Menſchen komme ich zu Helden und Göttergeſtalten, ob ich deren gleich auch ſchon einige vorübergehend berührt habe; wir betrachten ſie hier, wie ſie es auch waren, als reine Formen der Menſchheit.

Jeder Held erſcheint in ſeinem Charakter. Der ſchöne Kopf, den man den Achilles nennt, ſo wie Ulyſſes, Ajax u. ſ.; ſie zeigen, in welcher hohen Idee die Griechen ſich jene Helden Homers gedacht haben. Und hierin ſind ſie im gehörigen Maaß des Abſtandes

*) Ich darf vorausſetzen, daß die hier angeführten Denkmale der Kunſt, wenn nicht in den Urbildern, ſo doch in Abgüſſen, Abdrücken, Zeichnungen, Kupfern, oder aus Beſchreibungen, z. B. in Winkelmanns Geſchichte der Kunſt, Stollbergs Reiſen u. a. endlich wenigſtens aus der Mythologie bekannt ſind; ihnen alſo eine Claſſification nach der reinſten und höchſten Bedeutung nicht unangenehm ſeyn werde.

des von ſo vielen Köpfen der Dichter, der Dichterinnen und Weiſen nicht verſchieden; die meiſten davon ſind idealiſch gebildet, nicht weniger als Apollo und die Muſen. Eben aber durch dieſe idealiſche Form-Erfindung werden ſie lehrreich. Man ſiehet, wenn das Bild alt und ächt iſt, wie die Kunſt ſich aus dem Inbegriff der Geſänge und Sagen einen Homer, wie ſie ſich einen Pythagoras und Plato dachte.

Der Held der Helden iſt Herkules; er iſt es auch in der Kunſt, ſo fern dieſe ihr Ideal nicht höher hinauf treibt, als daß ſie unbezwingbare Stärke, unerſchöpfliche Kräfte, in einem Menſchenkörper darzuſtellen zum Zweck hat. Mittelſt ſolcher Glieder hat er ſeine Thaten gethan und den Olymp erſieget; die Fabeln hievon hat die Kunſt mit großer Energie ausgebildet. Herkules in mehreren ſeiner Gefahren, inſonderheit wie er den Höllenhund bezwingt, gab eine ſchöne Gruppe; und ſein Torſo, in welchem er von ſeinen Mühſeligkei-

ten ausruht, iſt durch Michael Angelo der neuern Kunſt ein großes Vorbild worden. Köpfe vom jungen Herkules ſind von unbeſchreiblicher Schönheit; und ſeine Jole, Omphale, Dejanira ſind von der Kunſt und Dichtkunſt ſehr wohl gebraucht worden. Da indeſſen die bloße Uebermacht körperlicher Stärke in der menſchlichen Natur noch kein höchſtes Ideal giebt; eine wohlthätige Güte aber in Herkules Thaten ſchwerlich ſichtbar gemacht werden könnte: ſo ging ſeine Idee gleichſam mit der Zeit nicht mit; er blieb ein Coloſſus der alten Fabel. Uns zumal dünken ſeine rieſenhafte Schenkel auch in Glykons Kunſtgebilde ungeheuer und Geiſtlos.

Lieber verweilen wir z. B. an Laokoons Bilde. Der heilige Mann, der durch ſeinen verſtändigen Rath ein Retter des Vaterlandes werden wollte, und dadurch die feindliche Göttin erzürnte, wird mit ſeinen geliebten Kindern, die am Altar neben ihm dienen, von

unge-

ungeheuren Schlangen ergriffen, und mit Jenen zu einer Todesgruppe verſchlungen. Sein Arm, ſeine Bruſt, ſeine Seele hat ausgekämpft; das Geſicht gen Himmel gekehrt, athmet er ſie aus in einem unermeßlich tiefen, langen Seufzer. Fürchterlich-ſchöne Gruppe; ein Ideal der Kunſt auch für das Gefühl der Menſchheit. Keiner kann ſchwerlich ein Märtyrer gedacht, rührender und zugleich bedeutend ſchöner im Kreiſe der Kunſt ſchwerlich vorgeſtellt werden. Die Schlangen verunzieren nichts, und in ihren Banden macht der ſtumme Seufzer des Leidenden eine Wirkung, die St. Sebaſtian, Lorenz und Bartholomäus nicht gewähren mögen. Herkules auf dem Berge Oeta war zu ſolchem Zweck nicht bildſam. Zu welcher ſchrecklichen Sprache könnte der Seufzer Laokoons lautbar werden, wenn wir ihn, wie den Philoktetes, auf Lemnus jammern hörten! — *)

Nicht

*) Nach der allbekannten Beſchreibung der Gruppe Lao-

Nicht aber Laokoon; Ihr ſeyd meine Helden der Kunſt, Caſtor und Pollux auf dem quiriniſchen Berge; in Euch lebt mein Pindar. Großes Werk, eines Phidias und Po-

lyklets

Laokoons in Winkelmanns Geſch. d. Kſt. S. 348. Dresd. Ausg. hat die Auseinanderſetzung dieſes Kunſtwerks in den Propyläen Bd. I. Stück 1. mit Recht ihren Ruhm erhalten. Ich bemerke nur noch, daß der Künſtler ſowohl die Windungen der Schlangen, als das Moment der Handlung ſelbſt offenbar zur Würde ſeines Helden geordnet. Es iſt kein erſter Anfall der Schlangen auf ihn; er hat ſich von der, die ihn umſchlang, faſt losgearbeitet und hebt ihre Ringe empor; dafür bringt ſie ihm niederwärts und von hinten ihren Biß bei. Durch dieſe Anordnung behielt der Künſtler nicht nur die edlen Theile des Körpers, Haupt, Bruſt, Leib und den einen Schenkel von jeder widrigen Verbindung mit dem Schlangenkörper frei; ſondern, indem durch dieß gegenſeitige Streben die Schlange zu ihrem niedern Biß gereizt zu werden ſcheinet, erhält der Held auch im Moment dieſes Schmerzes die Stellung einer ringenden Thätigkeit, ohne welche er, wenn er bloß wie im Kitzel zuſammenſchrumpfte, kein würdiger Anblick der Kunſt geweſen wäre. Jetzt iſt in der Gruppe Alles Handlung, Alles Bewegung; der kämpfende Held ſteht mit freier Bruſt, und faſt freiem

Kör-

lyklets nicht unwürdig; uns wenigſtens außer Griechenland und nach deſſen zerſtörten Heiligthümern ſtatt der Werke des Phidias und Polykletus. „Lebten Menſchen wie Ihr?“ fragte

Körper da; indem er aber den tödtlichen Biß empfängt, bekommen Körper und Haupt zugleich die flehende Stellung, in welcher er, nicht kühn wie Ajax, aber Schmerzvoll ſeufzend, emporblickt und mit den Göttern zu rechten ſcheint. Wirklich alſo ſinds Göttergeſandte Schlangen, in deren Kampf er ermattet; als eine tragiſche Idylle erklärt ſich die Vorſtellung nicht, wohl aber als der Kampf eines Helden, der dem von einer höhern Macht geſandten Ungeheuer, unrühmlich nicht, unterlieget. Die reinſte und edelſte Kunſtgruppe eines Märtyrers des Patriotismus und der Wahrheit, in der das ſchwerſte Problem der Darſtellung eines an ſich nicht reizenden Körpers und widriger Schlangen rührend und würdig aufgelöſet iſt. Was der Heldenſchönheit entging, erſetzet Ausdruck. Rührender wird dieſer auch dadurch, daß der Kämpfende als Vater ſeufzet, daß durch ihn unſchuldige Kinder leiden. Ein gewöhnliches Schlangenereigniß erklärt dieſe Darſtellung nicht. Niobe ſowohl als Laokoon, zum Verſtändniß des Ganzen bedürfen ſie der Expoſition ihrer Geſchichte.

Adraſtea IX. S. 15. 16.

fragte mein emporklimmender, umwandelnder Blick. „Nein antwortete der Geiſt, der euch umſchwebet; aber uns dachten, uns bildeten Menſchen. Heldenjünglinge, wie wir, waren einſt in der Seele vieler junger Männer und Helden. Auch den Dichtern ſind wir erſchienen; und das Vaterland hat auf uns gerechnet.“ Lebt wohl, Idole der Menſchheit! Das Wetter ziehe euch vorüber und eine freche Fauſt müſſe euch nie berühren. — —

Ehe wir höher hinaufſteigen, laſſen Sie uns auf dieſer Höhe des Heldenideals verweilen. Zu den Füßen dieſer göttlichen Menſchen ſitzen wir nieder, die Idee des Weges zu ſammeln, den wir zurückgelegt haben.

Die griechiſche Kunſt kannte, ehrte und liebte die Menſchheit im Menſchen. Den reinen Begriff von ihr zu erfaſſen, hatte ſie ſich auf vielſeitigen mühſamen Wegen, über ſchroffen Felſen, durch tiefe Abgründe, mit manchen Uebertreibungen und Härten unablässig

beſtre-

beſtrebet, bis dann ſelbſt dieſe übertreibende Mühe, die die Wahrheit um ſo ſchärfer verfolgte, nicht anders als zum Gipfel der Kunſt führte. In allen Menſchenaltern und jeder ihrer merkwürdigſten Situationen in beiden Geſchlechtern hatte ſie die Blüthe des Lebens gewonnen, die auf ſolchem Stamme blühet; denn die Griechen beſaßen noch Einfalt des Geiſtes, Reinheit des Blickes, Muth und Kraſt gnug, dieſe als eine vollſtändige, durch ſich beſtehende Idee in ihren Werken darzuſtellen und zu vollenden. Im Kinde dachten und bildeten ſie die Kindheit, im Jünglinge den Frühling des Lebens, im Manne den Götterſohn voll Selbſtgenuſſes in Kraft und Würde. An dieſer Heldenidee nahm auch das weibliche Geſchlecht Theil, wie jene ſchönen Bilder der Amazonen zeigen, deren manche im Geiſt eine Schweſter des Caſtor und Pollux zu ſeyn verdiente. Nachdem in allen dieſen Formen die Kunſt der reinen Idee Selbſtſtändigkeit, Würde, eine in allen Theilen

len lebendig gewordene Bedeutung gegeben, und ſie von jedem ungewiſſen, ſchwankenden oder fremden Beiwerk, wie durchs Feuer gereinigt hatte: ſo war von dieſen Gebilden nothwendig auch jene Kraft, die ausfüllend zum Verſtande und zum Herzen in höchſter Einfalt ſpricht, unabtrennlich. Der Zwang der Materie war überwunden; Geſchlecht, Alter, Charactere waren in ihrer Verſchiedenheit und leiſen Angränzung aufs ſicherſte bemerkt; und mit gegebenen großen Vorbildern in jeder Art und Gattung waren dauerhafte Kategorien der edelſten und ſchönſten Menſchenexiſtenz geordnet. Auf wie wenige Hauptformen tritt die formreiche menſchliche Natur in Geſinnungen, Leidenſchaften und Situationen zurück, wenn wir ſie mit dem weiſen und nüchternen Auge der Griechen anſehn! Der biegſame, Kraft- und Schönheitreiche Gliederbau der Menſchheit, in wie wenige Hauptbedeutungen löſet er ſich auf, ſobald die Seele Kraft hat, dieſe in jedem

Theil,

Theil, in jeder Stellung ganz zu behaupten! Unvergeßlich ewig und lehrreich ſind mir die Stunden, da ich vor den Kunſtgebilden der Alten (wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt) die Mechanik und Statik menſchlicher Seelenkräf⸗te im menſchlichen Gliederbau ruhig betrachte⸗te und abwog. Welche Freuden ſchöpfte ich in Erwägung der Symmetrie und Eurythmie, noch mehr aber der ſchönen Gegenſtellung, die in Ruhe und Bewegung, nach verſchiedener Art der Charaktere, dieſem göttlichen Körper mitgetheilt iſt, alſo daß ſich die Seele lieb⸗reich⸗ſtrenge bis im Wurf des Gewandes und in ſeinen Falten, wie ein wehender Geiſt of⸗fenbaret. Ihr habt unſre Natur gekannt und geadelt ihr Griechen; ihr wußtet, was das menſchliche Leben in ſeinen vorübergehenden Scenen ſey, das ihr auf ſo manchen Sarko⸗phagen eben ſo richtig und wahr, als einfäl⸗tig und rührend vorgeſtellt habt. Da erfaß⸗tet ihr die Blüthe jeder flüchtigen Scene und heiligtet ſie in einem nie verwelkenden Kranz

der

der Mutter des Menſchengeſchlechtes. Wenn unſre Art je ſo entartet werden ſollte, daß wir dieſe innere Kraft und Anmuth der Menſchheit, das hohe Siegel unſerer Exiſtenz gar nicht mehr erkennten; dann zerbrich, o Natur, die Form deines ausgearteten edelſten Geſchöpfes; oder vielmehr ſie zerbräche von ſelbſt und zerfiele in Staub und Scherben.

Und wodurch kamen die Griechen zu dieſem Allen? Nur durch ein Mittel; durch Menſchengefühl, durch Einfalt der Gedanken und durch ein lebhaftes Studium des wahreſten völligſten Genuſſes, kurz durch Cultur der Menſchheit. Hierin müſſen wir alle Griechen werden oder wir bleiben Barbaren.

Mit heiligem Ernſt treten wir zum Olymp hinauf und ſehen Götterformen im Menſchengebilde. Jede Religion cultivirter Völker (die chriſtliche nicht ausgenommen) hat ihren oder ihre Götter mehr oder minder humaniſiret; die Griechen allein wagten es, huma-

niſirte Gottheiten, ihrer und der Menſchheit würdig, in Kunſt, d. i. auf eine dem Gedanken rein und völlig entſprechende Weiſe darzuſtellen. Oder vielmehr ſie läuterten alles Schöne, Vortreffliche, Würdige im Menſchen zu ſeiner höchſten Bedeutung, zur oberſten Stufe ſeiner Vollkommenheit, zur Gottheit hinauf, und theificirten die Menſchheit. Andre Nationen erniedrigten die Idee Gottes zu Ungeheuern; ſie hoben das Göttliche im Menſchen zum Gott empor.

Unten ſahen wir einen Reiz der Jugend, deſſen flüchtige Blüthe wir bedauerten; unter den Göttern iſt er verewigt, eben dadurch, daß er aufs höchſte geläutert ward.

Als das himmliſche Sinnbild aller Jünglings-Genien auf Erden, ſtehet Dionyſos hier, deſſen zarte Idee die niedren Sterblichen ſo mißkennen, daß ich ſeinen Namen Bacchus kaum zu nennen wage. Er iſt die ſichtbar gewordene ewige Fröhlichkeit; im Ge-

nuſſe

nuſſe ſein ſelbſt, ohne Anſtrengung und den-noch mit der leichteſten Elaſticität ein ſüßer Beglücker der Götter und Menſchen. Im ſchönen Charakter dieſes thätigen ſüßen far niente rettete er einſt den Olymp, und culti-virte die Welt durch Gaben und Geſchenke. Sein Daſeyn iſt ein ewiger Triumph unter Trauben, mit denen er die Sterblichen er-quickt und getröſtet hat, unter dem ewigen Freudenliede jauchzender Mänaden.

Und an ſeiner Seite ſenkt den Liebetrunk-nen Blick auf ihn die durch ihn gerettete, ſe-lige Ariadne. Von ewigem Dank und inni-gem Ergötzen ſtrömt der gerührte Blick, den keine Mänas, keine Baccha mit ihr theilet. Ohne Kinder, in ſeligem Anſchaun des Genuſſes feiern die zwei ihr unzerſtörbares Triumphle-ben, in welchem Bacchus ſelbſt die Blüthe der Weiblichkeit in ſeiner Natur genießet. Lebet wohl ihr glücklichen Beide, du Gerettete und du ihr Retter; habt viel Nachfolger auf der

Erde, die unter Scherz und Freude die Menſchheit beſeligen, die retten und wohlthun, ohne daß ſie es Zwang koſtet. Den Triumphswagen ſolcher Gemüther umjauchzen dankende Chöre. — Schöne Statuen ſind vom Bacchus da, und das capitoliniſche Haupt der Ariadne iſt ganz ihr Charakter.

Neben Bacchus ſtehet Apollo, das höchſte Symbol aller Heldenjünglinge der Menſchheit. Ueber Caſtor und Pollux erhaben iſt ſeine Geſtalt ein ſichtbargewordener Heldengedanke. Seine Thätigkeit iſt Blick, Gang, Daſeyn, Sieg mit der Schnelle des Pfeiles. Und dieſer kühne, raſche, ſelbſt zornige Jüngling rührt in andern Geſtalten die Leier, der alle Muſen horchen. Ihr horcht der Schwan oder Greif zu ſeinen Füßen; ihr horcht die Natur. Aller Muſen Künſte ſind dieſem Heldenjünglinge eigen, der ein Ideal griechiſcher Cultur iſt zur thätigen und Muſenhaften Heldenjugend. In ſeinen drei Hauptſtellungen,

lungen, als Sieger, Sänger, und ruhender Jüngling iſt er immer Apollo; auch wenn er ſanft angelehnt nur die Eidexe tödtet.

Und neben ihm ſeine unermüdliche Schweſter Diana. Sie, die Jungfräulichkeit, daher auch die Keuſchheit und immer muntre Thätigkeit ſelbſt, ohne welche jene nicht beſtehn konnten. In der grünenden Natur, mit Nymphen umgeben, eine Göttin unter den Nymphen, eilt ſie dahin wie ein jugendlicher Hirſch, unbewußt ihrer Schönheit, ihr Blick iſt in der Ferne. Und wenn in ihrem Herzen der Funke der Liebe zündet, und ſie den Endymion belauſcht; wie rein und ſtille verſchwiegen iſt dieſer Anblick! wie rührend ſtellte ihn auf Grabmalen die griechiſche Kunſt vor! — Jünglinge und Mädchen ſangen das Lob des Apolls und der Diana in Wechſelchören: denn beide Gottheiten waren das Abſtractum ihrer Tugend. Erſt nur, wenn Hymen den Gürtel der Jungfrau löſete,

trat

trat die Verlobte aus dem Dienſte der ſtrengen Diana ins Gebiet der ſchaamhaften Aphrodite. In Apolls ſchönen Darſtellungen iſt alſo eine der höchſten Zierden menſchlicher Tugend erhalten; und wenn die Bildniſſe der Schweſter dem Ideal des Bruders nicht gleich ſeyn möchten, ſo verläugnet dennoch keine Vorſtellung den Charakter einer Artemis oder der ſanfteren Luna.

Eine dritte Jünglingsart ſtehet dort an der Pforte des Olympus; es iſt Merkur, der Gott ſchlauer Beredſamkeit, der behendeſten Betriebſamkeit in allen Geſchäften. Er hat den Apoll überliſtet, hat mancherlei Anſchläge erfunden, und trägt den Beutel. Auch trägt er Botſchaften und geleitet die Seelen ſelbſt zum Orkus, geflügelt an Füßen und Haupte. Es iſt ein geſchäftiger, munterer Gott, das Haupt einer großen Gemeinſchaft, die in ihm perſonificirt iſt, ein unentbehrlicher Gott im Himmel und auf der Erde. Fabel und Kunſt haben ihn ſo vollkommen ausgebil-

gebildet, als den Jupiter oder die Minerva; er iſt aber ein Erdgeborner, der Maja Sohn, Subaltern an Dienſt und Charakter. Wir wollen den ſchönen Gott, ſchön an Haupt, an Füßen und Händen nicht ohne Betrachtung vorbeigehn. Bemerken Sie, wie er lauſchet, wie er mit ſich ſelbſt und ſeinem Schlangenſtabe und ſeinem Hahn und Beutel ſo ganz Eins iſt; ein vortrefflicher Gott an der Pforte.

Dir nahen wir uns, himmliſche Aphrodite, unübertroffnes Ideal des weiblichen Liebreizes, einer ſittlichen Schönheit. Aus der Welle des unruhigen Meeres ſtiegſt du hervor, vom lauen Zephir getragen; da legten ſich die Wellen; deine ſittſame Gegenwart machte ſie zum Spiegel der Lüfte. Beſcheiden trockneteſt du dein Haar, und jeder fallende Tropfe deines irdiſchen Urſprunges ward ein Geſchenk, eine Perle der Muſchel, die dich wollüſtig in ihrem Schoos wiegte. Du ſtiegſt zum Olymp, und die Götter em-

pfingen

pfingen dich in deiner Geſtalt: denn ſie ſelbſt war deine Hülle; die Grazie, mit der du dich, durch und durch ſichtbar, dem Auge unſichtbar zu machen weißt, dieſe in ſich gehüllete Schaam und Beſcheidenheit iſt dein Charakter. Auch auf dem häuslichen Altar der Griechen ſtandeſt du nicht anders als unter dieſem Bilde: denn nur Schaam kann Liebe erwecken und zeugen. Es iſt ein verfehlter Charakter, wenn Aphrodite zurück blickt, oder ſich mit Wohlgefälligkeit zeiget; ihre Schönheit iſt die, daß ſie, ſich vor ihr ſelbſt gleichſam und vor Allem verbergend, Himmel und Erde entzückt; dem wegſchlüpfenden Thautropfen einer jungen Roſe ähnlich, in dem ſich die anbrechende Morgenröthe ſpiegelt. Das bedeutet ihr Apfel, das ihre Taube; dahin hat ſie der Sinn der Griechen, ſelbſt mit ihrem zu kleinen Köpfchen und was man ſelbſt an ihr tadelte, gedichtet. Beſcheidenheit und eine Kunſtloſe Schaam, die ſelbſt die höchſte Kunſt iſt, ſind und wecken

den

den Liebreiz. Es giebt keine feinere Zunge dieſer Waage.

Neben ihr ſteht die verſchleierte Veſta. Als die große Mutter der Natur kennen wir ſie nur auf Gemmen, oder in der Flamme ihres Altars; aber ihre Veſtalen, die Dienerinnen ihres heiligen Heerdes, ſind uns ehrwürdige Jungfrau-Matronen. Aus jeder Falte ihres Gewandes hätten Nonnen und Heilige lernen können, was zu beobachten ſey, um in einer reinen Menſchheit alſo ehrwürdig zu erſcheinen, daß man bei einer kaum ſichtbar gewordenen Hand und dem Engelreinen Antlitz den großen dichten Schleier heiliger Gelübde verehret. —

Wieder laſſe ich mich am Fuße dieſer Veſtale nieder und frage: „was helfen uns dieſe Bilder? Dieſe ſo groß und rein und richtig beſtimmten Menſchen-Ideale?“ — Und antworte mir ſelber: „viel! ſehr viel!“

Dort

Dort nahm Pallas dem Diomed die Wolke vom Auge hinweg, daß er einen Gott und einen Sterblichen unterſcheiden konnte; eben dieſe Wohlthat wird uns durch dieß Studium der griechiſchen Kunſt gewähret. Leibhaft wandeln unter uns keine Apollo's und Dianen umher; jene Anlagen des Charakters aber, die eine Diane oder Veſtale, eine Ariadne oder Anadyomene, einen Merkur, Bacchus, Apollo im höchſten Ideal gaben, ſind in zerſtreueten, oft ſehr verworrenen Zügen vor uns. Dieſe Anlagen nun zu erkennen, iſt eine Charakteriſtik menſchlicher Denkarten und Seelenformen nöthig, die ſich auf wilden Wegen ſchwerlich erlangen läßt. Sind Linneus genera plantarum das Inventarium der Botanik worden, ſchätzet man ſeine nach Naturkennzeichen gegebene Thierclaſſen hoch; ſollte es nicht auch Menſchenclaſſen nach Natureigenſchaften geben? und wären dieſe, auf die reinſten Begriffe gebracht und in unzerſtörbaren Formen dargeſtellt, nicht aller Betrachtung werth?

werth? Daß die Griechen den Menſchen mit einem unbefangenen, ſchärfern Blick angeſehen haben, als wir, wird niemand läugnen; daß unſre Temperaments- und phyſiognomiſche Eintheilungen zu Nichts ſicherm führen, muß jedermann klar einſehn; warum liegen uns denn jene von Meiſtern erfundene ſcharfe und große Formen der Unterſcheidung ſo weit ab? Warum ſonſt, als weil wir ſie nicht verſtehen, oder zu gebrauchen nicht vermögen. Wir fühlen, daß der edelſte Saame, unter uns aufkeimend, kein Klima zum Aufkommen, geſchweige einen Olymp zur Gottesgeſtalt findet, und tappen alſo fort im Nebel. Wenn aber die liebliche Schaam, die Seelen verhüllte Veſtale oder Dianens keuſche Tochter keinen Olymp verdienen, genießen ſie nicht eines häuslichen Altars?

Eine reine Kritik dieſer der erleſenſten Menſchenformen, die man Göttergeſtalten nennt, prüft und ſichert unſer Urtheil auch

für

für alle ſittliche Compoſitionen. Von wie manchem Nebenbegriff bin ich frei geworden, wie manche Meinung habe ich vergeſſen lernen, ſeitdem die Kunſt der Griechen, geſtützt auf ihre Weisheit und Sittenlehre, meine Führerin ward. Demüthig wie ein Fragender zu Delphi, frage ich mich: hat dieſe Compoſition, hat dieß Urtheil, hat dieß Werk einen Werth? haben ſie einen ſittlichen Charakter? Von welcher Art iſt dieſer? hoch oder niedrig? und iſt er ſich ſelbſt treu, in ſich beſtändig? Durch die ernſten Fragen, wie manches lernt man vergeſſen und wegthun! Dieß Urtheil über eine Compoſition z. B. kann nur auf zwiefache Weiſe, ſubjectiv und objectiv, ein Gewicht haben. Subjectiv: indem der Urtheilende den ganzen Sinn des Werkes, das er beurtheilt, treu erfaſſet, ihn an allen Theilen feſthält und deſſen Beſtandheit oder Unbeſtandheit wie in einem Kunſtwerk zeiget. Objectiv, indem er uns das reine Richtmaaß vorhält, nach welchem und nach keinem andern

dern es gebildet werden konnte noch ſollte. Thut der Urtheiler keins von beiden, oder verwirret er beide Arten mit einander; iſt er ſo ſchwach, daß er den Sinn des Gedankenwerks oder der Handlung weder zu begreifen noch darzuſtellen vermag, oder ſo anmaaßend, daß er eine ungeprüfte mangelhafte, falſche Regel, aus Unkunde oder Vermeſſenheit, uns als ein Geſetz vorhält; wer wird darüber ein Wort verlieren? Seitdem ich über den vatikaniſchen Apollo, über Laokoon und die tragiſche Muſe, über das Ideal der Alten u. ſ. gehört und geleſen habe, was ich darüber gehört und geleſen, kümmern mich wenige Urtheile mehr, aber das Urtheil der Wenigen, die eine vollſtändige Idee des Werks, als eines griechiſchen Kunſtwerks, haben, gehen mir auf Leib und Leben.

Was endlich die Anwendung dieſer großen Gedanken betrifft; wozu ſind die Bilder meiner Götter und Helden nicht angewendet worden? das muß den Meiſter eines Werks

nicht

nicht kümmern; gnug, ſie ſtehen da und leben. Wenn ihr inwohnender Genius ſie nicht ſchützt und aus ihnen ſpricht, ſo iſt alle Wache und Fürſprache verlohren.

Die Idee des Kriegesgottes unter dem Bilde des Mars (Ares) war den Griechen ſeit dem Homer nicht ſo geehrt, als ſie es den Römern ward, die von dieſem Gott ihr Geſchlecht ableiteten. Seine Statue iſt ſelten, und wo man ſie dafür hält, wird ſein Anſehn durch Ruhe oder durch Amor und Venus gemildert. Die nackte Idee eines Kriegers kann als ein unbeſtimmter Begriff kein hohes Ideal geben. Eben alſo Vulkan. Der Gott aller Künſtler, der nur als ein Werkmeiſter bei ſeiner Arbeit vorgeſtellt werden konnte, war eines hohen Ideals unfähig. Prometheus ſelbſt gab mit ſeiner Menſchenbildung zu ſchöneren Ideen Anlaß, inſonderheit unter dem Beiſtande der Minerva.

Feierlicher erſcheint jene große und zärtliche Mutter, die Hausmutter der Erde, Ceres,

res, Demeter. Ruhig und hausmütterlich iſt ihr Anſtand; wie erſchreckt und eilig aber ſchwingt ſie die Fackeln, wenn ſie ihre verlohrne Tochter Proſerpina ſucht! Dieſe Geſchichte, eine der ſinnreichſten und bedeutendſten des Alterthums, iſt in ihren ſchönen Vorſtellungen auf Grabmälern der Menſchheit ſo lieb, als die Geſchichte Endymions, der Pſyche oder die Scenen des menſchlichen Lebens von Prometheus an bis zum ſchüchternen Eintritt der Seele ins Reich des Aides. Traurig und milde thront Proſerpina da, ſie ſelbſt eine geraubte Königin des Orkus.

Noch drei Göttercharaktere ſind vor uns, Pallas, Jupiter und Juno.

Das Bild der Pallas, die zuerſt eine fürchterliche Kriegsgöttin war, iſt viel bedeutender und edler, als Mavors ausgebildet worden: denn eine mächtige Städtebeſchützerin war ſie, keine tobende Wilde. Sie vereinigte Muth mit Verſtand, und war dadurch

von

von jeher dem roh-angreifenden Mars überlegen. Vor ihrer Bruſt das Haupt der Meduſa und jenen Schild, den Homer lebendig beſchrieben; in ihrer Hand den mächtigen Speer; den ſchrecklichen Helm auf ihrem Haupte, war und blieb ſie ſelbſt die heilige Jungfrau, die aus dem Haupte Jupiters entſproſſen, gleichſam ſein ſichtbar gewordener mächtiger Schreckgedanke, und in der Folge die Göttin aller Weisheit, inſonderheit des häuslichen ruhigen Fleißes war. In beiden Eigenſchaften ward ſie gebildet; bald als jene furchtbare Göttin, deren plötzliche Gegenwart Verwirrung und Flucht bringt, bald als die friedliche Städtebeſchützerin, die Mutter aller nützlichen Künſte. In beiden Vorſtellungen iſt ihre dämoniſche, mächtig-ſtille Gegenwart wirkſam. Wie vor einem hinabgeſchwebten olympiſchen Weſen ſtehet man vor der Minerva Giuſtiniani; man wagt ihr kaum zu nahen, und doch iſt ihr Daſeyn ſo in ſich geſchloſſen und friedlich. Keine andre Göttin

führt

führt dieſe Gattung heiliger Majeſtät bei ſich, die eine Pallas auch nicht verläßt, wenn ſie in häuslichen Künſten arbeitet. Dank dem glorreichen Athen, das ſeine Göttin ſo ſchön ausgebildet. Es weihete ihr alle Kränze, die aus ſeinem Flor entſproßten, indem das Feſt der Gedankentochter Jupiters ſein großes Feſt war. Mit Andacht opferte ihr Mutter und Kind, der Krieger, wie der Weiſe.

Das verſchloſſene Bild der Juno Ludoviſi ſtellet die Königin des Himmels dar, des höchſten Gottes Schweſter und Gemahlin. Alle weibliche Majeſtät, Pracht und Größe iſt in dieß ruhige Antlitz geſenket. Sie hat nicht ihres Gleichen; ihres Gleichen kann ſie nicht haben, die göttliche, königliche Juno. Beſäßen wir vom Jupiter ſelbſt ein Bild, wie dieſes!

Dennoch aber, ob uns gleich ein Phidias-Bild vom höchſten Gott fehlet, iſt ſein Charakter in allen Vorſtellungen merkbar,

Macht, Weisheit und Güte in Ein unſterbliches Haupt verſammlet. Was ſein Weib in ſtolzem Anſtande zeiget, das iſt er in ruhiger Würde, Vater der Götter, König des Himmels und mit ſeinem Stabe ein Hirt der Völker. Der Bliz in ſeiner Hand hat die Rieſen zerſchmettert und die Lüfte gereinigt; ſein Blick hat den Elementen Frieden geboten, darum feiern um ſeinen Thron Grazien und Horen unzertrennbare Reigentänze. Sein Haupthaar, deſſen Wallen den Olymp erſchüttert, fällt in ruhigen Locken nieder; ſein Mund iſt gütig und der Wink ſeines Augenbrans verheißt den Flehenden, der ſein Knie berühret, väterlichen Beiſtand. Heil dem Gott der Götter! Er gebe ſeinen Erdgebornen Söhnen, was er hat und iſt, mächtige Güte, gnädige Weisheit.

Nach Jupiter darf ich von ſeinen beiden Brüdern nicht reden; ſie tragen ſeinen Charakter, nur in niedrigern Reichen. Neptun in den Wellen des Meers zeigt den Sturm

deſſelben, aber nur in ſeinem Haar; ſein Anblick glättet das Meer, und gebietet Wellen und Stürmen Friede. Pluto's (Jupiter-Serapis) Antlitz mit ſeinem düſter-gütigen Blick eröffnete mir jedesmal die dunkle Unterwelt, wenn ich ihn anſah. In düſtern Gegenden iſt dieſer traurig-ernſte und doch milde Jupiter König. So charakteriſirten die Griechen Leben und Tod, Himmel und Orkus. O wären uns von ſo manchen Gottheiten, die in Pauſanias genannt ſind, Abbildungen übrig; wir hätten eine Charakteriſtik ſelbſt aller Leidenſchaften der Seele.

Wenn dieſer mein Brief öffentlich bekannt würde, ſo könnte es ſchwerlich anders ſeyn, als daß er Manchem enthuſiaſtiſch vorkäme. Dieſem aber hätte ich nur Eins zu ſagen: „gehe hin, ſieh' und betrachte. Je kälter, deſto beſſer; um ſo mehr wirſt du, was ich andeutete, finden. Nur habe kein vorgefaßtes Syſtem."

Alle wiſſen wir, daß die Götter der Griechen in verſchiedenen Gegenden entſproſſen, hie und dort anders gedacht, mit Nebenumſtänden oft verkleidet, von Dichtern äußerſt verſchieden behandelt, von Philoſophen endlich mit Allegorien dergeſtalt überladen worden ſind, daß man in jedem Gott einen ganzen Olymp von Göttern finden könnte. Aus dieſem allen folgt aber nichts, was meiner in Denkmalen vorliegender Wahrheit zuwider wäre. Der Mytholog zähle jede örtliche Gottheit mit ihren Attributen und Namen her; eine ſehr lehrreiche Tempelreiſe. Der Ausleger bemerke jede Verſchiedenheit der Götterfabel nach Zeitaltern, Dichtungsarten und einzelnen Dichtern; eine ſehr lehrreiche Reiſe, wenn ſie mit Ariſtoteles Scharfſinn angeſtellt wird. Unter andern guten Folgen würde ſie uns auch vor der unſeligen Uebertragung des Bildes Einer Dichtungsart in eine von ihr verſchiedene, ja vor hundert andern unnützen Anführungen bewahren. — Der Kunſtliebhaber

haber reiſe die Kunſtwerke durch, ſowohl die noch vorhanden ſind, als auch von denen die Alten reden. Er unterſuche das Spiel der Künſtler-Ideen nach Zeiten, Gelegenheiten, am meiſten nach dem Ort und Zweck ihrer Anwendung: denn unmöglich können doch Statuen, Bas-Reliefs, Gemmen und Münzen auf Einen Fuß genommen, Zeiten und Länder verwirrt, und Alles wie auf Einer Tafel betrachtet werden. Hierüber iſt noch wenig geleiſtet worden, zumal ſo viele ſchöne Basreliefs noch nicht bekannt, und wenige Kunſtliebhaber in dem glücklichen Fall ſind, alles Bekanntgewordene zu kennen, oder mit Muße zu gebrauchen. — Endlich vergleiche dieſer Kunſtliebhaber Künſtler und Dichter; von allen vorigen das ſchwereſte Werk, das nicht nur Gelehrſamkeit, ſondern auch Verſtand und einen wirklichen Kunſt- und Dichterſinn fodert. Hier brach Leſſing eine große Bahn, auf welcher aber noch nicht weite Schritte gemacht ſind. Eine feſte Kritik hierüber würde

uns vor mancher unglücklichen Anwendung der Kunſt auf die Dichter, die in theuren Werken vor uns liegen, und doch bloße Barbarei ſind, bewahren. — Alle dieſe und noch mehrere Erwägungen aber verrücken den Geſichtspunct nicht, den ich verfolgte, nämlich: „welche reine Idee lag der Kunſt, und zwar in ihren heiligſten Werken vor, die öffentlich dargeſtellt und für die Ewigkeit geſchaffen wurden? Wie kam die Kunſt zu ihr? wie hat ſie ſolche ausgeführet?“ Dieß dünkt mich gleichſam das letzte, innigſte Reſultat beim Ueberſchauen ihrer Werke, in denen der Künſtler nicht eigenmächtig ſpielen, ſondern den Charakter ſeines Gegenſtandes als eine bleibende, ja gar als eine höchſte Idee angeben wollte. Würde mir alſo Jemand gegen meinen Jupiter die Vaſe zeigen, auf der er als Maske die Rolle des Amphitruo ſpielet, oder gegen meine Juno ihren Zank im Homer anführen: ſo könnte ich ihm nichts ſagen, als: „für dich habe ich nicht geſchrieben.“ Ich ſchrieb von den

Idealen

Idealen der Humanität in der griechiſchen Kunſt und dieſe bleiben feſt, wenn auch bei Dichtern und Künſtlern tauſend Inhumanitäten vorkämen; von dieſen möge ein andrer ſchreiben.

„Aber, m. F., die Faunen, die Satyren, Pan, Silen, der indiſche Bacchus, die Mänaden, die Centauren (an mehrere Ungeheuer nicht zu denken) — wie beſtehen dieſe mit Ihrem Ideal der Humanität in griechiſchen Kunſtwerken?“

„Zweitens. Und hätten die Griechen uns denn Alles vorweg genommen? wären außer dieſen und hinter ihnen nicht noch andre, feinere ſittliche Ideale möglich? Ja wären dieſe von mehreren Künſtlern nicht wirklich gegeben?“

„Endlich was hilft uns dieſe Humanität der Griechen, da wir nicht Griechen ſind? Unſer Himmel, unſre Einrichtungen, unſre Lebensweiſe legen uns andre Bedürfniſſe auf,

und ſodern von uns andre Pflichten. Wir lüſten alſo, wenn wir jene, ſoll ich ſagen, feinere oder gröbere Sinnlichkeit alter Zeiten, jugendlicher Völker der Welt begehren, nach einer uns verſagten, dazu gefährlichen Traube. Unſre Humanität blüht in philoſophiſchen Begriffen ohne ſinnliche Darſtellung. Die Blüthenzeit iſt vorüber; wir koſten Früchte." Wollten Sie uns wohl Einige dieſer Zweifel löſen?

Die Satyren der Griechen ſind eben ſowohl Denkmale ihrer humanen Weisheit, als die erhabenſten Götterbilder. Nicht alles läßt ſich in der Menſchheit zum Helden und Gott idealiſiren; deshalb aber iſt dieſer Theil unſers Geſchlechts ſo ganz und gar nicht verwerflich. Es giebt eine geringere, eine Faunen- und Satyrennatur in der menſchlichen Bildung, die wir nicht verläugnen können; ſie iſt behend, aufgeweckt, luſtig, munter in Einfällen, in ländlichen Scherzen und Spielen; dabei lüſtern, üppig; übrigens einem

Theil

Theil nach (denn es giebt auch grobe, böſe Faunen) gutartig, dienſtfertig, wohlgefällig, freundlich. Warum ſollte man dieſen Geſchöpfen, die einſt die Beſitzer der jungen Welt waren, ihre Freuden und Spiele ſtören? Warum ſollte man dieſem Satyrus, der mit ſo unendlichem Appetit die ſüße Traube koſtet, jenem Faunchen, das die Nymphe belauſcht oder haſchet, jenem andern, der mit kindiſcher Freude die Flöte bläſet, oder gaukelnd aufhüpfet, ihre jugendliche Freude, ihre unerfahrne Lüſternheit und Neugier rauben? Vergnügungen oder Luſtkeime dieſer Art machen ja einen ſo großen Theil der Jugendfreuden aus, die man unſchuldige Freuden zu nennen gewohnt iſt; und manche Charaktere haften daran Zeitlebens. Alſo bemächtige ſich auch die Kunſt dieſer Klaſſe der Menſchheit; nur ſie ſondre ſie ab, und charakteriſire ſie alſo, daß man ſogleich ihre Natur wahrnimmt. Dieß hat die Kunſt gethan, und zwar (ich gehe alles vorüber, was für lüſterne Augen

in

in Wolluſt-Kammern oder Gärten gemacht wurde) auf eine dem Genius dieſer Gattung ganz gemäße Weiſe. Dieſem jungen Satyr ſprießt ein Hörnchen, jenem ein Schweifchen; ſein ſpitzes Ohr lauſcht, ſein Blick, ſeine Zunge lüſtet; alſo iſt er ſeiner Art nach zum gaukelnden Sprunge, zur lüſternen Fröhlichkeit gemacht; in dieſer Art hat die Kunſt ihn ergriffen und charakteriſirt. Es giebt Satyren von großer Schönheit; nur ſobald ſie Satyren ſind, zeichnete ſie die Kunſt aus, als der reinen Menſchheit nicht ganz würdig. War es Grobheit oder zartes Gefühl, das dieſen Unterſchied machte? Unſer Auge würde vielleicht nicht beleidigt, wenn ein ganz menſchlicher Jüngling mit einer Nymphe ſcherzt; das Auge der Griechen ward es. Die Geſtalt eines Jünglings war heilig; aber ein Satyr durfte ſo ſcherzen und tändeln. Dieſe charakteriſtiſche Unterſcheidung, die Begierden ſolcher Art gleichſam an die menſchliche Natur rückte, war alſo höchſt-ſittlich gedacht,

und

und die reine menſchliche Natur, inſonderheit der menſchliche Jüngling ward durch ſie ſehr geehret.

Ueberhaupt machen wir uns von dieſer ganzen Gattung Geſchöpfe zu grobe Begriffe, weil unſerm Klima die ländlichen Spiele und Feſte, die dazu Gelegenheit gaben, fremde ſind. Wir denken uns allenthalben grobe Waldfaunen und Waldteufel, von denen dort nicht die Rede war; es waren bekannte fröhliche Masken. Die Griechen hatten ſogar eine eigne Gattung Schauſpiele, wo nur Satyren ſprachen und hüpften; Schauſpiele, die unmittelbar hinter den größeſten Stücken Aeſchylus und Sophokles geſpielt wurden, und deren ſich die größeſten Meiſter nicht ſchämten. Dieſe Stücke waren Denkmale der Freiheit und Fröhlichkeit alter Zeiten; ein Satyr durfte ſprechen, was der ehrſame Mann nicht ſprach, und man durfte es hören: denn es ſprachs aus den Kindeszeiten der Welt ein Satyr. Neuere Künſtler haben dieß ſitt-

liche

liche Coſtume, was einem Menſchen und einem Satyr zieme? nicht eben ſo genau unterſchieden.

Damit habe ich zugleich dem Silen, dem ſogenannten indiſchen Bacchus, den Centauren, Sirenen, noch mehr aber jenen Ungeheuern, die ſich ganz von der menſchlichen Natur abſondern, das Wort geredet. Bei uns laufen alle dieſe Dinge durch einander; der Silen heißt ein ehrlicher Mann, der gerne trinkt; Jahrhunderte lang waren unſre Trimalcions Leute von der großen Welt; ihre Sitte hieß Hofſitte und Kunſt zu leben. Bei den Griechen nicht alſo; Silen und Trimalcion waren Masken ausgezeichnet niedriger Charaktere.

Haben Sie in dieſer Rückſicht überdacht, welchen Vortheil ſolche Masken der griechiſchen Kunſt, welchen Adel ſie der menſchlichen Bildung gaben? Durch ſie ward von unſrer Nation abgeſondert, was ſie verzerret, was ihr nicht ziemet. Alle Carrikatur nämlich

lich war in Masken verlegt, claſſificirt und geordnet. Damit blieb ſie vom edlen menſchlichen Körper getrennt: kein Hogarth durfte Prometheus ſeyn und Menſchen bilden; wohl aber konnte das Kind, der Knabe mit Masken ſpielen, ſelbſt Jupiter und Merkur konnten in Masken agiren, wenn ſie's gut fanden. Sie waren jetzt nicht Götter, ſondern Mißgeſtalten; denn wer eine ſolche Maske trägt, bezeugt eben damit, daß er jetzt kein Menſch, oder Gott, ſondern das Thier, der Thor ſey, in deſſen Geſtalt er erſcheint. Der edlen Menſchengeſtalt, die bei den Griechen über Alles galt, hat er entſaget. — Selbſt an die griechiſche Claſſification und Ordnung dieſer der Menſchheit unwürdigen Formen hat kaum ein neuer Begriff gereichet.

Die Centauren der Griechen, inſonderheit Chiron, der den Achilles unterweiſet, haben mich immer lehrreich vergnüget. Ich kann den Gedanken, daß eine verſtändige, zärt-

liche, tapfere und keuſche Thierheit die Erzie=herin und Wiederherſtellerin des Menſchenge=ſchlechts ſey, nicht zarter ausdrücken, als er hier ausgedrückt iſt: denn Swifts edle ver=ſtändige und keuſche Huynhyms im Contraſt ſeiner Yaoh's, ſind, gegen die Dichtung der Griechen, barbariſche, in ſich ſelbſt nicht be=ſtehende Gedanken. Chiron unterweiſet den Achill, nicht etwa in der Jagd allein, ſondern in allen Künſten der Muſen, ſorgſam ſtrenge und zärtlich. Die Leier in der Hand eines Centaurs; eine mit ihren menſchlichen Mut=terbrüſten nährende Centaure, auf deren Rü=cken Amor ſitzt, würde den Stoff zu einer äußerſt ſittlichen Unterhaltung geben, auf welche die Deutung der Fabel, daß dergeſtalt die Helden der Vorwelt cultivirt worden, ſelbſt weiſen.

So auch Ihr, ihr ſchönen Meduſen, Gorgonen, Sirenen, Scylla und Charybdis, ihr Bacchen, Mänaden, Titanen und Cyklo=pen, wo und wie ihr in der Kunſt der Grie=

chen

chen erſcheint, ſeyd ihr an eure Plätze geordnet. Unter uns lauft ihr umher; eine Titane läßt ſich als Held, eine Meduſe als Charis, eine Baccha als die Königin des Himmels anſchauen und phyſiognomiſch malen. Wären wir den Griechen nicht Dank ſchuldig, daß, was wir nicht können, ſie gethan, und nach unveränderlichen Regeln und Kennzeichen Claſſen geordnet, Abarten ausgezeichnet und die reine Form von der Unform getrennet haben? Auch die Barbaren, und den ſogenannten Trimalcion haben ſie treffend bezeichnet.

Ihre zweite Frage: „haben die Griechen uns alles vorweg genommen, und ſind nicht nach und hinter ihnen andre, feinere und ſittlichere Ideale möglich? Ja ſind dieſe nicht vielleicht ſchon längſt in der neueren Kunſt gegeben?“ Dieſe Frage wird ſich, wie mir es ſcheint, aus dem Vorigen von ſelbſt beantworten. Die Griechen nämlich haben, indem ſie alles ordneten, als Räuber nichts vorweg-

genom-

genommen; ſie haben der Erfindung keines ſterblichen Menſchen geſchadet, ſondern dieſer Raum gemacht und ſie geleitet.

Im Anbeginn der Dinge, ſagen die Dichter, ſchwebte alles in wüſter Unordnung und es war zu nichts Raum. Da begann eine Welt; jedes ordnete ſich zu ſeines Gleichen; es wurden Planeten und Sonnen. Elemente ſonderten ſich; es entſtanden Kunſtgeſchöpfe. Nun ward Raum: denn die harmoniſchen Töne der Weltleier waren erklungen, und Alles geſellet ſich ſeitdem zu ſeinem Geſchlecht, zu ſeiner Ordnung. Noch jetzt erhalten ſich alle Claſſen der Lebendigen alſo; ſo reihen noch jetzt ſich Sonnen an Sonnen; Nebelſterne ziehen ſich zu Syſtemen zuſammen und gewähren Raum; ſo ward und ſo wird die Schöpfung.

Auch die Kunſt, die Schöpfung der Menſchen nicht anders. Die Griechen erfanden und vollendeten Ideale; ſie ſchufen Klaſſen

der

der Menſchheit, und trenneten ab, was nicht zu ihr gehöret. Damit bildeten ſie den reinen göttlichen Begriff unſres Geſchlechts zart und vielſeitig aus; wem haben ſie hiemit geſchadet? Wer ſich edler als Caſtor und Pollux, ſchöner als Dionyſos oder Apollo, jungfräulicher als Diana, dämoniſcher als Minerva fühlt, der trete her und die Kunſt wird ihm opfern. Die hohen Sternbilder, die geordneten Sonnen ſtehen da; und zwiſchen ihnen iſt Raum zu andern Syſtemen.

Jede reine Idee, die ein vollendetes Bild giebt, theilt nachbarlichen Ideen Klarheit mit; dieß zeigt die griechiſche Kunſt in hohem Grade. Aus jener beſcheidenen Aphrodite eine Nemeſis; aus ihr und aus allen urſprünglich wenigen Götterformen, wie viel Ideen ſind erwachſen! Parcen und Eumeniden, Grazien und Horen, Nymphen allerlei Art, Schutzgöttinnen der Länder und Perſonen, perſonificirte Tugenden und Ideen.

Eine Genealogie dieſer Geſtalten würde zeigen, von wie wenigen Hauptformen ſie entſproſſen ſind, und wie ſich, der einmal feſtgeſtellten Ordnung nach, immer Gleiches zu Gleichen geſellte. Bis auf die Münzen der Römer in ziemlich ſpäten Zeiten erſtreckte ſich dieſe Fruchtbarkeit jener kleinen Anzahl griechiſcher Ideen; auf ihnen erhielten ſich Bilder ſittlicher Humanität ſelbſt in Zeiten, da alles dem Geſetz und Kriege, dem Zwange und der Noth diente.

Sollten alſo jene Denkbilder reiner Formen der Menſchheit je einem Sterblichen den Weg zu Ideen verſchließen oder verſchloſſen haben? Niemals; nur lange Jahrhunderte waren in ſo dunklem Nebel, daß auch der Umriß ſolcher Formen nicht erkannt werden mochte. Endlich zerfloß der Nebel; der menſchliche Geiſt gelangte wieder zu einigermaßen hellen Begriffen; Andacht und Liebe verkürzten den Weg dahin, und ſo ſind jene Bildniſſe erſchienen, die wie Morgenſterne

aus

aus der weichenden Nacht hervorſchimmern. Man humaniſirte ſeine Religionsbegriffe; und ſo trat vor allen andern die gebenedeiete Jungfrau, die Mutter des Weltheilandes in einer eignen Idee hervor, zu der ihr die griechiſchen Muſen nicht halfen. Der Gruß des Engels half ihr dazu, der ſie die Holdſelige, die Gottesgeliebte; ihre eigne Demuth half ihr dazu, in der ſie ſich die Magd des Herrn nannte. Aus dieſen beiden Zügen floß ihr liebliches Weſen zuſammen, das ſich dem menſchlichen Herzen ſehr vertraut machte. Dichter hatten ſie mit der Stimme des Engels in zarten Worten oft gegrüßt, zutrauliche Gebete ſie liebreich angeredet; jetzt trat die Kunſt hinzu, ſie auch ſichtbar zu machen, ſie und das Kind in ihren Armen, die ſelige Mutter und die heilige Jungfrau. Keuſchheit alſo und mütterliche Liebe, Unſchuld des Herzens und jene Demuth, die in der größeſten Hoheit ſich ſelbſt nicht kennet, die in tiefer Armuth die ſeligſte ihres Geſchlechts iſt; dieſe neue Form

der Menſchheit ward vom Himmel gerufen; ein Marien-Charakter. Sein unterſcheidender Zug iſt, wenn ich ſo ſagen darf, jene chriſtliche Unbefangenheit, in der die Mutter von ihr ſelbſt, von ihrer Herrlichkeit, kaum von ihrem Kinde zu wiſſen ſcheinet, das ſie dennoch, das dennoch ſie liebreich umfängt, und den Menſchen hold iſt. Eine humane Gruppe, die Kind und Knabe, Mädchen und Jungfrau, Braut und Mutter, Mann und Greis, der Sterbende ſelbſt zutrauend-ſanft, gleichfalls mit chriſtlicher Unbefangenheit gern anſehn; da übrigens Raphaels Marien, gewiß die höchſten und reinſten ihrer Art, alle Landmädchen ſind, nur ſehr innig gedacht und rein idealiſiret. Jene Glorreiche, ſelbſt, die, das Kind in Arm, über den Wolken ſchwebet, kennt ſich ſelbſt nicht und iſt in einer ſanften Verwunderung über die Hoheit, die ihr zu Theil wird. Außer Raphael haben wenige dieſe Idee erreichet; die gebeugte Schmerzensmutter gelang ihnen viel mehr.

Den

Den Sohn Gottes in Menſchengeſtalt haben außer Raphael, da Vinci, del Sarto wenige würdig gedacht und empfunden, alſo nämlich daß die göttliche Menſchheit des Erlöſers der Menſchen nicht zugleich Niedrigkeit würde. Das Bild des ewigen Vaters fand noch mehrere Schwierigkeiten; die Idee des gefallenen mächtigen Engels nicht minder. In allem aber, was der nähere Kreis unſrer Menſchengeſtalten einſchließt, welcher Reichthum ſchöner Compoſitionen haben in Neueren eben die Alten erweckt und befördert! Wer hat je Raphaels Schule zu Athen und ſeine andre vaticaniſche Gemählde geſehn, ohne zu empfinden, „in ihm war eine griechiſche Seele.“ Engelsangeſichte ſind in ſeinen Gemählden; ſeine Muſe war ein ſchaffender Geiſt, der Geſtalten hervorruft und jedem Charakter mit Grazienhand das Seinige anweiſet. Was Angelo und ſo viel andere den Alten ſchuldig ſind, haben ſie ſelbſt bekannt; in glücklichen Zeiten der Kunſt werden andre kommen, und

neu

neu erfinden. Der Ideenbildende Geiſt iſt nicht ausgeſtorben und kann nicht ausſterben; in den griechiſchen Kunſtwerken iſt ein ewiger Saame zu ſeiner Neubelebung.

„Was in unſerm Klima, in unſrer Verfaſſung uns die griechiſche Kunſt ſolle?“ fragen Sie; und ich antworte kurz: „wir wollen nicht ſie, ſondern ſie ſoll uns beſitzen;“ gerade das Gegentheil, was jener Grieche von ſich in Anſehung der Lais rühmte. Dieſe Lais verführt nur ſchlechte Gemüther; die beſſern wird ſie als eine Aſpaſia bilden. Wir wollen, meine ich, die griechiſche Kunſt nicht beſitzen, da ſo wenige nordiſche Seelen ſie kaum fühlen. Die griechiſchen Kunſtwerke ſelbſt ſind ja unſerm unfreundlichen Klima fremde; und es dauerte mich ſtets, wenn ich Schätze dieſer Art nach Brittanien hinüber geſchifft ſah. Ein Raub der Proſerpina; wer wird ſie in jenen plutoniſchen Hainen, wo ſie unverſtanden, zerſtreut und verſchloſſen daſtehn,

ſuchen

ſuchen und von ihnen lernen? Laſſet, ihr Welt-überwinder, den Raub Griechenlandes und Aegyptens ihrer alten Beherrſcherin, dem milden und ewigen Rom, wo Jedermann, dem das Glück den Weg dahin nicht verſagte, um ein Nichts zu ihnen Zutritt findet. Sendet eure Künſtler dahin, oder gewähret euch ſelbſt ihren mildernden Anblick; nur machet ſie nicht zu Boten unter den Völkern, oder zu Hermesſäulen auf euren glorreichen Wegen.

Die griechiſche Kunſt, meine ich, ſoll uns beſitzen, und zwar an Seele und Körper.

Allenthalben z. B. gingen die Völker bekleidet umher, und ſchämeten ſich des Gottgebildes, das ſie verhüllten; die Griechen wagten es, den Menſchen in der Herrlichkeit zu zeigen, die ihm Gott anſchuf. Welcher Vater, welche Mutter wünſchet ſich nicht geſunde, wohlgeſtaltete Kinder? wer erfreuet ſich nicht an ihrem Anblick und fühlt ſeine Bruſt erweitert, wenn er einen ſchaamhaften

Jüng-

Jüngling, eine züchtige Jungfrau ſiehet? In dieſer Jugendkraft, die, von einer glücklichen Natur erzeuget, durch Mäßigkeit und Uebung allein gedeihet, fühlt jedermann die Anlage zu einem thätigen, heitern Leben; und bedauret die Gelegenheit, die ihm zu Ausbildung dieſer Geſtalt und Kräfte verſagt ward. Wenn nun ein unfreundlicher Dämon uns die Bruſt zuſammendrückte, ſollten wir künftigen Geſchlechtern nicht einen glücklichern Dämon gönnen? Und da vom Menſchen-Schickſal viel, ſehr viel in der Hand der Menſchen, in ihrem Willen, in ihrer Verfaſſung und Einrichtung liegt: könnte uns zu Beförderung ſolcher Anſtalten wohl ein Grönländer, der aus ſeiner Höhle gezogen ward, oder nicht vielmehr ein Grieche, der ein Menſch wie wir war, und als ein Gottesbild daſteht, erwecken und reizen? —

An den Körpern betrachte man der Griechen Kleidung. Die unſre hat Penia, die

Dürf-

Dürftigkeit ſelbſt erfunden, und eine Megära des Luxus und der Unvernunft vollendet. Die Kleidung unſrer Weiber entſprang aus der armen Schürze, die man noch bei Negern und Wilden ſiehet. Als ſie endlich rings die Lenden umgab, ward ſie zu einem Rock, der aus drückender Armuth kaum über dem Nabel den Unterleib zuſammenſchnüret. Jahrtauſende hin haben die ſchnürenden Lendenſchürzen fortgedauert; und um ihren Reichthum zu zeigen, legten manche nordiſche Volkstrachten ſogar ſieben dergleichen Lendenſchürzen dick über einander, daß das abentheuerliche Geſchöpf dem Anſehen nach auf einer Tonne ruhen möchte. Man wagte es oft nicht, dieſe Schürze bis zu den Füßen hinab zu verlängern, geſchweige, daß man ſie zu einem Gewande zu erheben ſich getrauet hätte; und zeigte lieber ſeine ungeſtalten Glieder. Die Bekleidung des nordiſchen Weibes an der Bruſt entſprang aus einem Mieder, das man nach und nach mit mehreren Theilen zuſammenſetzte, woraus

dann

dann jener unſelige Seiten- und Bruſtharniſch entſtand, der tauſend Müttern und Kindern ihre Wohlgeſtalt, ihr Leben, ihre Geſundheit, ihre Freuden an Muttergeſchäften gekoſtet hat, und dennoch fortdauret. Da man Einmal auf dem Wege der Mißgeſtalt war, ſo wurden mancherlei Kleidungen erdacht, um dieſe oder jene einzelne Mißgeſtalt zu verbergen, denen ſodann unter dem Geſetz der Mode auch die blühendſte Geſtalt nachahmen mußte. Bei jeder unſinnigen Tracht nämlich kann man zeigen, welchem körperlichen Fehler zu gut ſie entſtanden ſey, ſo daß man faſt auch keinen körperlichen Fehler gedenken kann, den unſre weibliche Tracht nicht verbergen möchte. „Biſt du das Alles?“ ſagte jene Griechin zu einem europäiſchen Reifrock; und was der Reifrock hätte antworten können, hat Lady Montgue geſagt. Die männliche Kleidung der Europäer hat einen eben ſo barbariſchen Urſprung. Zum Reiten ſind wir da; das zeigt die Bekleidung unſrer Beine. Die übrigen Fetzen

haben

haben wir uns nach und nach, inſonderheit der Taſchen wegen, zugeleget, und als ob wir uns des Stranges unaufhörlich bewußt ſeyn ſollten, inſonderheit unſern Hals jämmerlich zugeſchnüret; eine Kleidung, in der wir allen Nationen der Erde lächerlich werden.

Da blicke man eine Muſe, eine Juno, ja nur irgend eine bekleidete griechiſche Nymphe an, und erröthe. Man betrachte einen griechiſchen Mann, er ſey Jüngling, Held oder Weiſer, in ſeinem Gewande; und ſehe beſchämt auf ſich ſelber. Fühlten beide Geſchlechter die Würde ihrer Körpergeſtalt und hielten ihre Zwecke für Pflicht; hätten ſie ſich die Feſſeln barbariſcher Dürftigkeit nicht längſt entwunden?

Ohne Zweifel müſſen Sie in Statuen ſowohl, als auf allen griechiſchen Denkmalen, den beſcheidenen und feſten Stand, die ruhige Stellung der Perſonen beiderlei Geſchlechts, die nicht Fechter oder Faunen ſind, bemerkt

haben.

haben. Winkelmann hat darüber ſeine für die Schönheit ſehr empfindliche Seele reich ausgeſchüttet, und den zarten Gemüthscharakter, den dieſe Ruhe verräth, unübertrefflich geſchildert. Vergleichen Sie damit unſre alten Gemählde in ſpaniſcher Tracht mit ihrem Ritter- und Heldentritte, oder alle jene gewohnten Gebehrden, die uns das Etiquett der Geſellſchaft auflegt. Beide Geſchlechter haben in ihrer Kleidung faſt keine natürliche Stellung mehr; Hände und Füße ſind uns zur Laſt, und jene ruhige Innigkeit, die von keiner Repräſentation weiß, die auch in der Bewegung ganz für ſich da iſt; wir ſehen ſie kaum noch an einigen glücklichen Ausnahmen, in denen wir ſie Unerzogenheit oder Naivetät zu nennen gewohnt ſind. Und doch iſt dieſe nüchterne Innigkeit die Grundlage aller wahren und ruhigen Beſinnung im Menſchen, ſo wie ſie das Kennzeichen einer reinen Unbefangenheit, eines richtigen Gefühls, eines tieferen Mitgefühls, kurz der einzigen und ächten Humani-

mani-

manität iſt. Wer in ſeinen Bewegungen zeigt, daß er nicht Zeit habe, zwei Augenblicke in ſich ſelbſt zu verweilen und ohne Rückſicht der Dinge, die außer ihm ſind, ſein Geſchäft zu treiben, iſt ein unreifes Geſchöpf der Menſchheit. Nur Antriebe von außen, Sturm und Zwang können ihm gebieten; er fühlet nichts von jener innern Seelenruhe, die auch im Gegengewicht und Kampf lebendiger Kräfte, vermöge der Symmetrie und Eurithmie des Körpers und der in ihr ſanft-ergoſſenen Seele, auf ſich ſelbſt haftet.

Aber wie ſoll ich das freundliche Beiſammenſeyn der griechiſchen Körper und Seelen unter und mit einander bezeichnen? Jene Ruhe, mit der ſie einander anſchaun und hören? Die Ueberredung wohnet auf ihrer Lippe, ob man gleich kein Wort vernimmt; es iſt Ein gegenwärtiger Geiſt, der den Hörenden und Sprechenden bindet. Und wenn ihre Hände einander berühren, wenn dieſer ſanfte Arm

auf der Schulter, oder nur das Auge auf dem Anblick des andern ruhet; welche ſüße Harmonie, welche liebende Anhänglichkeit offenbaret ſich zwiſchen Beiden! Nie habe ich eine griechiſche Gruppe, man nenne ſie Oreſt und Pylades, oder Oreſt und Elektra, Biblis und Caunus, Pätus und Arria, Amor und Pſyche, oder wie man wolle, bemerket, ohne dieſe liebliche Zuſammenſtimmung zu fühlen, die beide zu Einem vereinet. Nie habe ich in den wenigen Gemählden, die von ihnen übrig ſind, oder in ihren zahlreichern Bas-Reliefs eine griechiſche häusliche Geſellſchaft geſehen, in welcher nicht jener Geiſt der Ruhe ergoſſen war, der unſern Tumultvollen Compoſitionen ſo oft fehlet. Raphael hatte von dieſem Geiſt empfangen; Mengs hat ihn, wenn das antike Gemählde, in welchem ſich Ganymedes dem Jupiter nahet, ſein iſt, ſowohl in dem Annahen ſelbſt, als auf dem Munde des Vaters der Götter in dem ewigfreundlichen Kuß ausgedrückt, mit dem er

ihn

ihn aufnimmt. In allen Compoſitionen der Angelika iſt dieſe ihr eingebohrne moraliſche Grazie der Charakter ihrer Menſchen. Selbſt der Wilde wird durch ihre Hand milde; ihre Jünglinge ſchweben wie Genien auf der Erde; nie war ihr Pinſel eine freche Gebehrde zu ſchildern vermögend. Wie etwa ein Schuldloſer Geiſt ſich menſchliche Charaktere denken mag, ſo hat ſie ſolche aus ihren Hüllen gezogen, und mit einem ſchönen Verſtande, der das Ganze aufs leiſeſte umfaßt, und jeden Theil wie eine Blume entſprießen läßt, harmoniſch ſanft geordnet. Ein Engel gab ihr ihren Namen, und die Muſe der Humanität war ihre Schweſter.

Meinen Sie noch, daß die Kunſt der Griechen, ihrem Geiſte nach, nicht für uns gehöre? dem Worte ſelbſt nach hätten Sie uns damit zu einer ewigen Barbarei verdammet.

Denn, um aller Muſen willen, wozu leſen wir die Griechen? Iſts nicht, daß wir

eben

eben dieſen zarten Keim der Humanität, der in ihren Schriften, wie in ihrer Kunſt liegt, nicht etwa nur gelehrt entfalten, ſondern in uns, in das Herz unſerer Jünglinge pflanzen? Wer in Homer, ja in allen Schriftſtellern von ächtgriechiſchem Geiſt bis zu Plutarch und Longin hinab, blos Griechiſch lernet, oder irgend eine Wiſſenſchaft in ihnen blos und allein mit nordiſchem Fleiße verfolget, ohne den Geiſt ihrer Compoſition, dieſe feine Blüthe, mit innerer Zuſtimmung ſeines Herzens zu bemerken, der könnte, dünkt mich, an ihrer Statt Sineſen und Mogolen leſen.

Der Schluß Ihres letzten Briefes ſcheint auf den alten Satz hinauszukommen, „daß für uns Menſchen das Wahre, Gute und Schöne nur Eins ſey.“ Sollte es nicht aber auch ein Wahres und Gutes ohne ſchöne Form geben? ja müßte ſich nicht eben das höchſte Wahre und Gute von aller Form entkleiden?

Die

Die Griechen lebten im Jünglingsalter der Menſchheit; bei ihnen lief oft die Einbildungskraft mit dem Verſtande davon, oder wenigſtens lief ſie ihm voran, und kleidete ſinnlich ein, was doch allein für den Verſtand gehöret. Schonend haben Sie die Mißbräuche verſchwiegen, die von den Künſten des Schönen gemacht wurden und täglich noch gemacht werden. Iſts alſo nicht eine wohlthätige Hand, die dieſe Dinge ſcheidet?

Wir Nordländer ſind einmal nicht wie die Griechen organiſiret; laſſet jenen, ſtatt der Wahrheit, eine Aphrodite auf ihrem Altar; unſre Wahrheit iſt ein unſichtbarer Geiſt, unſre Moral eine Geſetzgeberin für alle reindenkende Weſen, in welcher Körperform dieſe auch erſcheinen mögen. Sinnlichkeit ſchadet dem Verſtande; durch ſeine Liebe zum Schönen ging Griechenland unter.

Und wodurch gingen denn ſo viele Barbaren unter? Durch Unverſtand und Toll-

kühnheit, durch eine erſchlaffende Ueppigkeit, die ohne alle Empfindung des Schönen war, oder durch ſklaviſche Trägheit. Alſo laſſen Sie uns die Schickſale der Völker, die im Wurf der Zeiten von ſo mancherlei Umſtänden beſtimmt werden, nicht in unſre Frage miſchen. Mißbrauch bleibt überall Mißbrauch, Laſter allenthalben Laſter, unter welcher Larve es auch erſcheine.

Auch reden wir nicht von einer Sinnlichkeit, die dem Verſtande entgegen geſetzt wäre. Eine ſolche ſollten wir nicht kennen; ſo wenig uns ein Verſtand ohne Sinnlichkeit und eine Moral völlig reiner Geiſter bekannt iſt.

Nach meiner Philoſophie erweiſen ſich alle Naturkräfte, die wir kennen, in Organen; je edler die Kraft, deſto feiner iſt das Organ ihrer Wirkung. Körperloſe Geiſter ſind mir unbekannt. Außer der Menſchheit kenne ich überhaupt keine vernünftige Weſen, deren Denkart ich erforſchen könnte; ich ſchließe

mich

mich alſo in meinen engen Kreis, ich wickle mich in den armen Mantel meines irrdiſchen Daſeyns.

Und in dieſem finde ich durchaus keine Formloſe Güte und Wahrheit. Ich ſpreche nicht von Wortformen, die als bloße Mittel des Empfängniſſes und Ausdrucks unſrer Gedanken ganz an ihrem Ort bleiben; ich rede nicht von Grundſätzen, die als Grundſätze freilich nicht dargeſtellt werden können; ſondern von Gegenſtänden und Sachen, von der Natur unſer ſelbſt und der Dinge, die uns umgeben. Jede Wahrheit, die aus dieſen abgezogen ward, muß auf ſie zurückgeführt werden können, und eine Menſchenmoral kann ſich nicht anders als in menſchlichen Geſinnungen, Neigungen, Handlungen äußern. Mithin hat alles Form und Weiſe; eine Form, die erkannt, eine Weiſe, die ſichtbar gemacht werden kann und muß.

Und dieſe Form des Wahren und Guten (verzeihen Sie meine Unphiloſophie) iſt

Schönheit. Je reiner ſie erſcheint, je lebendiger in ihr Erkenntniß und Güte ausgedrückt ſind, deſto mehr behauptet ſie ihren Namen, und übt ihre Kraft auf menſchliche Gemüther und Organe. Wie das heilige Wort Güte und Schönheit (καλον κ'αγαθον) vom Pöbel gemißbraucht werde, darf und muß uns nicht irren: denn wer legte uns die verwirrte Sprache des Pöbels zum Geſetz auf? Es giebt aber keine häßliche Wahrheit, ſo wenig es ein häßlich Gutes geben kann: dem Erkennenden ſowohl als dem Ausübenden ſind beide von der höchſten Schönheit.

Laſſen Sie uns z. B. bei der Moral bleiben. Ihr Grund liegt im Verſtande und Herzen des Menſchen; im Weſentlichen iſt er auch von allen Völkern anerkannt; die Griechen aber haben ihren höchſten Grundſatz der Sprache nach ſchön ausgebildet. So verſchieden ihre Philoſophen ſich ausdrückten; ſo war ihnen allen Tugend das höchſte Geziemende

der

der Menſchheit in Geſinnungen, Handlungen und der ganzen Lebensweiſe, kurz das ſittlich-Schöne. Plato ſuchte es in ewigen Ideen, Ariſtoteles als die feinſte Mitte zwiſchen zwei Extremen, die Stoiſche Schule als das höchſte Geſetz aller Vernünftigen in einer großen Stadt Gottes; alle aber kamen darin überein, daß es ein καλον, ein πρεπον, das höchſte anſtändige der menſchlichen Natur ſey.

Dieß Anſtändige nun hat keinen Maaßſtab von außen; durch politiſche Geſetze kann mir die reine Gemüthstugend nicht aufgelegt werden; auch die Meinungen andrer erkennet ſie als ihr Geſetz nicht. Noch weniger die Bequemlichkeit, den Nutzen, die Eitelkeit des Artigen von innen und außen; äußerſt mißverſtanden ſind Griechen und Römer, wenn man ihr honeſtum, ihr pulchrum et decens dahin erniedrigt. In jedem zweifelhaften, ſchweren Fall ſetzten ſie es dem Nutzen, der Bequemlichkeit, der äußerlichen Ehre und Schan-

Schande gerade entgegen; Arbeiten und Mühe, Marter und Tod wähleten ſie für dieſe ſchöne Braut, den höchſten Kampfpreis des Lebens, das rectiſſimum, optimum, die Tugend.

Und mich dünkt, dieß höchſte Anſtändige der Menſchheit enthalte ſowohl die ſchärfſte Beſtimmung als den innigſten Reiz der Tugend. In ihr befolge ich nämlich nicht ſowohl ein Geſetz, das ich mir ſelbſt aufgelegt habe, oder als Geſetzgeber allen vernünftigen Weſen auflege. In der ſtolzen Monarchie mein ſelbſt verwechſeln ſich oft Gebieter und Sklave; einer betrügt den andern; dieſer ſträubt ſich, jener brüſtet ſich; und überhaupt iſt ein Geſetz, als Geſetz, ohne Reiz und inneres Leben. Das mir ſelbſt, das der Menſchheit Anſtändige reizt; es reizt unaufhörlich, als ein nie ganz zu erringender Kampfpreis, als meiner innern und äußern Natur, als meines ganzen Geſchlechts höchſte Blüthe. Wer dafür keinen Sinn hätte, der würde ſich zwar

ſelbſt

ſelbſt nicht verachten; er bliebe aber eben da-
durch ein Unmenſch, weil ihm dieß Anſtändi-
ge, dieſe innere Wohlgeſtalt, das Gefühl
und Beſtreben des honeſti fehlte. Er iſt
(in der Sprache der Griechen zu reden) ein
Thier oder Halbthier, ein Centaur, ein
Satyr.

In der Menſchheit hat dieß Ideal des
moraliſchen Anſtandes ſo viel Stufen der An-
näherung, daß es nicht etwa nur Geſinnun-
gen für ſich und die Seinen, ſondern Vater-
land und zuletzt die ganze Menſchheit unter
ſich begreifet. Der wäre der Edelſte und
Schönſte, der mit den größeſten Gefahren,
der ſchwerſten Mühe, der langſamſten Auf-
opferung ſein ſelbſt, nicht Freunde, nicht
Kinder, nicht das Vaterland allein, ſondern
die geſammte Menſchheit zu dieſer innern
ſüßen Würde, dem lebendigſten Gefühl des
honeſti jeder Art, mithin zum Endloſen Be-
ſtreben nach der reinſten Menſchenform heben
könnte. Hier höret Deſpot und Sklave völ-

lig

lig auf; auch wenn ich mir gebiete, bin ich unter dem Evangelium, in einem Wettkampf liberaler Uebung. Wenn ich das Schwerſte und Größeſte gethan hätte, habe ich nichts gethan; ich weiß nicht, daß ich es gethan habe; aber dem Ziel fühle ich mich näher, ein Retter, ein Erhöher der Menſchheit in mir und andern zu werden aus innerer Luſt und Neigung. Sie ſehen, in welchen unendlichen Plan dieſe Idee des moraliſchen Schönen (καλον κ'αγαθον) gehöret.

„Die Erziehung der Alten, ſagt Winkelmann, *) war der unſrigen ſehr entgegengeſetzt. Bei ihnen in ihren beſten Zeiten wurden nur heroiſche Tugenden geſchätzt; diejenigen nämlich, welche die menſchliche Würdigkeit erheben, da andere hingegen, durch welche unſre Begriffe ſinken und ſich erniedrigen, nicht gelehret noch geſuchet, vielweniger auf öffentlichen Denkmalen vorgeſtellt wurden.

Jene

*) Allegorie, S. 13.

Jene Erziehung war bedacht, das Herz und den Geiſt empfindlich zu machen für die wahre Ehre; die Jugend zu einer männlichen großmüthigen Tugend zu gewöhnen, welche alle kleine Abſichten, ja das Leben ſelbſt verachtete, wenn eine Unternehmung der Größe ihrer Denkungsart nicht gemäß ausfiel. Bei uns wird die edle Ehrbegierde erſticket und der dumme Stolz genähret."

Wie wäre es, wenn ich Ihren Gang in Arkadien unter den Kunſtgebilden der Griechen mit einigen Stimmen der griechiſchen Muſe begleitete? Sie zeigen wenigſtens, daß das Menſchengefühl, das Werke der Kunſt ſchuf, ſie auch anſah, daß man den milden Sinn des Künſtlers zu erfaſſen und auszudrücken ſtrebte.

Die griechiſche Anthologie giebt uns hiezu mehr als Einen Wink, und Heyne hat in ein paar Vorleſungen dieſe geſammlet. *)

Der

*) Priscae artis opera ex epigrammatibus graecis partim

Der ſtolzen Juno hat wahrſcheinlich ein griechiſches Epigramm ihren Todfeind, den Herkules, an die Bruſt gelegt. *) Der Dichter fand, daß die marmorne Bruſt, dem Kinde die Milch verſagend, die Bruſt einer Stiefmutter, einer Juno ſeyn müßte — nicht ohne Grund. Dieſe zarte Pflicht mütterlicher Liebe gehört wirklich mehr für den Pinſel des Mahlers, als für den harten Marmor.

Kräftiger drückten die Griechen die mütterliche Liebe im Kampf der Leidenſchaft aus. Wie jene Henne, die, von Schnee und Kälte erſtarret, auch im Tode noch das Neſt ihrer Geliebten deckt und es vor dem Tode beſchirmt; **) ſo ſtehet in der Kunſt die für alle ihre Kinder leidende Niobe da, und die Stimme

tim eruta partim illuſtrata. Comment. I. II. v. Comment. Soc. Goetting. hiſt. et phil. T. X, p. 80.

*) Brunk Analect. T. III. p. 202.

**) Herders zerſtreute Blätter Th. 1. S. 90. Anthol. Steph. L. 1. Cap. 87.

me der Muſen bezeichnet das Ideal der mütterlichen Heroide:

Schau das lebendige Bild der unglückſeligen Mutter;
Noch im Tode beweint ihre Geliebteſten ſie,
Mit unhörbarer Klage; ſie ſteht erſtarret. Der Künſtler
Bildete ſie, wie im Schmerz lebend zum Felſen ſie ward.

Und da die Bildſäule der Mutter mit denen um ſie getödteten Kindern einen entfernten Anblick foderte, ſo ſprach der Dichter:

Stehe von fern' und wein', anſchauender Wanderer. Tauſend
Schmerzen zeigen ſich hier, die ein unglückliches Wort
Dieſer Mutter gebracht. Zwölf Kinder, Brüder und Schweſtern,
Liegen von Artemis Pfeil, liegen von Cynthius Pfeil

Schon

Schon danieder; die andern ereilt ihr Kö-
cher. Es ächzet
Sipylus dort auf der Höh. Schaue, die
Mutter erſtarrt.

In einem andern Epigramm hebet ſie die Hände empor; es löſet ſich ihr Haar; ſeufzend ſchauet ſie umher; dieſer Tochter ſchlägt das Herz in der Angſt des Todes, jene ſchmieget ſich ſterbend an ſie, eine andre iſt ſchon erblaßt. So ihre Söhne; Gram folget der Mutter ins Todtenreich nach. — Eine andre Stimme bringt der Erſtarrenden die Nachricht vom Tode ihrer Kinder. *) Kurz, Niobe ſteht im Namen aller Unglücklichen da, die je ein blühendes Geſchlecht beweinten. Wie manche Töne der Vater- und Mutterliebe kommen uns hierüber aus der Anthologie wieder, wenn wir, wie z. B. dort auf der Mnaſylla Grabe, die Tochter im Arm der Mutter verſcheiden ſehen, **) und ſonſt in mancherlei

Art

*) Anthol. Stephan. C. 9. 1. 4.

**) Brunk Analecta III. 4

Art Denkmale der Liebe auf den Grüften der Geſtorbenen erblicken. So oft mir das bekannte Bild erſcheinet, da Merkur eine ſchüchterne Seele dem gütigen Pluto und der Proſerpina darſtellt, höre ich jene fragende Stimme:

Du, der Proſerpina Bote, wer iſt es, den du, o Hermes,
Schon ſo frühe dem Reich dunkeler Schatten geſellſt?
„Jener Ariſton iſts von ſieben Jahren. Du ſieheſt
Zwiſchen den Eltern ihn dort ſtehen im traurigen Mahl.“
Thränenliebender Pluto, dir reift ja Alles, was athmet;
Und du mäheſt die Frucht früh' in der Blume dir ſchon?

Um den Schmerz der Mutterliebe zu hören, leſen Sie der Hekuba, Progne, der Andromache Klagen; hören Sie, wie von den Stür-

Stürmen des Meeres umhergetrieben, die Danae ruft: *)

Als um die Kunſtgezimmerte Kiſte
Brauſte der Wind und das wogige Meer;
Da ſank erſtarret vor Schrecken
Der Mutter das Herz. Mit Thränenbedeckter Wange
Schlang ſie um Perſeus ihren liebenden Arm und ſprach:
„O Kind, was leid' ich um dich!
Und du ſchlummerſt mit deinem unſchuldigen Herzen
In dieſer grauſen, Erzumklammerten, nächtlichen Wohnung,
In ſchwarzer Finſterniß ſo ſanft.
Der Welle, die um dein weiches Hauptshaar ſchlägt,
Und der Winde Sauſen achteſt du nicht;
Da im Purpurkleide verhüllet
Dein ſchönes Antlitz ruht.

Gewiß,

*) Brunk T. I. p. 121.

Gewiß, wenn dieſes Erſchreckliche
Dir ſchrecklich wäre, du vernähmſt
Von meinen Klagen ein kleines Wort.
Doch ſchlafe ſanft, mein Kind!
Schlaf' auch das Meer, mein unermeßli-
ches Unglück ſchlafe.
Vereitle, Vater Zevs, der ſtrafenden El-
tern Rath —
Und ſprach ich jetzt ein zu verwegnes Wort,
Verzeih, um dieſes deines Kindes willen
verzeih.

Sie erinnern ſich jenes ſtürzenden Gipfels, der ein ſchlafendes Kind nicht trifft, weil auch der harte Stein den Schmerz der Mutter fühlte. *) Sie erinnern ſich der Mutter, die ihr Kind vom Rande des Abgrundes mit ihrer Mutterbruſt hinweglockt und ihm zum zweitenmal das Leben ſchenket. **) Dieſe und ſo

*) Zerſtreute Blätter Th. 1. S. 18.

**) Zerſtreute Blätter Th. 1. S. 84. Anth. St. L. 1. C. 87.

ſo manche andre Stimmen der Mutterliebe erklären uns die heilige Innigkeit, die um alle Gebilde des Alterthums in dieſer Gattung ſchwebet.

Der höchſte Triumph der Kunſt im Ausdruck dieſer Empfindung erſcheint endlich im Bilde der Medea, der Kindesmörderin ſelbſt. Den Streit der wüthenden Eiferſucht mit der mütterlichen Liebe wußte Timomachus ſo ſichtbar zu machen, daß man ſah, ſie wolle tödten und retten. Im drohenden Auge hing eine Thräne, in ihr Erbarmen war Zorn gemiſcht; ſie zögert zur That zu ſchreiten; gnug, ſagte zum Künſtler der Weiſe,

Gnug die Zögerung, gnug! der Kinder Blut zu vergießen,
Ziemet Medeens nur, nicht des Timomachus Hand.

Was hier der Weiſe ſprach, ſagte das edlere Menſchengefühl dem Künſtler ſelbſt. Eine Reihe von Sinngedichten preiſen dieſe

feine

keine Schonung; *) andre ſtellen das Bild der Medea als ein Schreckbild vor, an welchem auch die Schwalbe nicht niſten ſollte. **)

Athamas zürnete ſelbſt nicht ſeinem Sohne Learchus
Wie Medea; ſie ward Mörderin ihres Geſchlechts.
Eiferſucht iſt ärger als Wuth. Vermag eine Mutter
Kinder zu morden; o wem ſollen ſich Kinder vertraun?

Wer, wenn er dergleichen Anwendungen der griechiſchen Kunſt lieſet, wird nicht mit Freude fühlen, daß Menſchen ſie für Menſchen geübt haben.

Reizend, wie die Kunſt der Griechen, wenn ſie die Kindesjahre darſtellt, iſt auch die Stimme der Muſen, die ſie erkläret. Sehen Sie

*) Anthol. Steph. l. 4. c. 9.

**) Zerſtr. Blätter Th. 1. S. 6. Anth. Steph. l. 1. c. 87.

Sie alle Tändeleien durch, in welche Dichter und Künſtler den kleinen Gott geſetzt haben, und nehmen ihm die Flügel, ſo ſind es gewöhnliche Kinder- und Knabenſpiele, womit er ſich beluſtiget.

Was iſt holdſeliger, als ein ſchlafendes Kind? Die Kunſt und das Epigramm erfreuete ſich alſo ſehr am ſchlummernden Amor. „Man ſolle ihm nicht nahen, ſprach dieſe; auch im Schlafe traue man ihm nicht.“ Oder er wird im Schlummer gefeſſelt, ſeine Pfeile werden ihm genommen; ſeine Fackel wird in eine Quelle getaucht, damit ſie erlöſche; und es erglüht die Welle, ſie wird ein Luſtbad der Liebe.

Was iſt Kindern erfreulicher, als mit Pfeil und Bogen zu ſpielen, ſich zu kränzen, Blumen zu brechen, Schmetterlinge zu verfolgen, wohl auch zu quälen; mit dem Schwan, der Gans, der Taube zu tändeln, auf jedem Lebendigen zu reiten, ſich in die Kleider, in den

den Waffenſchmuck der Erwachſenen zu ſetzen, ſich zu verſtecken und finden zu laſſen, einander zu erſchrecken, ſich zu maskiren. — Lauter Spiele des Amors, in Kunſt und Dichtkunſt, mit immer neuer Veränderung und Bedeutung. In Spielen der Kinder und einer Mutter mit Kindern iſt Amors ganzes Reich, ſeine Scherze und Unfälle, ſeine Begegniſſe mit Paphia, mit der Pſyche, mit Herkules, mit dem Löwen, der Biene, den Kränzen u. ſ. uns vor Augen; alle mit zartem Kindesſinn gedacht und mit griechiſcher Lieblichkeit angewendet. Aus dem einzigen Worte Pſyche, das den Schmetterling und die Seele bedeutet, ſind hundert ſinnreiche Anwendungen in Kunſt und Dichtkunſt entſproſſen, deren eine die andre erklärt hat. Wenn Amor und Pſyche beide als Kinder einander küſſen; meint man nicht, in dieſem Augenblick, im erſten Gefühl ihrer unſchuldigen Liebe ſproßten beiden die Flügel? So wenn Pſyche dem Amor flehet, wenn er ſie peiniget oder tröſtet. —

Glaube man doch nicht, daß Apulejus dieſe Fabel erſonnen habe; ſie war lange vor ihm da in Denkmalen, die ſein Zeitalter nicht bilden konnte, ja ſelbſt in der Sprache. Er that nichts, als die einzelnen Auftritte zu einem Mährchen dichten, und dazu auf eine ſehr afrikaniſche, der Venus unanſtändige Weiſe. Selbſt die Symbole beider Perſonen, den Schmetterling und die Fackel hatte die Dichtkunſt vielfach angewandt; Liebenden ließ ſie die Fackel Amors bis in die Unterwelt leuchten.

Die Schönheit der Jünglinge in der Kunſt hat die griechiſche Poeſie eben ſo ſüß begleitet. Ich darf ſie nicht an die zwei Oden Anakreons erinnern, die Franz Junius für die Kunſt commentirt hat; in Dichtern und Weltweiſen, von Plato bis zu Plutarch, von Homer bis zum letzten Romanſchreiber der Griechen wird dieſer Jugendblüthe der Schönheit wie auf einem Altar der Grazie geopfert. Der Kuß jenes jüngern Plato, in

wel-

welchem ſeine Seele ihm auf den Lippen ſchwebte, hauchet noch; ſein geliebter Stern (αςηρ), den er mit tauſend Augen anzuſehen wünſchte, glänzet noch unter den Sternen. So mehrere Gedichte Meleagers; und o wäre die Stimme der Lyra nicht verhallet, die dieſe Blume der Menſchheit mit höchſtem Wohlgefallen pries! Die griechiſche Sprache hat in Beziehung der Jugend-Grazie einen anerkannten Reichthum an Ausdrücken, unter andern auch deswegen, weil dieſe meiſtens auf die Kunſt anſpielen. Die Kunſt machte ihre Begriffe klar, und gab ihren Empfindungen die Geſtalt der Worte. Unter andern z. B. finde ich, daß die Jungfräulichkeit des Jünglinges, die holde Schaam auf ſeinem Geſicht, in ſeinem Anſtande und in ſeinen Sitten eben ſo hoch von der Muſe geprieſen ward, als die Kunſt ſie fein ausdrückte. Beide bemerkten die zarte Blüthe des Lebens, in der ſich die Geſchlechter gleichſam trennen wollen, und doch noch zuſammen wohnen (ein

Punkt, der von den Neuern ſehr mißverſtanden iſt, und den auch die ſpätere Kunſt vielleicht zu üppig ausgebildet), als den wahren Reiz der Schönheit. Kein Jüngling, dünkt mich, kann Einen dieſer Jünglinge anſchauen, ohne daß die heilige Schaam ſich ſanft auf ſeine Stirn ſenke, und jeden Frevel, jede Frechheit von ihm verſcheuchte.

Fügen wir hiezu die Stimme der Muſen, die das Gefühl der Freundſchaft, der Schweſter- und Bruderliebe, der Pietät gegen Eltern, gegen Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, gegen Götter und Helden ſinget; hören wir bei dem Dichter die Klagen Achills um ſeinen Patroklus, der Elektra um ihren Oreſt, der Antigone um ihren Bruder Polynices; hören wir den Priamus um die Leiche ſeines Sohnes bitten, den Ajax ſein nachbleibendes Kind ſegnen; begleiten wir bei Euripides die jungfräuliche Iphigenia zum Opferaltar, die Polyxena zu Achills Grabe; und

ſehen

ſehen jene den Oreſt wieder erkennen am Altar der Diana, und hören Hippolytus Klagen über die Liebe ſeiner Mutter u. ſ. — ſo ſchließt ſich uns das Herz auf zu dieſen edeln Geſtalten, auch wenn ſie in der Kunſt erſchei- nen. Wir verſtehen die Sprache, die um Oreſt und Pylades, um Iphigeniens und Hip- polytus ſtumme Lippen ſchwebet; wir begrei- fen die Seelenvolle Einfalt, die uns in jeder griechiſchen Gruppe, bei jedem friedlichen Zu- ſammenſeyn mehrerer Perſonen innig vergnü- get. Wir verſtehen die Trunkenheit des Danks im Haupt der Ariadne, die Schaam in der Andromeda, die vom Felſen niederſteiget, im Antlitz der wiedererkennenden Iphigenia Wuth, Erbarmen und zärtliche Erinnerung wunderbar gemiſcht, und leſen, wie der Dich- ter ſagt, den ganzen trojaniſchen Krieg in der Polyxena Augen. *) Ohne jene erklärende Stim-

*) Zur Erläuterung mögen dienen die aus der Antho- logie überſetzten Epigramme, Zerſtr. Blätter Th. 1. S. 9

Stimme der Dichtkunſt würden uns die Kunſtgeſtalten der Griechen vielleicht Wundererſcheinungen ſeyn; jetzt werden ſie unſerm Herzen innig=zuſprechende Freunde.

Da endlich die höchſte Blüthe der ſchönen Geſtalten Griechenlands eine Heldentugend in jeder Art und in beiderlei Geſchlecht war; ſo wird hierüber die Stimme der Muſen gleichſam ein fortgehender Hymnus. Von jener Vorſtellung an, da die Nymphe den Jupiter als Kind tränket, bis zur Erziehung Achills bei ſeinem freundlichen Centaurus, vom Herkules, der in der Wiege die Schlangen erdrückt, durch alle Gefahren hin, bis er zum Olymp und zum Beſitz der Hebe gelanget, ſtehen

S. 9—12, 16, 19, 22, 23, 31, 34, 39, 45—47, 52, 55, 56—58, 62—70, 81, 86, 91, 98; Th. 2. S. 14—23, 34—41, 44—45, 62—67, 78, 79, 85, 87, 94, 95. Die Stellen bei Homer, Sophokles und Euripides, auf welche ſich der Verfaſſer beziehet, ſind Jedermann bekannt. Die Epigramme, die Stollberg, Voß, Conz u. a. überſetzt haben, wünſcht' ich geſammlet zu finden.

hen Helden und Heldinnen, Ringer, Kämpfer, Wetteiferer um den Ruhm eines großen Verdienſtes für ihr Vaterland, für ihre Freunde und Geſellen in Stellungen vor uns, wie ſie die Muſe verkündigt, und ihnen den Kranz der Unſterblichkeit darreicht. Ohne dieß Gefühl der Ehre wären keine ſchöne griechiſche Körper und Seelen, keine Helden und Götter, auch keine Kunſt, die ſie würdig darſtellte, entſtanden: denn auch die griechiſchen Götter und Göttinnen ſind Helden der Tugend, d. i. einer Virtuoſität, jeder in ſeiner Art. So preiſen ſie die Hymnen; den Zevs als den Mächtigſten und Beſten, dem Themis zur Seite ſitzt, und mit ihm weiſe Geſpräche pfleget; die Pallas, aus ſeinem Haupte gebohren, als eine Beſitzerin der Städte, die Meiſterin des Krieges, die Erfinderin der ſchönſten Künſte des Friedens; ſo den Hephäſtus, der den Sterblichen die nützlichſten Werkzeuge und Gaben geſchenkt hat; Hermes und Veſta, die Wächter des Hauſes;

Bacchus

Bacchus und Apollo, die Ideale griechiſcher Heldenjugend in zwo verſchiedenen Geſtalten; ſammt der Artemis, Demeter, Aphrodite, ſelbſt Ares, und Here. Alle ſind Ideale der Werkthätigkeit und Vollkommenheit, in einer gewiſſen Art, und als ſolche Vorbilder der Menſchen. Der Hymnus der Homeriden an Apollo iſt der glorreichſte Commentar des Gedankens, der den Künſtler bei der Darſtellung des Gottes belebte; ſo in verſchiedenen Stufen der andern homeriſchen Hymnen. Die Weihgeſänge des Orpheus und Proklus verdunkeln oft die Geſtalt des Gottes, und verhüllten ſie in einen heiligen myſtiſchen Nebel. Aber Homer und Pindar, die tragiſchen Chöre und jeder Laut einer ältern Stimme ſimplificirt die Geſtalt und kommt der Kunſt nahe. Alle zeigen, der höchſte Kampfpreis der Griechen ſey in den früheſten Zeiten Männlichkeit (Tugend), in den ſpätern Nutzbarkeit fürs gemeine Beſte, ſchöner Wohlſtand und die Blüthe eines unſterblichen Ruhmes geweſen. In ſol-

ſolcher Rückſicht ſchaue man Götter und Helden an; ſie ermuntern uns alle, unſre Tage nicht in ſo üppiger Trägheit langſam zu verdauen, ſondern, worin es ſey, nach dem edelſten, höchſten Kranz in einem beſtimmten vollendeten Charakter zu ſtreben. Kräftiger kann dieß ſchwerlich geſagt werden, als es uns die Bildſäulen und Denkmale der Götter und Helden, der Dichter und Weiſen vom Theſeus bis zu Antonius Zeiten hinab, begleitet von der Stimme der Muſen, ſagen. Sey deine äußre Geſtalt denn Gott und Helden unähnlich; dein Gemüth darf es im Beſten ihres Charakters nicht ſeyn: denn dieß Beſte iſt in jedem ihrer edlen Geſchäfte Virtuoſität, Tugend.

Die beſtimmte und ſchöne Art, wie die griechiſche Kunſt in menſchlichen Charakteren die Form von der Unform trennte und dieſe in Regeln einſchloß, iſt ein Meiſterwerk ihres ſondernden Verſtandes. Daher, daß wir wenig Porträte und ſo viel Ideale der ältern

grie-

griechiſchen Kunſt ſehen; daher, daß auch in ihren Ungeheuern und verworfenen Geſtalten ſo viel Bedeutung wohnet. Ihr Volk der Satyren hat mich nie erſchreckt; Geſtalten dieſer Art gehörten dahin, wo ſie ſtanden und zeigten an, daß auch unter dem ländlichen Volk Freude herrſchen ſollte. Wo dieſe verſtummt, wo kein Pan und Satyr die Flöte bläſet, keine Nymphen im Hain und auf den Wieſen ländliche Feſte feiern; da ſtehen freilich ſowohl die Satyren, als die Götter und Helden am unrechten Ort; ſie ſind Bedeutungsloſe Götzenbilder.

Aber auch darin muß der ſchöne Verſtand der Griechen geprieſen werden, wie ſie die Denkmale der Götter geſellten. Oft ſtanden die verſchiedenſten neben einander, und Einer milderte des andern Bedeutung; die Ueberſchrift bemerkte dieſes. So fügte die Kunſt nicht etwa nur den Mars und die Venus, Vulkan und Pallas, ſondern auch Bacchus

und Pallas, Bacchus und Herkules, die Hoffnung und die Nemeſis, Vergeſſen und Erinnerung, und ſo manche andre Dinge zuſammen, die ſich einander gleichſam beſchränkten oder belehrten. Ein angenehmer Luſtweg wäre es, den Pauſanias und die griechiſchen Dichter in dieſer Abſicht zu durchwandeln: denn was die Allegorie der Griechen eben ſo ſchön macht, iſt ihre holde, ich möchte ſagen, wahre Einfalt. Nie wollte ſie ſo viel ſagen; ſie ward nur gebraucht, wohin ſie gehörte, wo man durch ſie ſprechen mußte. Nach Gelehrſamkeit ſtrebte ſie nur in den ſchlechtern Zeiten; was ſie aber ſagte, deutete ſie ſo an, daß, wenn man das Bild auch nicht verſtand, man doch ein ſchönes Bild ſah und von der Vorſtellung ſelbſt geneigt gemacht wurde, ihr einen Sinn anzudichten. Ein Vorzug, den wenige neue Allegorien erreichen.

Aber es kam die Zeit, da dieſer ſchöne Kunſtſinn untergehen, und eine gedrückte,

myſti-

myſtiſche Vorſtellungsart die Gemüther der Menſchen benebeln ſollte. Lange, barbariſche Jahrhunderte hindurch waren dem Schmetterlinge die Flügel genommen; er kroch als Raupe daher, oder lag eingeſponnen in rauhen Windeln. Als er wieder erwachte, zeigte ſich (wir wollen es nicht verhehlen) eine neue ſittlichere Kunſtgeſtalt, von welcher in manchem Betracht die Griechen nichts wußten. Das weibliche Geſchlecht, das bei ihnen in Gynäceen eingeſchloſſen war und, wenige Fälle ausgenommen, nur in Geſtalt der Göttinnen und Amazonen, der Muſen und Nymphen der bildenden Kunſt einverleibt werden konnte (von den griechiſchen Gemälden können wir nicht urtheilen); dieß Geſchlecht hatte durch das Zuſammentreffen chriſtlicher und nordiſcher Sitten gleichſam einen öffentlichen Charakter, und mit dieſem eine ſittliche Bildung erhalten, von der vielleicht die Griechen nichts wußten. Ich möchte ſie die chriſtliche Grazie (Carita) nennen, die, nachdem ſie in den Lob-

gesän-

geſängen auf die heilige Jungfrau lange geprieſen war, auch auf ihre Nachbilder übergging, und in den Geſängen der Trobadoren zuerſt jene züchtige Anmuth ſchuf, in der ſich Religion, Liebe und häusliche Sittſamkeit wie drei Huldgöttinnen zuſammengeſellten. Dieſe chriſtliche Grazie iſt es, die zuerſt in den Bildern der Maria erſchien, aus ihnen ſodann in die Geſänge der Dichter überging und von den Zeiten der wiederauflebenden Kunſt die Compoſitionen der Neuern mit einem eignen Geiſt durchhauchte. Gewiß hatte die Welt während der barbariſchen Jahrhunderte nicht geſchlafen; Völker, Sitten, Ideen hatten ſich mannichfaltig gemiſcht und geläutert; von dieſem vielleicht etwas dumpfen, aber nicht verwerflichen Geſchmack zeugt ſchon die ältere florentiniſche Schule. Raphael klärte ihn durch Formen der Alten, ganz in eigner Weiſe, auf; andre Glückliche folgten. Selbſt die Uebertreibungen des Julio Romano und mehrerer ſeines Gleichen zeigen in ih-

rer Trunkenheit einen Reichthum neuer Begriffe, ob wohl ohne Maaß und Ziel; einige neu erfundene Gehülfskünſte geben ohnedieß dem Ganzen eine andre Anſicht. Welch ein ſchöner, faſt noch unberührter Kranz blühet für den, der Raphaels Genius in ſeiner eignen holdſeligen Geſtalt durch alle ſeine Werke verfolgen, und aufs beſtimmteſte zeigen wird, was Er gegen die Alten ſey. Eben dieſer Genius wird ihn nothwendig vor- und einige Schritte rückwärts führen. In Anſehung der Humanität taucht er damit in ein weites, hie und da kaum zu berührendes Meer.

Wo ſtehen wir jetzt mit unſerm Kunſtgeſchmack? — „Neulich, ſagt Petron, iſt jene windige und enorme Schwatzhaftigkeit aus Aſien nach Athen gewandert und hat die Gemüther der Jünglinge, die nach etwas Groſſen ſtreben, mit dem Hauch der Peſtilenz vergiftet. Das Richtmaaß der Beredſamkeit iſt verſtummet. Wer hat ſich ſeitdem zur Höhe

des

des Thucydides, wer zum Ruhm des Hyperides erhoben? Kein Gedicht ſogar hat mit geſunder Farbe hervorgeglänzt; alles iſt von demſelben Brei genährt, und kann zu einem rühmlichen grauen Alter nicht gedeihen. Auch die Malerei hat keinen andern Ausgang haben können, ſeitdem die Keckheit der Aegypter ein Compendium dieſer ſo großen Kunſt erfand.“ Petron iſt ein Prophet für alle Zeitalter; die Compendienkunſt unſrer Aegypter liegt vor uns. Ein andermal davon mehr.

Briefe zu Bef. d. Hum. Bd. VI. S. 1. ff.

Warum kamen die Münzen in Griechenland und Rom zu dem Glanze, daß ſie Vorbilder und meiſt unerreichte Vorbilder der Neuern ſeyn können?

Die Liebe der Griechen zum Schönen bleibt wohl die erſte Triebfeder auch hier. Sie, die von Dichterideen die erſte Bildung ihrer Jugend erhielten; ſie, deren Auge überall

das Schöne zu erblicken gewohnt war, im Schooße der wollüſtigen Natur geboren, und an den Brüſten ſchöner Kunſt genährt — ſie ſollten das Metall, das ein Kennzeichen des Werths für ihre Hand war, ohne Werth für Aug' und Seele laſſen? ſie eine Gold- und Silberfläche, die der Nachkommenſchaft beſtimmt war, leer in die Hände derſelben ſenden? ſie Tafeln, die täglich ihren Blick auf ſich zogen, ohne Augenweide bei ſich vorbeiſtreichen laſſen? Das griechiſche Auge ſuchte Schönheit; eine griechiſche Seele Weisheit im Schönen, und ſo ward auch ihre Münze der Schönheit, und der ſchönen Weisheit, der Allegorie, gewidmet.

Der Charakter der griechiſchen Nation, der ſich in allen ihren Nationalproductionen zeigte, der muß ſich, die Numismatik ſey auch eine kleine, eine unbeträchtliche Nationalproduction, nach Maaß auch in ihr zeigen, und welche Triebfedern lagen alſo für dieſe, wie für alle Künſte des Schönen, in der Nation.

Die

Die vortrefflichſte Bilderſprache war ihr. Sie, die im Plane des Schickſals der Völker zunächſt hinter die Aegypter trafen, die Cultur, Kunſt und Weisheit, ja wenn man will, auch politiſche Glückſeligkeit aus den Händen dieſes Reichs, wie einer ablebenden Matrone, empfangen, ſie, die den über Völker und Zeiten fortgehenden Faden der Cultur des menſchlichen Geſchlechts da auffaſſen ſollten, wo er zunächſt aus ägyptiſchen Händen kam: ſie erbten von dieſen Allegoriſten auch die reichſte, die bedeutendſte Bilderſprache, die auf der Welt geweſen. Aus den Händen einer Nation, die überall Bedeutung ſuchte, und Bedeutung genug in ihn gelegt hatte, kam alſo ein Bilderſchatz in die Hände einer Erbin, die für ihr Theil nichts als Schönheit ſehen und denken wollte. Reich, bedeutungsvoll, ſchön — was kann man von einer Bilderſprache mehr ſagen?

In ſolcher Bilderſprache ſprach ihre Religion. Ihre Gottheiten waren dem Auge

ſichtbar, in ſchönen Geſtalten ſichtbar, in ihren Verrichtungen menſchlich, in der Geſchichte ihrer Tugenden und Schwachheiten dichteriſch, in allem ſinnlich. Es iſt bekannt, welche vortreffliche Münzenfolge mit den Bildern der Götter und Göttinnen, der Schutzgottheiten einzelner Länder, Provinzen, Städte, Familien und Perſonen prangen. —

Sinnbilder von Städten, Provinzen, Ländern geben auf den alten Münzen eine einfachere Bilderſprache, als in Zeiten, da die Heraldik eine zuſammengeſetzte, künſtliche Wiſſenſchaft geworden iſt. Eine einfache Figur war dort die Symbole einer Stadt, einer Kolonie, eines Landes; unſre Wappen ſind eine Zuſammenſetzung vieler Figuren, um deren Eine oft Ströme von Menſchenblut vergoſſen, deren keine alſo — ausgelaſſen werden darf, an deren Einer in künftigen Zeiten vielleicht ein ganzes Land gelegen ſeyn kann. — Zudem waren in den alten Zeiten der Griechen

weniger

weniger Städte und Länder, die als Unterſcheidungszeichen auf Münzen kamen, als jetzt. Ich weiß die anſehnliche Zahl griechiſcher Münzen von Städten und Kolonieen, und auf römiſchen die öftern Bilder von eroberten Ländern und Provinzen; alles aber reicht auf keine Art an die dreißig tauſend Wappen unſrer Zeit, die Gatterer als die mindeſte Zahl der zuverläſſigen angiebt. Die Münzen griechiſcher Städte waren patronymiſch; jede hatte den Genius, oder den höhern Schutzgott, oder die Symbole ihres Orts, und damit wohl! —

In Anſehung der abzubildenden Sachen und Begebenheiten hat die numismatiſche Welt der Alten vor der unſern auch große Vorzüge. Selten waren die dort vorzuſtellenden Sachen und Begebenheiten ſo verwickelt, ſo ſehr mit Umſtänden begleitet, mit Beſtimmungen umlagert, als in jetzigen Zeitläuften. Ein Sieg zu Lande oder Waſſer hatte einmal ſeine Victorie mit dem Kranze in der Hand,

ſeine

ſeine Minerva, ſeinen Jupiter mit dem Adler, und andre Symbole, die in ihrer ſchönen Einförmigkeit ſo gern auf alten Münzen wie, derkommen, und ſo oft ſie wiederkommen, noch immer dem Auge gefallen. Die öffentli, chen Anreden und Geſchenke, die Vergötte, rungen, Adoptionen, Vermählungen, Spie, le, überhaupt die öffentlichen Gelegenheiten zu Münzen waren unverworrener, als jetzt, da man oft mit allen Bildern rings um die zu, ſammengeſetzte Idee herumgehet, ohne ſie zu treffen, ſie entweder halb und ſchielend aus, drückt, oder die Münze mit Symbolen über, laden muß. Die Anläſſe zu Münzen haben ſich ins Große, und im Detail der anzudeu, tenden Umſtände ſo ſehr ins Kleine vermehrt, daß mir grauet über alle politiſche, kirchli, che, gelehrte, Kunſt, und wiſſenſchaftliche Si, tuationen und Merkwürdigkeiten unſerer Zei, ten, Münzen nach alter Art anzugeben, wo man ſie fordert, oder fordern kann. —

Ich

Ich komme auf die Inſchriften. Griechen und Römer inſcribirten in ihrer Sprache, und man kennet dieſelben nach ihrer Stärke und Hoheit, nach ihrer Kürze und Nachdruck; verläumden will ich die unſrige nicht, ſie hat in manchem ſogar Vorzüge; aber zur ſchönen Aufſchrift einer ſchönen Münzallegorie iſt ſie nicht gebildet. Nicht gebildet dazu in der Form der Buchſtaben, in den hart und vielfach zuſammengeſetzten Beſtandtheilen der Wörter, in dem Bau der Rede, der ſich weniger mit einem ausgerißnen Caſu, oder einer ellipſirten Conſtruction verträgt, in dem Geiſte der Sprache, der ſich hierin eben ſo weit von der offnen χαϱις der Griechen, von der elegantia inſcriptionum der Römer, als von der franzöſiſchen Pointe, entfernen dürfte. Unſre Sprache hat ihre gothiſchen Buchſtaben, die gut erſcheinen mögen, nur nicht auf Metall: ſie hat ihre vielen Conſonanten, die in einem ſtarken Gedicht ſo prächtig klingen, als ſie auf einer Münze ſchwer zu buchſtabiren,

 noch

noch ſchwerer abzukürzen ſind: ſie liebt den vollen Bau der Rede mit Artikeln, Verſchränkungen und Conſtructionen, ohne Ellipſen, ohne einzelne Redetheile: ſie liebt auch im Sinne mehr das voll- und ausführlich Geſagte, als das ſchön Andeutende der Griechen und Römer: ſie iſt alſo nicht, wie dieſe, zur Münzenaufſchrift. Von den ſchweren Titeln, die unſre Münzen beläſtigen, will ich gar nichts erwähnen. —

Die Alten endlich hatten überhaupt mehr Bilderſprache, mehr allegoriſche Dichtung, als wir. Von Dichtern war ihre Sprache gebildet, und da bei den Griechen inſonderheit die älteſten Dichter Liebhaber von Bildern, Metaphern und Allegorieen waren, welch ein Schatz lag gleichſam ſchon in der Sprache theils im Geſchlechte, theils in Form, theils in Bedeutung der Worte! Ihre dichteriſche Sprache war allegoriſchen Aufſchriften gleichſam in die Hand gebildet.

Krit. Wälder Thl. III. S. 51 – 75.

IV.

IV.

Sitten- und Staatenweisheit der Griechen.

Die Sitten der Griechen waren ſo verſchieden, als die Art ihrer Stämme, ihrer Gegenden und Lebensweiſe nach den Graden ihrer Cultur und einer Reihe von Glücks- und Unglücksfällen war, in welche ſie der Zufall ſetzte. Der Arkadier und Athener, der Jonier und Epirote, der Spartaner und Sybarit waren nach Zeiten, Lage und Lebensweiſen einander ſo unähnlich, daß mir die Kunſt mangelt, ein trügeriſches Gemählde von ihnen allen im Ganzen zu entwerfen, deſſen Züge widerſprechender auffallen müßten, als das Bild jenes atheniſchen Demus, das Parrhaſius mahlte. *) Alſo bleibet uns nichts übrig, als den

*) Pinxit Demon Athenienſium argumento quoque ingenio-

den Gang zu bemerken, den im Ganzen die Sittenbildung der Griechen nahm, und die Art, wie ſie ſich mit ihrer Staaten-Einrichtung geſellte.

Wie bei allen Völkern der Erde ging ihre älteſte Sittencultur vorzüglich von der Religion aus und ſie hat ſich ſo lange in dieſem Gleiſe gehalten. Die gottesdienſtlichen Gebräuche, die ſich in den verſchiedenen Myſterien bis auf ſehr politiſche Zeiten fortpflanzten, jene heiligen Rechte der Gaſtfreiheit und des Schutzes flehender Unglücklichen, ihre Sicherheit an heiligen Oertern, der Glaube an Furien und Strafen, die auch den unvorſetzlichen Mörder hinab verfolgten und mit dem ungerächten Blut über ein ganzes Land den Fluch brächten, die Gebräuche der Entſündigung

geniοſo: volebat namque varium, iracundum, injuſtum, inconſtantem, eundem exorabilem, clementem, miſericordem, excelſum, glorioſum, humilem, ferocem fugacemque et omnia pariter oſtendere. *Plin.* hiſt. nat. l. 30. c. 5.

gung und Götter-Verſöhnung, die Stimme der Orakel, die Heiligkeit des Eides, des Heerdes, der Tempel, Gräber u. ſ. waren in Gang gebrachte Meinungen und Anſtalten, die ein rohes Volk bändigen und halbwilde Menſchen allmählich zur Humanität bilden ſollten. *) Daß ſie ihr Geſchäft glücklich bewirket, ſehen wir, wenn wir die Griechen mit andern Nationen vergleichen: denn es iſt unläugbar, daß ſie durch dieſe Anſtalten nicht nur bis an die Pforte der Philoſophie und politiſchen Cultur, ſondern tief ins Heiligthum derſelben geführt wurden. Das einzige delphiſche Orakel; wie großen Nutzen hat es in Griechenland geſtiftet! So manchen Tyrannen und Böſewicht zeichnete ſeine Götterſtimme aus, indem ſie ihm abweiſend ſein Schickſal ſagte: nicht minder hat es viele Unglück-

liche

*) S. *Heyne* de primorum Graeciae Legumlatorum inſtitutis ad morum manſuetudinem in opuſc, academic, P. I. p. 207.

liche gerettet, ſo manchen Rathloſen berathen, manche gute Anſtalt mit göttlichem Anſehen bekräftigt, ſo manches Werk der Kunſt oder der Muſe, das zu ihm gelangte, bekannt gemacht und Sittenſprüche ſowohl als Staatsmaximen geheiligt. Die rohen Verſe des Orakels haben alſo mehr gewirkt, als die glatteſten Gedichte ſpäterer Dichter; ja den gröſſeſten Einfluß hatte es dadurch, daß es die hohen Staaten und Rechtſprecher Griechenlands, die Amphiktyonen in ſeinen Schütz nahm und ihre Ausſprüche gewiſſermaaßen zu Geſetzen der Religion machte. Was in ſpätern Jahrhunderten als ein Einziges Mittel zum ewigen Frieden Europa's vorgeſchlagen iſt, ein Gericht der Amphiktyonen, *) war bei den Griechen ſchon da und zwar nahe dem Thron des Gottes der Weisheit und Wahrheit, der durch ſein Anſehen es heiligen ſollte.

Nebſt

*) S. Oeuvres p. St. Pierre T. I. und beinah in allen ſeinen Schriften.

Nebſt der Religion gehören alle Gebräuche hieher, die aus Anſtalten der Väter erwachſen, ihr Andenken den Nachkommen bewahrten; ſie haben auf die Sittenbildung der Griechen fortdaurend gewirket. So z. E. gaben die mancherley öffentlichen Spiele der griechiſchen Erziehung eine ſehr eigenthümliche Richtung, indem ſie Leibesübungen zum Hauptſtück derſelben und die dadurch erlangten Vorzüge zum Augenmerk der ganzen Nation machten. Nie hat ein Zweig ſchönere Früchte getragen, als der kleine Oel-, Epheu- und Fichtenzweig, der die griechiſchen Sieger kränzte. Er machte die Jünglinge ſchön, geſund, munter: ihren Gliedern gab er Gelenkigkeit, Ebenmaaß und Wohlſtand: in ihrer Seele fachte er die erſten Funken der Liebe für den Ruhm, ſelbſt für den Nachruhm an und prägte ihnen die unzerſtörbare Form ein, für ihre Stadt und für ihr Land öffentlich zu leben; was endlich das ſchätzbarſte iſt, er gründete in ihrem Gemüth jenen Geſchmack für

Män-

Männerumgang und Männerfreundſchaft, der die Griechen ausnehmend unterſcheidet. Nicht war das Weib in Griechenland der ganze Kampfpreis des Lebens, auf den es ein Jüngling anlegte; die ſchönſte Helena konnte immer doch nur einen Paris bilden, wenn ihr Genuß oder Beſitz das Ziel der ganzen Mannestugend wäre. Das Geſchlecht der Weiber, ſo ſchöne Muſter jeder Tugend es auch in Griechenland hervorgebracht hat, blieb nur ein untergeordneter Zweck des männlichen Lebens; die Gedanken edler Jünglinge gingen auf etwas Höheres hinaus: das Band der Freundſchaft, das ſie unter ſich oder mit erfahrnen Männern knüpften, zog ſie in eine Schule, die ihnen eine Aſpaſia ſchwerlich gewähren konnte. Daher in mehreren Staaten die männliche Liebe der Griechen, mit jener Nacheiferung, jenem Unterricht, jener Dauer und Aufopferung begleitet, deren Empfindungen und Folgen wir im Plato beinah wie den Roman aus einem fremden Planeten leſen. Männliche Herzen

banden ſich an einander in Liebe und Freundſchaft, oft bis auf den Tod: der Liebhaber verfolgte den Geliebten mit einer Art Eiferſucht, die auch den kleinſten Flecken an ihm aufſpähete und der Geliebte ſcheuete das Auge ſeines Liebhabers als eine läuternde Flamme der geheimeſten Neigungen ſeiner Seele. Wie uns nun die Freundſchaft der Jugend die ſüßeſte und keine Empfindung daurender iſt, als die Liebe derer, mit denen wir uns in den ſchönſten Jahren unſrer erwachenden Kräfte auf Einer Laufbahn der Vollkommenheit übten: ſo war den Griechen dieſe Laufbahn in ihren Gymnaſien, bei ihren Geſchäften des Krieges und der Staatsverwaltung öffentlich beſtimmt und jene heilige Schaar der Liebenden davon die natürliche Folge. Ich bin weit entfernt, die Sittenverderbniſſe zu verhelen, die aus dem Mißbrauch dieſer Anſtalten, inſonderheit wo ſich unbekleidete Jünglinge übten, mit der Zeit erwuchſen; allein auch dieſer Mißbrauch lag leider im Charakter der Nation

tion, deren warme Einbildungskraft, deren faſt wahnſinnige Liebe für alles Schöne, in welches ſie den höchſten Genuß der Götter ſetzten, Unordnungen ſolcher Art unumgänglich machte. Im Geheimen geübt, würden dieſe nur deſto verderblicher worden ſeyn, wie die Geſchichte aller Völker des warmen Erdſtrichs oder einer üppigen Cultur beweiſet. Daher ward der Flamme, die ſich im Innern nährte, durch öffentliche rühmliche Zwecke und Anſtalten zwar freiere Luft geſchafft; ſie kam damit aber auch unter die einſchränkende Aufſicht der Geſetze, die ſie als eine wirkſame Triebfeder für den Staat brauchten.

Endlich. Da das dreifache Griechenland beider Welttheile in viele Stämme und Staaten getheilt war: ſo mußte die Sittencultur, die ſich hie und da erhob, jedem Stamme genetiſch, mithin auf ſo mancherlei Weiſe politiſch werden, daß eben dieſer Umſtand uns die glücklichen Fortſchritte der griechi-

ſchen

ſchen Sittenbildung allein ſchon erkläret. Nur durch die leichteſten Bande, einer gemeinſchaftlichen Sprache und Religion, der Orakel, der Spiele, des Gerichts der Amphiktyonen u. ſ. oder durch Abſtammung und Colonien, endlich durch das Andenken alter gemeinſchaftlichen Thaten, durch Poeſie und Nationalruhm waren die griechiſchen Staaten mit einander verbunden; weiter verband ſie kein Deſpot: denn auch ihre gemeinſchaftlichen Gefahren gingen lange Zeit glücklich vorüber. Alſo kam es darauf an, was aus dem Quell der Cultur jeder Stamm ſchöpfen, welche Bäche daraus er für ſich ableiten wollte. Dieß that jeder nach Umſtänden ſeines Bedürfniſſes, vorzüglich aber nach der Denkart einiger großen Männer, die ihm die bildende Natur ſandte. Schon unter den Königen Griechenlands gab es edle Söhne der alten Helden, die mit dem Wechſel der Zeit fortgingen und ihren Völkern jetzt durch gute Geſetze ſo nützlich wurden, wie ihre Väter es durch Ruhmvolle Tapferkeit ge-

weſen waren. So hebt ſich außer den erſten Colonien-Stiftern, unter Geſetzgebenden Königen inſonderheit Minos empor, der ſeine kriegeriſchen Kretenſer, die Bewohner einer Inſel voller Gebürge, auch kriegeriſch bildete und ſpäterhin Lykurgs Vorbild wurde. Er war der erſte, der die Seeräuber bändigte und das Aegeiſche Meer ſicher ſtellte; der erſte allgemeinere Sittenſtifter Griechenlandes zur See und auf dem Lande. Daß er in guten Einrichtungen mehrere ſeines gleichen unter den Königen hatte, zeiget die Geſchichte von Athen, von Syracuſ' und andern Königreichen. Freilich aber nahm die Regſamkeit der Menſchen in der politiſchen Sittenbildung einen andern Schwung, als aus den meiſten griechiſchen Königreichen Republiken wurden; eine Revolution, die allerdings eine der merkwürdigſten iſt in der geſammten Menſchengeſchichte. Nirgend als in Griechenland war ſie möglich, wo eine Menge einzelner Völker das Andenken ihres Urſprunges und Stammes

mes ſich auch unter ſeinen Königen zu erhalten gewußt hatte. Jedes Volk ſahe ſich als einen einzelnen Staatskörper an, der gleich ſeinen wandernden Vorfahren ſich politiſch einrichten dürfe; unter den Willen einer erblichen Königsreihe ſey keiner der griechiſchen Stämme verkauft. Nun war zwar damit noch nicht ausgemacht, daß die neue Regierung auch die beſſere wäre: ſtatt des Königes herrſchten beinahe allenthalben die Vornehmſten und Mächtigern, ſo daß in mehreren Städten die Verwirrung größer und der Druck des Volks unleidlich wurde; indeſſen waren doch damit Einmal die Würfel geworfen, daß Menſchen, wie aus der Unmündigkeit erwacht, über ihre politiſche Verfaſſung ſelbſt nachdenken lernten. Und ſo war das Zeitalter griechiſcher Republiken der erſte Schritt zur Mündigkeit des menſchlichen Geiſtes in der wichtigen Angelegenheit, wie Menſchen von Menſchen zu regieren wären? Alle Ausſchweifungen und Fehltritte der Regierungsformen Griechenlan-

des hat man als Verſuche der Jugend anzuſe- hen, die meiſtens nur durch Schaden klug wer- den lernet.

Bald alſo thaten ſich in vielen freigewor- denen Stämmen und Colonieen weiſe Männer hervor, die Vormünder des Volks wurden. Sie ſahen, unter welchen Uebeln ihr Stamm litt und ſannen auf eine Einrichtung deſſel- ben, die auf Geſetze und Sitten des Ganzen erbauet wäre. Natürlich waren alſo die mei- ſten dieſer alten griechiſchen Weiſen Männer in öffentlichen Geſchäften, Vorſteher des Volks, Rathgeber der Könige, Heerführer: denn blos von dieſen Edlen konnte die politiſche Cul- tur ausgehn, die weiter hinab aufs Volk wirk- te. Selbſt Lykurg, Drako, Solon waren aus den erſten Geſchlechtern ihrer Stadt, zum Theil ſelbſt obrigkeitliche Perſonen; die Uebel der Ariſtokratie ſammt der Unzufriedenheit des Volks waren zu ihrer Zeit aufs höchſte ge- ſtiegen, daher die beſſere Einrichtung, die ſie angaben, ſo großen Eingang gewann.

Unſterblich bleibt das Lob dieſer Männer, daß ſie, vom Zutrauen des Volks unterſtützt, für ſich und die Ihrigen den Beſitz der Oberherrſchaft verſchmähten und allen ihren Fleiß, alle Menſchen- und Volkskenntniß auf ein Gemeinweſen d. i. auf den Staat als Staat wandten. Wären ihre erſten Verſuche in dieſer Art auch bei weitem nicht die höchſten und ewigen Muſter menſchlicher Einrichtungen; ſie ſollten dieſes auch nicht ſeyn: ſie gehören nirgend hin, als wo ſie eingeführt wurden, ja auch hier mußten ſie ſich den Sitten des Stammes und ſeinen eingewurzelten Uebeln oft wider Willen bequemen. Lykurg hatte freiere Hand als Solon; er ging aber in zu alte Zeiten zurück und bauete einen Staat, als ob die Welt ewig im Heldenalter der rohen Jugend verharren könnte. Er führte ſeine Geſetze ein, ohne ihre Wirkungen abzuwarten, und für ſeinen Geiſt wäre es wohl die empfindlichſte Strafe geweſen, durch alle Zeitalter der griechiſchen Geſchichte die Folgen zu ſehen,

die ſie Theils durch Mißbrauch, Theils durch ihre zu lange Dauer ſeiner Stadt und bisweilen dem ganzen Griechenlande verurſacht haben. Die Geſetze Solons wurden auf einem andern Wege ſchädlich. Den Geiſt derſelben hatte er ſelbſt überlebet; die übeln Folgen ſeiner Volksregierung ſahe er voraus und ſie ſind bis zum letzten Athem Athens den Weiſeſten und Beſten ſeiner Stadt unverkennbar geblieben. *) Das iſt aber einmal das Schickſal aller menſchlichen Einrichtungen, inſonderheit der ſchwerſten, über Land und Leute. Zeit und Natur verändern alles; und das Leben der Menſchen ſollte ſich nicht ändern? Mit jedem neuen Geſchlecht kommt eine neue Denkart empor, ſo altväteriſch auch die Einrichtung und Erziehung bleibe. Neue Bedürfniſſe und Gefahren, neue Vortheile des Sieges, des Reichthums, der wachſenden Ehre, ſelbſt

*) S. Xenophon über die Republik der Athenienſer, auch Plato, Ariſtoteles u. ſ.

ſelbſt der mehreren Bevölkerung drängen ſich hinzu; und wie kann nun der geſtrige Tag der heutige, das alte Geſetz ein ewiges Geſetz bleiben? Es wird beibehalten, aber vielleicht nur zum Schein und leider am meiſten in Mißbräuchen, deren Aufopferung eigennützigen, trägen Menſchen zu hart fiele. Dieß war der Fall mit Lykurgs, Solons, Romulus, Moſes, und allen Geſetzen, die ihre Zeit überlebten.

Aeußerſt rührend iſts daher, wenn man die eigne Stimme dieſer Geſetzgeber in ihren ſpätern Jahren höret; ſie iſt meiſtens klagend. Denn wenn ſie lange lebten, hatten ſie ſich ſelbſt ſchon überlebet. So iſts die Stimme Moſes und auch Solons in den wenigen Fragmenten, die wir von ihm haben; ja, wenn ich die bloßen Sittenſprüche ausnehme, haben faſt alle Betrachtungen der griechiſchen Weiſen einen traurigen Ton. Sie ſahen das wandelbare Schickſal und Glück der Menſchen, durch Geſetze der Natur enge beſchränkt, durch

ihr

ihr eigenes Verhalten ſchnöde verwirret und klagten. Sie klagten über die Flüchtigkeit des menſchlichen Lebens und ſeiner blühenden Jugend; dagegen ſchilderten ſie das oftmals arme und kranke, immer aber ſchwache und nichts geachtete Alter. Sie klagten über der Frechen Glück und des Gutmüthigen Leiden; verfehlten aber auch nicht, die ächten Waffen dagegen, Klugheit und geſunde Vernunft, Mäßigung der Leidenſchaften und ſtillen Fleiß, Eintracht und freundſchaftliche Treue, Standhaftigkeit und eiſernen Muth, Ehrfurcht gegen die Götter und Liebe zum Vaterlande den Bürgern ihrer Welt ſanftrührend einzuflößen. Selbſt in den Reſten des neuen griechiſchen Luſtſpiels tönt noch dieſe klagende Stimme der ſanften Humanität wieder. *)

Trotz alſo aller böſen zum Theil auch ſchrecklichen Folgen, die für Heloten, Pelasger, Kolonieen, Ausländer und Feinde man-

cher

*) Hievon an einem andern Ort.

cher Griechenſtaat gehabt hat; ſo können wir doch das hohe Edle jenes Gemeinſinnes nicht verkennen, der in Lacedämon, Athen und Thebe, ja gewiſſermaaßen in jedem Staate Griechenlands zu ſeinen Zeiten lebte. Es iſt völlig wahr und gewiß, daß nicht aus einzelnen Geſetzen eines einzelnen Mannes erwachſen, er auch nicht in jedem Gliede des Staats auf gleiche Weiſe, zu allen Zeiten gelebt habe; gelebt hat er indeß unter den Griechen, wie es ſelbſt noch ihre ungerechten, neidigen Kriege, die härteſten ihrer Bedrückungen und die treuloſeſten Verräther ihrer Bürgertugend zeigen. Die Grabſchrift jener Spartaner, die bei Thermopylä fielen:

Wanderer, ſag's zu Sparta, daß ſeinen
Geſetzen gehorſam
Wir erſchlagen hier liegen —

bleibt allemal der Grundſatz der höchſten politiſchen Tugend, bei dem wir auch zwei Jahrtauſende ſpäter nur zu bedauren haben, daß

er

er zwar einſt auf der Erde der Grundſatz weniger Spartaner über einige harte Patricier-Geſetze eines engen Landes, noch nie aber das Principium für die reinen Geſetze der geſammten Menſchheit hat werden mögen. Der Grundſatz ſelbſt iſt der höchſte, den Menſchen zu ihrer Glückſeligkeit und Freiheit erſinnen und ausüben mögen. Ein Aehnliches iſt mit der Verfaſſung Athens, obgleich dieſelbe auf einen ganz andern Zweck führte. Denn wenn die Aufklärung des Volks in Sachen, die zunächſt für daſſelbe gehören, der Gegenſtand einer politiſchen Einrichtung ſeyn darf: ſo iſt Athen ohnſtreitig die aufgeklärteſte Stadt in unſrer bekannten Welt geweſen. Weder Paris noch London, weder Rom noch Babylon, noch weniger Memphis, Jeruſalem, Pecking und Benares werden ihr darüber den Rang abſtreiten. Da nun Patriotismus und Aufklärung die beiden Pole ſind, um welche ſich alle Sittencultur der Menſchheit beweget: ſo werden auch Athen und Sparta im-

mer die beiden großen Gedächtnißplätze bleiben, auf welchen ſich die Staatskunſt der Menſchen über dieſe Zwecke zuerſt jugendlichfroh geübt hat. Die andern Staaten der Griechen folgten meiſtens nur dieſen zwei großen Muſtern, ſo daß einigen, die nicht folgen wollten, die Staatsverfaſſungen Athens und Lacedämons von ihren Ueberwindern ſogar aufgedrungen wurden. Auch ſiehet die Philoſophie der Geſchichte nicht ſowohl darauf, was auf dieſen beiden Erdpunkten in dem kleinen Zeitraum, da ſie wirkten, von ſchwachen Menſchen wirklich gethan ſey, als vielmehr was aus den Principien ihrer Einrichtung für die geſammte Menſchheit folge. Trotz aller Fehler werden die Namen Lykurgs und Solons, Miltiades und Themiſtokles, Ariſtides, Cimon, Phocion, Epaminondas, Pelopidas, Ageſilaus, Agis, Kleomenes, Dion, Timoleon u. ſ. mit ewigem Ruhme geprieſen; dagegen die eben ſo große Männer, Alcibiades, Conon, Pauſanias, Lyſander,

als

als Zerſtörer des griechiſchen Gemeingeiſtes oder als Verräther ihres Vaterlandes mit Tadel genannt werden. Selbſt die beſcheidene Tugend Sokrates konnte ohn' ein Athen ſchwerlich zu der Blüthe erwachſen, die ſie durch einige ſeiner Schüler wirklich erreicht hat: denn Sokrates war nur ein athenienſiſcher Bürger, alle ſeine Weisheit nur athenienſiſche Bürgerweisheit, die er in häuslichen Geſprächen fortpflanzte. In Abſicht der bürgerlichen Aufklärung ſind wir dem einzigen Athen alſo das Meiſte und Schönſte aller Zeiten ſchuldig.

Und ſo dürfen wir auch, da von praktiſchen Tugenden wenig geredet werden kann, noch einige Worte jenen Anſtalten gönnen, die nur eine athenienſiſche Volksregierung möglich machte, den Rednern und dem Theater. Redner vor Gericht, zumal in Sachen des Staats und des augenblicklichen Entſchluſſes ſind gefährliche Triebfedern; auch ſind die böſen Folgen derſelben offenbar gnug in der athe-

nienſiſchen Geſchichte. Da ſie indeſſen ein Volk vorausſetzen, das in jeder öffentlichen Sache, die vorgetragen ward, Kenntniſſe hatte oder wenigſtens empfangen konnte: ſo bleibt das athenienſiſche Volk, aller Partheien ohngeachtet, hierin das Einzige unſerer Geſchichte, an welches auch das römiſche Volk ſchwerlich reichet. Der Gegenſtand ſelbſt, Feldherrn zu wählen oder zu verdammen, über Krieg und Frieden, über Leben und Tod und jedes öffentliche Geſchäft des Staats zu ſprechen, war gewiß nicht die Sache eines unruhigen Haufens; durch den Vortrag dieſer Geſchäfte aber und durch alle Kunſt, die man darauf wandte, ward ſelbſt dem wilden Haufen das Ohr geöffnet, und ihm jener aufgeklärte, politiſche Schwätzer-Geiſt gegeben, von dem keines der Völker Aſiens wußte. Die Beredſamkeit vor den Ohren des Volks hob ſich damit zu einer Höhe, die ſie außer Griechenland und Rom niemals gehabt hat, die ſie auch ſchwerlich je haben wird und haben

kann,

kann, bis etwa die Volksrednerei wahre allgemeine Aufklärung werde. Unſtreitig iſt der Zweck dieſer Sache groß, wenn gleich in Athen die Mittel dazu dem Zweck unterlagen. Mit dem athenienſiſchen Theater war es ein Gleiches. Es enthielt Spiele fürs Volk und zwar ihm angemeſſene, erhabene, geiſtreiche Spiele; mit Athen iſt ſeine Geſchichte vorbei: denn der enge Kreis beſtimmter Fabeln, Leidenſchaften und Abſichten, aufs Volk zu wirken, findet ſich kaum mehr in dem vermiſchten Haufen einer andern Stammesart und Regimentsverfaſſung wieder. Niemals alſo meſſe man die griechiſche Sittenbildung, weder in ihrer öffentlichen Geſchichte noch in ihren Rednern und theatraliſchen Dichtern nach dem Maaßſtabe einer abſtracten Moral; weil keinem dieſer gegebnen Fälle ein ſolcher Maaßſtab zum Grunde lieget. *) Die Geſchichte

zeigt,

*) S. die Einleitung zu Gillies's Ueberſetzung der Reden Lyſias und Iſokrates, nebſt andern ähnlichen Schrif-

zeigt, wie die Griechen in jedem Zeitpunkt alles waren, was ſie gut und böſe nach ihrer Lage ſeyn konnten. Der Redner zeigt, wie Er in ſeinem Handel die Partheien ſah und ſeinem Zweck gemäß ſchildern mußte. Der theatraliſche Dichter endlich brachte Geſtalten in ſein Spiel, wie ſie ihm die Vorzeit gab oder wie er ſolche ſeinem Beruf gemäß dieſen und keinen andern Zuſchauern darſtellen wollte. Schlüſſe hieraus auf die Sittlichkeit oder Unſittlichkeit des geſammten Volks zu machen, wäre Grundlos; daran wird aber niemand zweifeln, daß die Griechen in gewiſſen Zeitpunkten und Städten, nach dem Kreiſe von Gegenſtänden, der ihnen damals vorlag, das geſchickteſte, leichteſte und aufgeklärteſte Volk ihrer Welt geweſen. Die Bürger Athens gaben Feldherren, Redner, Sophiſten, Richter, Staatsleute und Künſtler, nachdem es die

Schriften, die Griechenland aus Rednern oder Dichtern geſchätzt haben.

die Erziehung, Neigung, Wahl oder das Schickſal und der Zufall wollte, und oft waren in Einem Griechen mehrere der ſchönſten Vorzüge eines Guten und Edlen vereinigt.

Anmerkung.

Die Griechen hatten das Wort Humanität nicht; ſeit aber Orpheus ſie durch den Klang ſeiner Leier aus Thieren zu Menſchen gemacht hatte, war der Begriff dieſes Worts die Kunſt ihrer Muſen. Ich bin weit entfernt, die griechiſchen Sitten und Verfaſſungen zu jener Zeit und allenthalben als Muſter zu preiſen; das kann indeſſen nicht geläugnet werden, daß das

emollit mores nec ſinit eſſe feros

mittelbar oder unmittelbar der Endzweck geweſen, auf den ihre edelſten Dichter, Geſetzgeber und Weiſe wirkten.

Zwiſchen zwei Aeußerſten giebt es keinen andern Weg der Vernunft und Rechtſchaffen-

heit,

heit, als die Mittelſtraße. Man ſage ſo viel Gutes, man ſchreibe ſo viel Böſes vom Menſchen, als man wolle; lediglich kommts auf den Gebrauch an, den man von beiderlei Urtheilen macht; wie man ſie durch thätige Güte und Weisheit zuſammen vereinet.

Das edlere Schauſpiel der Griechen hatte zum Zweck, zwiſchen beiden Extremen eine weiſe und tugendhafte Mitte im Menſchen zu befeſtigen; o hätten wir Menanders und Philemons Schauſpiele! Die übrig gebliebenen wenigen Stellen und Sprüche zeigen, daß in ihnen der Menſch von allen Seiten betrachtet und zur Lehre aufgeſtellt worden, wie es denn auch Terenz, der halbirte Menander klar an den Tag leget;

Sprüche aus Philemon.

Der Seele Kummer wird durch Rede leicht.

* * *

Wer unter uns dort außerhalb der Stadt
Der Menſchen Gräber ſieht, der ſage ſich:
Auch jeder dieſer ſprach einſt zu ſich ſelbſt:
„Ich werde, wenn die Zeit kommt, ſchiffen, pflanzen,
„Die Mauer brechen und beſitzen.“ Jetzt
Beſitzen ſie ein Grab.

* * *

Ihr Götter, welch ein wohlgeartet Thier
Iſt eine Schnecke. Kommt auf ihrem Gange
Sie einem böſen Nachbar nah; ſie hebt
Ihr Haus und wandert weiter. Darum wohnt
Sie Sorgenlos, weil ſie die Böſen immer flieht.

* * *

Er iſt ein Knecht; hat aber Fleiſch und Blut
Wie Du: denn keiner ward durch die Geburt ein Knecht;
Unglücklich Schickſal macht zum Sklaven nur.

Ein

* * *

Ein böſer Diener wird der Strafe nicht ent-
gehn;
Du aber ſey der Strafe Büttel nicht.

* * *

Dein Wort, o Freund, hat deine ſchöne That
Geſchmäht; des Reichen That hat Bettlers
Wort vernichtet.
Rühmſt du die Gabe ſelbſt, die du dem
Freunde gabſt,
So warſt in Thaten du ein Feldherr, und
in Wort
Ein Mörder. —

* * *

Mit rechter Unterſcheidung gieb und nimm.

* * *

Das kleinſte Geſchenk, es wird das größeſte,
Wenn du's wohlmeinend giebſt.

* * *

Den Armen haß' ich, der dem Reichen ſchenkt;
Er ſchilt das Glück, die Unerſättliche! —

* * *

Sey einem Alten, der da fleht, nicht hart;
Ein alter Baum iſt zu verpflanzen ſchwer.

* * *

Was grämeſt du dich, Freund? du weißt es ja,
Daß eben wenn das Glück den Menſchen lacht,
Zu jedem Unglück es die Pforte finde.
Auch über Keines Unglück freue dich:
Denn alles miſcht und kehrt das Schickſal um.

* * *

Nie ſchilt das Glück. Du weißt, zu böſer Zeit
Gehn auch der Götter Sachen ſelbſt nicht wohl.

* * *

Geſundheit iſt mein erſter Wunſch; der zweite
Glück im Geſchäft; der dritte Freude; dann
Noch Einer; „keinem je verpflichtet ſeyn!“ —

* * *

„Was machſt du, Syra? Wie befindſt du dich?“
Kannſt du noch alſo fragen einen Greis?

Ein

Ein Greis iſt immer wohl. Man ſagt mit Recht,
Und kann es ſagen: „auch der Tod iſt gut.“

* * *

„Was iſt es denn? warum will er mich ſehn?“
Iſts, wie die Kranken, wenn der Schmerz ſie quält,
Und ſie den Arzt erblicken, beſſer ſind?
So der Betrübte; ſiehet er den Freund
Nur neben ſich; gleich lindert ſich ſein Gram.

* * *

Auf Erden lebt kein Menſch, nicht Einer lebt,
Der Böſes nicht erfuhr, wie? oder noch
Erfahren wird. Nur wer, was ihm begegnet,
Aufs leichtſte nimmt, nur der iſt weiſ' und glücklich.

* * *

Erkenne was der Menſch iſt, und du wirſt
Doch glücklich ſeyn. Hier hörſt du Einen todt;

Dort

Dort iſt ein anderer geboren; dieſe
Gebar nicht, jenem gieng es übel; der
Hat Huſten; jener weint. Das alles bringt
Die Menſchheit mit ſich; fliehe nur den Gram.

* * *

Viel Unglück iſt in vielen Häuſern, das,
Wenn man's gut trägt, uns Gutes bringt.

* * *

Der Menſchen Viele machen ſich das Uebel
Noch größer, als es iſt. Dem ſtarb ein Sohn;
Dem eine Mutter; dem, beim Jupiter!
Gar ein Verwandter. Nähm' er's, wie es iſt,
So ſtarb ein Menſch. Das iſt an ſich das Uebel.
Nun aber ruft er aus: „das Leben iſt für mich
Kein Leben mehr! Er iſt dahin! Ich werd' ihn
Nie wiederſehn!“ Er ſieht den Unglücksfall
Allein in ſich und häuft auf Uebel Uebel.
Wer alles mit Vernunft betrachtet, wie

Es an ſich ſelbſt, und nicht für ihn nur ſey,
Empfängt das Glück und hält Unglück fern.

* * *

In Traurigkeit ſein ſelbſt noch Meiſter ſeyn;
Dieß iſt's, was mich erhält und was den Menſchen macht.

* * *

Wir armen Menſchen! Unſer Daſeyn iſt
Ein Leben ohne Leben. Meinungen
Beherrſchen uns, ſeit wir Geſetze fanden,
Der Vor- und Nachwelt Meinungen. Wir ſuchen
Dem Uebel zu entgehn und finden nur
Zum Uebel Vorwand.

* * *

Wenn, was wir haben, wir nicht brauchen, und
Was wir nicht haben, ſuchen; ach ſo raubt
Das Glück uns Jenes, dieſes wir uns ſelbſt.

* * *

Gerecht iſt nicht, der niemand Unrecht thut;
Der iſts, der Unrecht thun kann und nicht will.

Nicht

Nicht der, der kleinen Raubes ſich enthält;
Der iſts, der großen Raub mit Muth ver-
ſchmäht,
Wenn er ihn haben und behalten kann.
Nicht der iſts, der dieß alles nur befolgt,
Der iſts, der ungeſchminkten, reinen Sinnes,
Seyn ein Gerechter und nicht ſcheinen will.

* * *

Endlich der Hauptſpruch:

Ανθρωπος ων, τȣτ' ισθι, και μεμνησ' αει.
Du biſt ein Menſch; das wiſſ' und denke ſtets
daran.

V.

Wiſſenſchaftliche Uebungen der Griechen.

Keinem Volk der Erde thut man ſein Recht an, wenn man ihm ein fremdes Ideal der Wiſſenſchaften aufdringt: ſo iſts mit vielen Völkern Aſiens auch den Griechen gegangen und man hat ſie mit Lobe und Tadel oft unbillig überhäufet. Von keiner ſpeculativen Dogmatik z. B. über Gott und die menſchliche Seele wußten die Griechen; die Unterſuchungen hierüber waren freie Privatmeinungen, ſobald der Weltweiſe die gottesdienſtlichen Gebräuche ſeines Landes beobachtete und keine politiſche Parthei ihm im Wege ſtand. In Rückſicht dieſer hat ſich der menſchliche Geiſt in Griechenland wie überall ſeinen Raum erkäm-

kämpfen müſſen; den er ſich aber doch zuletzt wirklich erkämpfte.

Von alten Götterſagen und Theogonieen ging die griechiſche Weltweisheit aus und es iſt merkwürdig viel, was der feine Geiſt dieſer Nation hierüber ausſpann. Die Dichtungen von der Geburt der Götter, vom Streit der Elemente, von Haß und Liebe der Weſen gegen einander ſind von ihren verſchiedenen Schulen in ſo verſchiedenen Richtungen ausgebildet worden, daß man beinah ſagen möchte: ſie waren ſo weit als wir ſind, wenn wir ohne Naturgeſchichte Weltentſtehungen dichten. Ja in gewiſſem Betracht waren ſie weiter, weil ihr Sinn freier war und keine gegebne Hypotheſe ihnen ein Ziel vorſteckte. Selbſt die Zahlen Pythagoras und andrer Philoſophen ſind kühne Verſuche, die Wiſſenſchaft der Dinge mit dem reinſten Begriff der menſchlichen Seele, einer deutlichgedachten Größe zu paaren; weil aber ſowohl die Naturwiſſenſchaft als die Mathematik damals noch in

ihrer

ihrer Kindheit waren, ſo kam dieſer Verſuch zu frühe. Immer aber locket er uns, ſo wie die Syſteme mancher andern griechiſchen Philoſophen eine Art von Verehrung ab, weil dieſe alleſammt, jedes aus ſeinem Standpunkt, tief durchdacht und von weitem Umfange waren; manchem derſelben liegen Wahrheiten und Bemerkungen zum Grunde, die wir ſeitdem, vielleicht zum Vortheil der Wiſſenſchaft aus den Augen verlohren haben. Daß z. B. keiner der alten Philoſophen ſich an Gott ein außerweltliches Weſen oder eine höchſt-metaphyſiſche Monade dachte, ſondern alle bei dem Begriff einer Weltſeele ſtehen blieben, war der Kindheit menſchlicher Philoſophie völlig angemeſſen und wird ihr vielleicht immer angemeſſen bleiben. Schade iſts, daß wir der kühnſten Philoſophen Meinung nur aus verſtümmelten Nachrichten, nicht aber aus ihren eignen Schriften im Zuſammenhange wiſſen; aber noch mehr Schade, daß wir uns ungern in ihre Zeit ſetzen und ſie lieber unſrer Denk-

art bequemen. Jede Nation hat in allgemeinen Begriffen ihre eigene Sehart, die meiſtens in den Formen des Ausdrucks, kurz in der Tradition ihren Grund hat und da bei den Griechen die Philoſophie aus Gedichten und Allegorieen entſtanden war: ſo gaben dieſe auch ihren Abſtractionen ein eigenthümliches, ihnen nicht undeutliches Gepräge. Selbſt noch bei Plato ſind ſeine Allegorieen nicht bloße Ziererei; ihre Bilder ſind wie klaſſiſche Sprüche der Vorzeit, feinere Entwickelungen der alten Dichter-Traditionen.

Zur menſchlichen und moraliſchen Philoſophie aber neigte ſich der Forſchungsgeiſt der Griechen vorzüglich, weil ihre Zeit und Verfaſſung ſie am meiſten dieſes Weges führte. Naturgeſchichte, Phyſik und Mathematik waren damals noch lange nicht angebauet und zu unſern neuern Entdeckungen die Werkzeuge noch nicht erfunden. Alles zog ſich dagegen auf die Natur und die Sitten der Menſchen. Dieß

war der herrſchende Ton der griechiſchen Dichtkunſt, Geſchichte und Staatseinrichtung: jeder Bürger mußte ſeine Mitbürger kennen und bisweilen öffentliche Geſchäfte verwalten, denen er ſich nicht entziehen konnte: die Leidenſchaften und wirkenden Kräfte der Menſchen hatten damals ein freieres Spiel; ſelbſt dem müſſigen Philoſophen ſchlichen ſie nicht unbemerkt vorüber: Menſchen zu regieren oder als ein lebendes Glied der Geſellſchaft zu wirken, war der herrſchende Zug jeder emporſtrebenden griechiſchen Seele. Kein Wunder alſo, daß auch die Philoſophie des abſtracten Denkers auf Bildung der Sitten oder des Staats hinausging, wie Pythagoras, Plato, und ſelbſt Ariſtoteles dieß beweiſen. Staaten einzurichten, war ihr bürgerlicher Beruf nicht; nirgend war Pythagoras, wie Lykurgus, Solon oder andre, Obrigkeit und Archon: auch der größeſte Theil ſeiner Philoſophie war Speculation, die ſogar bis an den Aberglauben grenzte. Indeſſen zog ſeine

Schu-

Schule Männer, die auf die Staaten Groß-griechenlandes den größeſten Einfluß gehabt haben und der Bund ſeiner Jünger wäre, wenn ihm das Schickſal Dauer gegönnt hätte, vielleicht die wirkſamſte, wenigſtens eine ſehr reine Triebfeder zur Verbeſſerung der Welt worden. *) Aber auch dieſer Schritt des über ſeine Zeit hocherhabenen Mannes war zu früh: die reichen, ſybaritiſchen Städte Groß-Griechenlandes nebſt ihren Tyrannen begehrten ſolche Sittenwächter nicht und die Pythagoräer wurden ermordet.

Es iſt ein zwar oft wiederholter, aber wie mich dünkt, überſpannter Lobſpruch des menſchenfreundlichen Sokrates, daß Ers zuerſt und vorzüglich geweſen ſey, der die Philoſophie vom Himmel auf die Erde gerufen und mit dem ſittlichen Leben der Menſchen befreundet

*) S. in Meiners Geſchichte der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom Th. I. die Geſchichte dieſer Geſellſchaft.

det habe; wenigſtens gilt der Lobſpruch nur die Perſon Sokrates ſelbſt und den engen Kreis ſeines Lebens. Lange vor ihm waren Philoſophen geweſen, die ſittlich und thätig für die Menſchen philoſophirt hatten, da vom fabelhaften Orpheus an eben dieß der bezeichnende Charakter der griechiſchen Cultur war. Auch Pythagoras hatte durch ſeine Schule eine viel größere Anlage zur Bildung menſchlicher Sitten gemacht, als Sokrates durch alle ſeine Freunde je hatte machen mögen. Daß dieſer die höhere Abſtraktion nicht liebte, lag an ſeinem Stande, am Kreiſe ſeiner Kenntniſſe, vorzüglich aber an ſeiner Zeit und Lebensweiſe. Die Syſteme der Einbildungskraft ohne fernere Naturerfahrungen waren erſchöpft und die griechiſche Weisheit ein gaukelndes Geſchwätz der Sophiſten worden, daß es alſo keines großen Schrittes bedurfte, das zu verachten oder beiſeit zu legen, was nicht weiter zu übertreffen war. Vor dem ſchimmernden Geiſt der Sophiſten ſchützte ihn ſein Dämon,

ſeine

ſeine natürliche Redlichkeit und der bürgerliche Gang ſeines Lebens. Dieſer ſteckte zugleich ſeiner Philoſophie das eigentliche Ziel der Menſchheit vor, das beinah auf alle, mit denen er umging, ſo ſchöne Folgen hatte; allerdings gehörte aber zu dieſer Wirkſamkeit die Zeit, der Ort und der Kreis von Menſchen, mit denen Sokrates lebte. Anderswo wäre der bürgerliche Weiſe ein aufgeklärter tugendhafter Mann geweſen, ohne daß wir vielleicht ſeinen Namen wüßten: denn keine neue Lehre iſts, die er, ihm eigen, ins Buch der Zeiten verzeichnet; nur durch ſeine Methode und Lebensweiſe, durch die moraliſche Bildung, die er ſich ſelbſt gegeben hatte und andern zu geben ſuchte, vorzüglich endlich durch Art ſeines Todes ward er der Welt ein Muſter. Es gehörte viel dazu, ein Sokrates zu ſeyn, vor Allem die ſchöne Gabe, entbehren zu können und der feine Geſchmack an moraliſcher Schönheit, den er bei ſich zu einer Art von Inſtinct erhöhet zu haben ſcheinet;

net; indeſſen hebe man auch dieſen beſcheidnen edlen Mann nicht über die Sphäre empor, in welche ihn die Vorſehung ſelbſt ſtellte. Er hat wenige, ſeiner ganz würdige, Schüler gezogen, eben weil ſeine Weisheit gleichſam nur zum Hausgeräth ſeines eigenen Lebens gehörte und ſeine vortreffliche Methode im Munde ſeiner nächſten Schüler gar zu leicht in Spöttereien und Sophismen ausarten konnte, ſobald es dem ironiſchen Fragenden am Geiſtes- und Herzenscharakter Sokrates fehlte. Auch ſeine zwei edelſten Jünger Xenophon und Plato vergleiche man unpartheiiſch; ſo wird man finden, daß er bei ihnen, (wie er ſelbſt den beſcheidenen Ausdruck liebte) nur die Hebamme ihrer eignen Geiſtesgeſtalt geweſen war; daher er ſich auch im Bilde beider ſo unähnlich ſiehet. Das Auszeichnende ihrer Schriften rührt offenbar von ihrer eignen Denkart her und der ſchönſte Dank, den ſie ihrem geliebten Lehrer bringen konnten, war der, daß ſie ſein moraliſches Bild auf-

ſtellten. Allerdings wäre es ſehr zu wünſchen geweſen, daß durch Sokrates Schüler ſein Geiſt in alle Geſetze und Staatsverfaſſungen Griechenlandes fortan eingedrungen wäre; daß dieſes aber nicht geſchehen ſey, bezeugt die griechiſche Geſchichte. Sein Leben traf auf den Punct der höſten Cultur Athens, zugleich aber auch der höchſten Anſtrengung der griechiſchen Staaten gegen einander; beide konnte nichts anders, als unglückliche Zeiten und Sitten nach ſich ziehen, die nicht gar lange darauf den Untergang der griechiſchen Freiheit bewirkten. Hiegegen ſchützte ſie keine Sokratiſche Weisheit, die zu rein und fein war, als daß ſie das Schickſal der Völker hätte entſcheiden mögen. Der Staatsmann und Kriegsführer Xenophon ſchildert ſchlechte Staatsverfaſſungen; er kann ſie aber nicht ändern. Plato ſchuf eine idealiſche Republik, die nirgend, am wenigſten an Dionyſius Hofe Platz fand. Kurz, Sokrates Philoſophie hat mehr der Menſchheit als Griechenland gedienet,

dienet, welches ohne Zweifel auch ihr ſchönerer Ruhm iſt.

Ein ganz anderer war Ariſtoteles Geiſt, der ſcharfſinnigſte, feſteſte und trockendſte vielleicht, der je den Griffel geführet. Seine Philoſophie iſt freilich mehr die Philoſophie der Schule, als des gemeinen Lebens, inſonderheit in den Schriften, die wir von ihm haben und nach der Weiſe, wie man ſie gebrauchte; um ſo mehr aber hat die reine Vernunft und Wiſſenſchaft durch ihn gewonnen, ſo daß er in ihrem Gebiet als ein Monarch der Zeiten daſteht. Daß die Scholaſtiker meiſtens nur auf ſeine Metaphyſik verfielen, war ihre, nicht Ariſtoteles Schuld und doch hat ſich auch an ſolcher die menſchliche Vernunft unglaublich geſchärfet. Sie reichte barbariſchen Nationen Werkzeuge in die Hände, die dunkeln Träume der Phantaſie und Tradition zuerſt in Spitzfindigkeiten zu verwandeln, bis ſie ſich damit allmählich ſelbſt zerſtörten. Seine beſſern Schriften aber,

 die

die Naturgeſchichte und Phyſik, die Ethik und Moral, die Politik, Poetik und Rede-kunſt erwarten noch manche glückliche Anwen-dung. Zu beklagen iſts, daß ſeine hiſtori-ſchen Werke untergegangen ſind und daß wir auch ſeine Naturgeſchichte nur im Auszuge haben. Wer indeſſen den Griechen den Geiſt reiner Wiſſenſchaft abſpricht, möge ihren Ari-ſtoteles und Euklides leſen; Schriftſteller, die in ihrer Art nie übertroffen wurden: denn auch das war Platons und Ariſtoteles Ver-dienſt, daß ſie den Geiſt der Naturwiſſen-ſchaft und Mathematik erweckten, der über alles Moraliſiren hinaus ins Große geht und für alle Zeiten wirket. Mehrere Schüler der-ſelben waren Beförderer der Aſtronomie, Bo-tanik, Anatomie und andrer Wiſſenſchaften, wie denn Ariſtoteles ſelbſt blos mit ſeiner Na-turgeſchichte den Grund zu einem Gebäude ge-legt hat, an welchem noch Jahrhunderte bauen werden. Zu allem Gewiſſen der Wiſſen-ſchaft, wie zu allem Schönen der Form iſt in

Grie-

Griechenland der Grund gelegt worden: leider aber, daß uns das Schickſal von den Schriften ſeiner gründlichſten Weiſen ſo wenig gegönnt hat! Was übrig geblieben iſt, iſt vortrefflich; das Vortrefflichſte ging vielleicht unter.

Man wird es nicht von mir erwarten, daß ich die einzelnen Wiſſenſchaften der Mathematik, Medicin, Naturwiſſenſchaft und aller ſchönen Künſte durchgehe, um eine Reihe Namen zu nennen, die entweder als Erfinder oder als Vermehrer des Wiſſenſchaftlichen derſelben allen künftigen Zeiten zur Grundlage gedient haben. Allgemein iſts bekannt, daß Aſien und Aegypten uns eigentlich keine wahre Form der Wiſſenſchaft in irgend einer Kunſt oder Lehre gegeben; dem feinen, ordnenden Geiſt der Griechen haben wir dieſe allein zu danken. Da nun eine beſtimmte Form der Erkenntniß eben das iſt, was ihre Vermehrung oder Verbeſſerung in zukünftigen Zeiten bewirkt: ſo ſind wir den Griechen die Ba-

ſts beinah aller unſerer Wiſſenſchaften ſchuldig. Mögen ſie ſich fremde Ideen zugeeignet haben, ſo viel ſie wollen; deſto beſſer für uns: gnug, ſie ordneten ſolche und ſtrebten zur deutlichen Erkenntniß. Die mancherlei griechiſchen Schulen waren hierin das, was in ihrem Staatsweſen die vielen Republiken waren, gemeinſchaftlichſtrebende, mit einander wetteifernde Kräfte: denn ohne dieſe Vertheilung Griechenlandes würde ſelbſt in ihren Wiſſenſchaften nie ſo viel geſchehen ſeyn, als geſchehen iſt. Die Joniſche, Italiſche Atheniensiſche Schule waren, ihrer gemeinſchaftlichen Sprache ohngeachtet, durch Länder und Meere von einander geſondert; jede alſo konnte für ſich ſelbſt wurzeln und wenn ſie verpflanzt oder eingeimpft ward, deſto ſchönere Früchte tragen. Keiner der frühern Weiſen wurde vom Staat, ſelbſt nicht von ſeinen Schülern beſoldet; er dachte für ſich, er erfand aus Liebe zur Wiſſenſchaft, oder aus Liebe zum Ruhm. Die er unterrichtete, waren nicht Kinder, ſondern

dern Jünglinge oder Männer, oft Männer, die der wichtigſten Staatsgeſchäfte pflegten. Für Jahrmärkte eines gelehrten Handels ſchrieb man damals noch nicht; man dachte aber deſto länger und tiefer; zumal der mäßige Philoſoph im ſchönen griechiſchen Klima ungehindert von Sorgen denken konnte, da er zu ſeinem Unterhalt wenig bedurfte.

Indeſſen können wir nicht umhin, auch hier der Monarchie das Lob wiederfahren zu laſſen, das ihr gebühret. Keiner der ſogenannten Freiſtaaten Griechenlands hätte dem Ariſtoteles zu ſeiner Naturgeſchichte die Beihülfe verſchafft, die ihm ſein königlicher Schüler verſchaffen konnte; noch minder hätten ohne die Anſtalten der Ptolemäer Wiſſenſchaften, die Muſe oder Koſten fordern, z. B. Mathematik, Aſtronomie u. ſ. die Fortſchritte gethan, die ſie in Alexandrien gethan haben. Ihren Anlagen ſind wir den Euklides, Eratoſthenes, Apollonius Pergäus, Ptolemäus

u. a.

u. a. ſchuldig, Männer, die zu den Wiſſenſchaften den Grund gelegt, auf welchen jetzt nicht nur das Gebäude der Gelehrſamkeit, ſondern gewiſſermaaße unſrer ganzen Weltregierung ruhet. Es hatte alſo auch ſeinen Nutzen, daß die Zeit der griechiſchen Rednerei und Bürgerphiloſophie mit den Republiken zu Ende ging: dieſe hatte ihre Früchte getragen; dem menſchlichen Geiſt aber waren aus griechiſchen Seelen noch andre Keime der Wiſſenſchaft nöthig. Gern verzeihen wir dem Aegyptiſchen Alexandrien ſeine ſchlechteren Dichter, *) es gab uns dafür gute Beobachter und Rechner. Dichter werden durch ſich ſelbſt; Beobachter können durch Fleiß und Uebung allein vollkommen werden.

Inſonderheit hat die griechiſche Philoſophie über drei Gegenſtände vorgearbeitet, die ſchwerlich irgendwo anders eine ſo glückliche

Werk-

*) S. Heyne de Genio ſaeculi Ptolemaeorum in opuſc. acad. P. I. P, 76. ſeq.

Werkſtatt hätten finden mögen: ſie ſind Sprache Kunſt und Geſchichte. Die Sprache der Griechen hatte ſich durch Dichter, Redner und Philoſophen ſo vielſeitig reich und ſchön gebildet, daß das Werkzeug ſelbſt in ſpätern Zeiten die Aufmerkſamkeit der Betrachter an ſich zog, da man es nicht mehr zu ſo glänzenden Zwecken des öffentlichen Lebens anwenden konnte. Daher die Kunſt der Grammatiker, die zum Theil wirkliche Philoſophen waren. Zwar hat uns den größeſten Theil dieſer Schriftſteller die Zeit geraubt, welchen Verluſt wir auch allenfalls gegen viel wichtigere Sachen verſchmerzen mögen; indeſſen iſt ihre Wirkung deßwegen nicht ausgetilgt worden: denn am Studium der Griechiſchen hat ſich das Studium der römiſchen Sprache und überhaupt alle Sprachenphiloſophie der Erde angezündet. Auch in die morgenländiſchen Dialekte des vordern Aſiens iſt es nur aus ihr gekommen: denn die ebräiſche, arabiſche und andere Sprachen hat man nur durch die

Griechiſche in Regeln zu bringen gelernet. Gleichermaaßen iſt an eine Philoſophie der Kunſt nirgend als in Griechenland gedacht worden, weil durch einen glücklichen Trieb der Natur und durch eine Geſchmackvolle ſichere Gewohnheit Dichter und Künſtler ſelbſt eine Philoſophie des Schönen ausübten, ehe der Zergliedrer ihre Regeln aufnahm. So mußte ſich durch den ungeheuren Wetteifer in Epopeen, Theaterſtücken und öffentlichen Reden nothwendig mit der Zeit eine Kritik bilden, an welche unſere Kritik ſchwerlich reichet. Es ſind uns zwar auch von ihr außer Ariſtoteles Schriften nur wenige ſpäte Bruchſtücke übrig geblieben, die indeß immer noch von dem überfeinen Scharfſinn der griechiſchen Kunſtrichter zeugen. Die Philoſophie der Geſchichte endlich gehört vorzüglich nach Griechenland heim, weil eigentlich die Griechen allein Geſchichte haben. Der Morgenländer hat Stammregiſter oder Mährchen, der Nordländer hat Sagen, andre Nationen Lieder;

der

der Grieche bildete aus Sagen, Liedern, Mährchen und Stammregiſtern mit der Zeit den geſunden Körper einer Erzählung, die in allen Gliedern lebet. Auch hierin ging ihm ſeine alte Dichtkunſt vor, da ſich ein Mährchen nicht leicht angenehmer erzählen läßt, als es die Epopee erzählte: die Vertheilung der Gegenſtände nach Rhapſodieen gab zu ähnlichen Abſätzen in der Geſchichte Anlaß und der lange Hexameter konnte bald den Wohlklang der hiſtoriſchen Proſe bilden. Herodot ward alſo Homers Nachfolger und die ſpäteren Geſchichtſchreiber der Republiken nahmen die Farbe derſelben, den republikaniſchen Rednergeiſt in ihre Erzählung auf. Da nun mit Thucydides und Xenophon die griechiſche Geſchichte aus Athen ausging und die Beſchreiber derſelben Staatsmänner und Feldherren waren: ſo mußte ihre Geſchichte pragmatiſch werden, ohne daß ſie ihr eine pragmatiſche Geſtalt zu geben ſuchten. Die öffentlichen Reden, die Verflechtung der griechiſchen Angelegenheiten, die

leben-

lebendige Geſtalt der Sachen und ihrer Trieb-federn gab ihnen ſolche Form an und man kann kühn behaupten, daß ohne die Republi-ken Griechenlands keine pragmatiſche Geſchich-te in der Welt wäre. Je mehr ſpäterhin die Staaten und Kriegskunſt ſich entwickelte: de-ſto künſtlicher ward auch der pragmatiſche Geiſt der Geſchichte, bis endlich Polybius ſie faſt zur Kriegs- und Staaten-Wiſſenſchaft ſelbſt machte. An Vorbildern ſolcher Art hatten nun die ſpätern Betrachter zu ihren Anmer-kungen reichen Stoff und die Dionyſe konnten ſich in den Anfängen der hiſtoriſchen Kunſt gewiß reichlicher üben, als ein Sineſer, Ju-de oder ſelbſt ein Römer es thun konnte.

Da wir alſo die Griechen in jeder Uebung des Geiſtes an dichteriſchen,redneriſchen, phi-loſophiſchen, wiſſenſchaftlichen, hiſtoriſchen Werken ſo reich und glücklich finden; Schick-ſal der Zeiten, warum haſt du uns denn ſo viel von ihnen verſagt? Wo ſind Homers Ama-

zonia

zonia und ſeine Thebais und Ireſione, ſeine Jamben, ſein Margites? Wo ſind die vielen verlohrnen Stücke Archilochus, Simonides, Alcäus, Pindars, die drei und achtzig Trauerſpiele Aeſchylus, die hundert und achtzehn des Sophokles und die unzählichen andern verlohrnen Stücke der Tragiker, Komiker, Lyriker, der größeſten Weltweiſen, der unentbehrlichſten Geſchichtſchreiber, der merkwürdigſten Mathematiker, Phyſiker u. ſ.? Für Eine Schrift des Demokritus, Ariſtoteles, Theophraſts, Polybius, Euklides; für Ein Trauerſpiel des Aeſchylus, Sophokles und ſo vieler andern; für Ein Luſtſpiel Ariſtophanes, Philemons, Menanders; für Eine Ode des Alcäus oder der Sappho; für die verlohrne Natur- und Staatengeſchichte Ariſtoteles oder für die fünf und dreiſſig Bücher Polybius; wer würde nicht gern einen Berg von neuern Schriften, ſeine eignen zuerſt, hingeben, daß die Bäder von Alexandrien ein ganzes Jahrlang davon erwärmt würden? Aber das Schick-

ſal

ſal mit eiſernem Fuß geht einen andern Gang fort, als daß es auf die Unſterblichkeit einzelner menſchlicher Werke in Wiſſenſchaft oder in Kunſt rechne. Die gewaltigen Propyläen Athens, alle Tempel der Götter, jene prächtigen Paläſte, Mauern, Coloſſen, Bildſäulen, Sitze, Waſſerleitungen, Straßen, Altäre, die das Alterthum für die Ewigkeit ſchuf, ſind durch die Wuth der Zerſtörer dahin; und einige ſchwache Gedankenblätter des menſchlichen Nachſinnens und Fleißes ſollten verſchont bleiben? Vielmehr iſt zu verwundern, daß wir derſelben noch ſo viel haben und vielleicht haben wir an ihnen noch zu viel, als daß wir ſie alle gebraucht hätten, wie ſie zu gebrauchen wären. Laſſet uns jetzt zum Aufſchluß deſſen, was wir bisher einzeln durchgingen, die Geſchichte Griechenlands im Ganzen betrachten; ſie trägt ihre Philoſophie Schritt vor Schritt belehrend mit ſich.

Anmer-

Anmerkung.

Nemeſis der Geſchichte.

Es iſt eine alte Bemerkung, daß der Vater der griechiſchen Geſchichte, Herodot, nicht nur den Gang derſelben nach Homer geordnet, ſondern daß auch der im ganzen Werk herrſchende Gedanke, die Seele deſſelben epiſch ſey. Daß ſie nicht anders als alſo ſeyn konnte, und was dieß Wort für die Geſchichte in ſich ſchließe, iſt jetzt das Thema unſrer Betrachtung.

Erſtlich. Was wir in der Geſchichte begegnen, wuchs aus kleinen, unbemerkten, faſt unmerklichen Anfängen heran; wer ſäete dieſe Keime? wer führte ihnen gedeihende Witterung zu, und zog aus ihnen Blüthen und Früchte? indeß andre wie durch die Macht eines böſen Schickſals untergingen, oder mühſam emporkamen.

Zweitens. Was hiebei vom Willen des Menſchen abhängt, iſt gegen das unſichtbare

bare Mächtige, das ihn freundlich oder feindlich umgiebt, ſo wenig und ſo ſchwach. Der Augenblick übereilt ihn. Wie aus einem Hinterhalt brechen unvorgeſehene, unabwendbare „Schickungen“ hervor; wie mag er beſtehen? wie konnte er ſich gegen ſie rüſten?

Drittens. Und da das Schwerſte und Höchſte zuerſt fällt, da, wenn alles Irdiſche gebrechlich iſt, unſer Auge ſich zu prächtigen Ruinen zuerſt wendet und an ihnen am längſten haftet; da endlich der „Kampf mit dem Schickſal“ (gleichſam mit unſichtbar-widerſtrebenden Geiſtern) im Zeitlauf großer, ſtarker, glücklicher Menſchen das iſt, was die theilnehmende Betrachtung am meiſten anzieht: wie anders, als daß in der Geſchichte menſchlicher Dinge dieß uns am meiſten beſchäftigt.

Setzt man viertens bei einem Griechen hinzu, daß der Reichthum und die Macht der Barbaren, verglichen mit der Beſchränktheit und dem Gefühl der Griechen, nothwendig

ihr

ihr Auge auf eine Gottheit begierig machen mußte, die dieſer Barbaren Macht beugte, ihren Uebermuth ſtürzte: ſo ward mit oder ohne Namen eine „Nemeſis-Adraſtea“ die Schutzgöttin der griechiſchen und iſts aller Menſchen-Geſchichte, ihr weſentlich, von ihr unabtrennlich. Möge ſie, wie es dem Gange der Cultur gemäß iſt, von rohen Menſchen zuerſt roh, d. i. Schadenfroh, neidiſch-verderblich, gedacht werden; je mehr bei gezähmten Leidenſchaften auch in Ueberſicht der Geſchichte beſonnene Klugheit und Ueberlegung wuchſen, deſto heller trat Jene Nemeſis auf ihrem Siegeswagen hervor, die wir als die gerechteſte, lang-nachſehende, ſchnell-ereilende Lenkerin aller menſchlichen Schickſale verehren. Nirgend feiert ſie ihren Triumph ſtill-prächtiger, als in der Geſchichte. Ohne ſie zu nennen, weihet ſich ihr der Geſchichtforſcher; der Aufſeherin Wagen ſchwebt über ihm, ihr Schritt nahet ſeinem Ohr, wenn er den Gang der Begebenheiten bemerket. Ent-

weder iſt die Geſchichte nichts als eine Vernunftloſe Wiedererzählung äußerer Zufälle, oder wenn nichts Zufall, wenn in den Zufällen Geiſt iſt, mit denen Vernunft und Unvernunft, Glück und Unglück ihr Spiel haben, welche andre Göttin konnte der Geſchichte vorſtehen, als Nemeſis-Adraſtea, die Tochter Jupiters, die ſcharfe Bemerkerin, die ſtrenge Vergelterin, die Höchſtbillige, die Hochverehrte.

Es überſchritte die Grenzen des heutigen Tages, den Umriß genauer zu zeichnen, unter welchem die Geſchichtſchreiber des Alterthums, Herodot, Thucydides, Polybius, Salluſt, Livius, Tacitus, Plutarch, Herodian u. ſ. der meſſenden Göttin gehuldigt haben; dieſer vernünftiger und ſcharfblickender, abergläubiſcher Jener; gewiß indeſſen iſts, daß jemehr ſich auch hier der Nebel des Sinnlos-Wunderbaren hob, und man im Gange menſchlicher Begebenheiten und Schickſale Ordnung und Regel erkann-

te: deſto lehrreich=erfreulicher ward die Geſchichte. Jetzt, da keine Schadenfrohe feindſelige Ate auf den Köpfen der Menſchen muthwillig ſpielte, dagegen eine Geſetzgeberin ſtill in den Buſen blickte, und nach einer Regel die Zügel lenkte, da ward der vernünftige wie der unvernünftige Menſch, das Steigen und Fallen des Glücks der Reiche nach den Sitten ihrer Bewohner, das poco di piu e poco di meno, worauf im Zuſammenhange der Dinge Alles ankommt, einem Maaß unterworfen; es ward eine Philoſophie der Weltgeſchichte. Wenn Frechheit der Menſchen, wenn Unwiſſenheit und Aberglaube ſie verdunkelten, läugneten und das Richtmaaß der Wahrheit krümmten, ſo trug dieſe Keckheit ſelbſt die Vergeltung auf dem Rücken mit ſich, Unſinn und Frevel, Blendung und Verderben.

Die griechiſche Redekunſt war in den Republiken eine öffentliche Anſtalt und Triebfeder: Gemeingeiſt, öffentliche Rathſchlagung

über Geſchäfte des Staats, kurz die Verfaſſung der griechiſchen Republiken war ihr Element; da gab es denn eben ſowohl zu öffentlichen Vorträgen, als zu Geſchäften geborne Männer; die damalige Philoſophie, Erziehung und Uebung ging ebenfalls dahin, aufs Leben der Republik, nämlich auf Sinnesart und Thätigkeit des Bürgers. Die griechiſche Sprache war in ihrer ſchönſten lebendigen Form; alle äußere Anſtalten trieben zu eben dem Zweck; ſie weckten, ſie bildeten und belebten. Da gabs alſo Perikles, Alcibiades und einen Demoſthenes noch ehe die Flamme verlöſchte. Naturgeiſt einer griechiſchen Republik oder Lehre wehete in den Reden griechiſcher Redner.

Urſachen des geſunkenen Geſchmacks, S. 264 f.

Das Zeitalter Alexanders, ſo blühend es für die Gegenwart ſchien, ſo tief untergrub es den griechiſchen Geſchmack in ſei-

nen

nen erſten Quellen. Sobald der republikaniſche Gemeingeiſt der Griechen, ihre leichte Art, mit Luſt und Freude zu wirken, hin war, was ſollte nun blühen? Dichtkunſt, wo keine Sitten und Leidenſchaften für die offne Muſe mehr waren? Oder Redekunſt des thatvollen, muthigen Herzens, wo keine Selbſtwirkſamkeit, keine politiſche Freiheit mehr war? Selbſt die Geſchichte gerieth in Feſſeln, und Alexander hat für ſeine Thaten keinen Xenophon und Thucydides gefunden, weil zu beiden es gehörte, daß kein Alexander ſeyn mußte. Die Kunſt blühete hie und da, und dann und wann an Höfen: dieſe waren aber Treibhäuſer und nicht mehr Gärten der Natur. Die Komödie verfeinte ſich mit Menander, eben weil ſie ſich jetzt an ſeinem Spiel begnügen konnte. An Ptolemäus Hofe gabs ein Siebengeſtirn von Dichtern, die aber auch der Größe nach ein Siebengeſtirn waren. Der einige Theokrit, der ſich ins Schäferleben, von welchem immer Reſte alter Unſchuld und

Wahr-

Wahrheit überbleiben, zurück verirrte, fand einigermaaßen eine wahre Sphäre: den andern fehlte es offenbar an Inhalt, Muſe und freiem lebendigen Raum zu wirken. Die Dichtkunſt wartete im Vorgemach auf, ſie ſchnitzelte Becher und Blumen, wenn ſie nur gefallen konnte, und ſuchte durch Kunſt, durch Zwang, durch Schmeichelei und Gelehrſamkeit ihren Mangel zu erſetzen, d. i. Alles zu verderben. Selbſt die griechiſche Sprache verfiel, da ſie in andere Länder wanderte; und die Länder, wohin ſie wandern mußte, waren leider Aſien und Aegypten, in denen ſo viel Schwärmerei, ſo manches ſüße Gift keimte. Bis ins Herz von Perſien und Indien waren Griechen verſtreuet. Geiſtige, überſpannte Ideen der Perſerphiloſophie und des neuen Hellenismus gährten alſo vom Kaukaſus bis nach Lybien zuſammen: der griechiſche Geſchmack verlor ſein Anſchaubares, ſeine ſchöne Sinnlichkeit und Reinheit; ja er wäre ein Ungeheuer geworden, wenn er nicht

bald

bald durch etwas anders verdrängt worden wäre. Der naturvolle Charakter der Griechen war aber nicht beſtimmt, bis zum Ungeheuer erniedrigt zu werden, er erhielt ſich, auch in ſeinem Verfall, noch Spuren voriger Schönheit.

Urſachen des geſunkenen Geſchmacks, S. 270 ff.

VI.

VI.

Geſchichte der Veränderungen Griechenlandes.

So reich und verflochten die griechiſche Geſchichte an Veränderungen iſt: ſo gehen doch ihre Fäden an wenigen Hauptpunkten zuſammen, deren Naturgeſetze klar ſind. Denn

1. Daß in dieſen drei Landesſtrecken mit ihren Inſeln und Halbinſeln viele Stämme und Colonieen zur See und vom höhern Lande hinaus hin und her wandern, ſich niederlaſſen und einander vertreiben, iſt allenthalben die Geſchichte der alten Welt bei ähnlichen Meer- und Erdſtrichen geweſen. Nur hier war das Wandern lebhafter, weil das volkreiche nordiſche Gebürge und das große Aſien nahe lag und durch eine Reihe von Zufällen,

fällen, von denen die Sagen erzählen, der Geiſt des Abentheuers ſehr rege erhalten ward. Dieß iſt die Geſchichte Griechenlandes beinahe von 700 Jahren.

2. Daß unter dieſe Stämme Cultur und zwar von verſchiedenen Seiten in verſchiedenen Graden kommen mußte, iſt eben ſowohl Natur der Sache und des Erdſtrichs. Sie breitete ſich von Norden hinab, ſie kam aus verſchiednen Gegenden der nahen gebildeten Völker zu ihnen herüber und ſetzte ſich hie und da ſehr verſchieden feſt. Die überwiegenden Helenen bringen endlich Einheit ins Ganze und geben der griechiſchen Sprache und Denkart Ton. Nun mußten in Klein-Aſien, in Klein- und Großgriechenland die Keime dieſer gegebenen Cultur ſehr ungleich und verſchieden treiben; dieſe Verſchiedenheit aber half durch Wetteifer und Verpflanzungen dem griechiſchen Geiſt auf: denn es iſt in der Naturgeſchichte ſowohl der Pflanzen als der Thiere

re

re bekannt, daß derſelbe Saame auf demſelben Erdſtrich nicht ewig gedeihe, aber zu rechter Zeit verpflanzt, friſchere und fröhlichere Früchte trage.

3. Aus urſprünglichen kleinen Monarchieen gingen die getheilten Staaten mit der Zeit in Ariſtokratieen, einige in Demokratieen über: beide geriethen oft in Gefahr, unter die Willkühr Eines Beherrſchers zurückzufallen; jedoch die Demokratieen öfter. Abermals der Naturgang der menſchlichen Einrichtung in ihrer früheren Jugend. Die Vornehmſten des Stammes glaubten ſich dem Willen der Könige entziehen zu dürfen und da das Volk ſich nicht führen konnte: ſo wurden ſie ſeine Führer. Nachdem nun ſein Gewerbe, ſein Geiſt, ſeine Einrichtung war, blieb es entweder unter dieſen Führern oder es rang ſo lang, bis es Antheil an der Regierung bekam. Jenes war der Fall in Lacedämon; dieß in Athen. Von beidem lag die Urſache in den Umſtänden und der Verfaſſung beider Städte.

In Sparta wachten die Regenten ſcharf auf einander, daß kein Tyrann aufkommen konnte; in Athen ward das Volk mehr als einmal unter die Tyrannei mit oder ohne Namen hineingeſchmeichelt. Beide Städte mit allem, was ſie hervorgebracht haben, ſind ſo natürliche Producte ihrer Lage, Zeit, Einrichtung und Umſtände, als je eine Natur-Erzeugung ſeyn mochte.

4. Viele Republiken, mehr oder minder durch gemeinſchaftliche Geſchäfte, Gränzen oder ein anderes Intereſſe, am meiſten aber durch die Krieges- und Ruhmliebe gleichſam an Eine Rennbahn geſtellt, werden bald Urſache zu Zwiſtigkeiten finden: die Mächtigern zuerſt und dieſe ziehen zu ihrer Parthei, wen ſie hinzu zu ziehen vermögen; bis endlich Eine das Uebergewicht gewinnet. Dieß war der Fall der langen Jugendkriege zwiſchen den Staaten Griechenlands, inſonderheit zwiſchen Lacedämon, Athen und zuletzt Theben. Die Kriege waren bitter, hart, ja oft grauſam;

wie

wie allemal Kriege ſeyn werden, in welchen jeder Bürger und Krieger am Ganzen Theil nimmt. Meiſtens entſtanden ſie über Kleinigkeiten oder über Sachen der Ehre, wie die Gefechte bei Jugendhändeln zu entſtehen pflegen und was ſonderbar ſcheinet, es aber nicht iſt, jeder überwindende Staat, inſonderheit Lacedämon ſuchte dem Ueberwundenen ſeine Geſetze und Einrichtung aufzuprägen, als ob damit das Zeichen der Niederlage unauslöſchlich an ihm bliebe. Denn die Ariſtokratie iſt eine geſchworne Feindin der Tyrannei ſowohl als der Volksregierung.

5. Indeſſen waren die Kriege der Griechen auch als Geſchäft betrachtet, nicht blos Streifereien der Wilden; vielmehr entwickelt ſich in ihnen mit der Zeitenfolge bereits der ganze Staats- und Kriegesgeiſt, der je das Rad der Weltbegebenheiten gelenkt hat. Auch die Griechen wußten, was Bedürfniſſe des Staats, Quellen ſeiner Macht und ſeines

Reich-

Reichthums ſeyn, die ſie ſich oft auf rohe Weiſe zu verſchaffen ſuchten. Auch ſie wußten, was Gleichgewicht der Republiken und Stände gegen einander, was geheime und öffentliche Conföderationen, was Kriegsliſt, Zuvorkommen, im Stich laſſen u. dgl. heiße. Sowohl in Kriegs- als Staatsſachen haben alſo die erfahrenſten Männer der römiſchen und neuern Welt von den Griechen gelernet: denn die Art des Krieges möge ſich mit den Waffen, der Zeit und der Weltlage ändern; der Geiſt der Menſchen, der da erfindet, überredet, ſeine Anſchläge bedeckt, angreift, vorrückt, ſich vertheidigt oder zurückziehet, die Schwächen ſeiner Feinde ausſpähet und ſo oder alſo ſeinen Vortheil gebraucht oder mißbrauchet, wird zu allen Zeiten derſelbe bleiben.

6. Die Kriege mit den Perſern machen die erſte große Unterſcheidung in der griechiſchen Geſchichte. Sie waren von den aſiatiſchen Colonieen veranlaßt, die dem ungeheuren

ren morgenländiſchen Eroberungsgeiſt nicht hatten widerſtehen mögen und an die Freiheit gewohnt, bei der erſten Gelegenheit dieß Joch abzuſchütteln ſuchten. Daß die Athenienſer ihnen zwanzig Schiffe zu Hülfe ſandten, war ein Uebermuth der Demokratie: denn Kleomenes, der Spartaner, hatte ihnen die Hülfe abgeſchlagen und mit ihren zwanzig Schiffen führten jene dem ganzen Griechenlande den wildeſten Krieg zu. Indeſſen da er einmal geführet wurde, ſo war es zwar ein Wunder der Tapferkeit, daß einige kleine Staaten gegen zwei Könige des großen Aſiens die herrlichſten Siege davon trugen; es war aber kein Naturwunder. Die Perſer waren völlig außer ihrem Mittelpunkt; die Griechen dagegen ſtritten für Freiheit, Land und Leben. Sie ſtritten gegen ſklaviſche Barbaren, die an den Eretriern gezeigt hatten, was auch ihnen bevorſtünde und nahmen daher alles zuſammen, was menſchliche Klugheit und Muth ausrichten konnte. Die Perſer unter Xerxes griffen

wie Barbaren an: ſie kamen mit Ketten in der Hand, um zu binden und mit Feuer in der Hand, um zu verherren; dieß hieß aber nicht mit Klugheit fechten. Themiſtokles bediente ſich gegen ſie blos des Windes und freilich iſt der widrige Wind auf dem Meer einer ungelenken Flotte ein gefährlicher Gegner. Kurz, der perſiſche Krieg ward mit großer Macht und Muth, aber ohne Verſtand geführt und ſo mußte er unglücklich enden. Geſetzt, daß auch die Griechen geſchlagen und ihr ganzes Land wie Athen verwüſtet worden wäre; Griechenland konnten die Perſer von der Mitte Aſiens her und bei dem innern Zuſtande ihres Reichs dennoch nie behaupten, da ſie Aegypten ſelbſt mit Mühe behaupten konnten. Das Meer war Griechenlands Freundin, wie in anderm Sinn auch das delphiſche Orakel ſagte.

7. Aber die geſchlagenen Perſer ließen mit ihrer Beute und Schande den Athenienſern einen Funken zurück, deſſen Flamme das

ganze Gebäude der griechiſchen Staatseinrich⸗ tungen zerſtörte. Es war der Ruhm und Reichthum, die Pracht und Eiferſucht, kurz der ganze Uebermuth, der auf dieſe Kriege folgte. Bald erſchien in Athen das Zeitalter Perikles, das glänzendſte, in welchem je ein ſo kleiner Staat geweſen, und es folgte dar⸗ auf aus eben ſo natürlichen Urſachen der un⸗ glückliche peloponneſiſche, der doppelte ſparta⸗ niſche Krieg, bis endlich durch eine einzige Schlacht Philippus aus Macedonien dem gan⸗ zen Griechenlande das Netz übers Haupt warf. Sage doch niemand, daß ein ungünſtiger Gott das Schickſal der Menſchen lenke und neidend es von ſeiner Höhe zu ſtürzen trachte; die Menſchen ſelbſt ſind einander ihre ungün⸗ ſtigen Dämonen. Was konnte aus Griechen⸗ land, wie es in dieſen Zeiten war, anders als die leichte Beute eines Siegers werden? und woher konnte dieſer Sieger kommen, als aus den macedoniſchen Gebürgen? Vor Per⸗ ſien, Aegypten, Phönicien, Rom, Karthago

war

war es ſicher; ſein Feind aber ſaß ihm in der Nähe, der es mit ein paar Griffen voll Liſt und Macht erhaſchte. Das Orakel war hier abermals klüger als die Griechen; es philippiſirte und im ganzen Vorfall wurde nichts als der allgemeine Satz beſtätigt: „daß ein einträchtiges krieggeübtes Bergvolk, das einer geſchwächten, zertheilten, entnervten Nation auf dem Nacken ſitzt, nothwendig der Sieger derſelben ſeyn werde, ſobald es die Sache klug und tapfer angreift.“ Das that Philippus und raffte Griechenland auf: denn es war durch ſich ſelbſt lange vorher beſiegt geweſen. Hier würde nun die Geſchichte Griechenlands endigen, wenn Philippus ein Barbar wie Sulla oder Alarich geweſen wäre; er war aber ſelbſt ein Grieche, ſein größerer Sohn war es auch, und ſo beginnet eben mit dem Verluſt der griechiſchen Freiheit noch unter dieſes Volkes Namen eine Weltſcene, die ihres Gleichen wenige gehabt hat.

8. Der junge Alexander nämlich, der kaum zwanzig Jahre alt im erſten Feuer der Ruhmbegierde auf den Thron kam, führte den Gedanken aus, zu dem ſein Vater alles vorbereitet hatte; er ging nach Aſien hinüber in des Perſer-Monarchen eigene Staaten. Abermals die natürlichſte Begebenheit, die ſich ereignen konnte. Alle Landzüge der Perſer gegen Griechenland waren durch Thracien und Macedonien gegangen; der alte Haß gegen ſie lebte alſo bei dieſen Völkern noch. Nun war die Schwäche der Perſer den Griechen gnugſam bekannt, nicht nur aus jenen alten Schlachten bei Marathon, Platäa u. ſ. ſondern auch in näheren Zeiten aus dem Rückzuge Xenophons mit ſeinen zehntauſend Griechen. Der Macedonier, der jetzt Gebieter und Ober-Feldherr von Griechenland war, wohin ſollte er ſeine Waffen, wo ſeinen Phalanx hinrichten, als gegen die reiche Monarchie, die ſeit einem Jahrhundert von innen in tiefem Verfall war. Der junge Held lieferte

drei Schlachten und Klein-Aſien, Syrien, Phönicien, Aegypten, Lybien, Perſien, Indien war ſein; ja er hätte bis zum Weltmeer gehen mögen, wenn nicht ſeine Macedonier, klüger als er, ihn zum Rückzuge gezwungen hätten. So wenig in alle dieſem Glück ein Wunder war; ſo wenig wars ein neidiges Schickſal, das ihm in Babylon ſein Ende machte. Welch ein großer Gedanke zwar, von Babylon aus die Welt zu regieren, eine Welt, die vom Indus bis gen Lybien, ja über Griechenland bis zum ikariſchen Meer reichte! Welch ein Gedanke, dieſen Weltſtrich zu Einem Griechenlande an Sprache, Sitten, Künſten, Handel und Pflanzſtädten zu machen, und in Baktra, Suſa, Alexandrien u. ſ. neue Athene zu gründen! Und ſiehe da ſtirbt der Sieger in der ſchönſten Blüthe ſeines Lebens, mit ihm ſtirbt alle dieſe Hoffnung, eine neuerſchaffene griechiſche Welt! Spräche man alſo zum Schickſal; ſo würde dieſes uns antworten: „Sey Babel oder Pel-

la die Reſidenz Alexanders: möge Baktra griechiſch oder parthiſch reden; nur wenn das Menſchenkind ſeinen Entwurf ausführen will: ſo ſey es mäßig und trinke ſich nicht zu Tode." Alexander thats und ſein Reich war hin. Kein Wunder, daß er ſich ſelbſt erwürgte; vielmehr war es beinah ein Wunder, daß Er, der ſein Glück längſt nicht mehr hatte ertragen können, ſo lange lebte.

9. Jetzt theilte ſich das Reich, d. i. es zerſprang eine ungeheure Waſſerblaſe: wo und wann iſt es bei ähnlichen Umſtänden anders geweſen? Alexanders Gebiet war noch von keiner Seite vereinigt, kaum noch in der Seele des Ueberwinders ſelbſt zu einem Ganzen verknüpfet. Die Pflanzſtädte, die er hie und da angelegt hatte, konnten ohne einen Beſchützer, wie Er war, ſich in dieſer Jugend nicht decken, geſchweige alle die Völker im Zaum halten, denen ſie aufgedrungen waren. Da Alexander nun ſo gut als ohne Er-

ben ſtarb, wie anders, als daß die Raubvögel, die ihm in ſeinem Fluge ſiegreich beigeſtanden hatten, jetzt für ſich raubten? Sie zerhakten ſich lange unter einander, bis jeder ſein Neſt fand, eine erworbene Siegesbeute. Mit keinem Staat, der aus ſo ungeheuren, ſchnellen Eroberungen entſtand und nur auf des Eroberers Seele ruhte, iſt es je anders gegangen; die Natur der verſchiednen Völker und Gegenden nimmt gar bald ihre Rechte wieder, ſo daß es nur der Uebermacht griechiſcher Cultur vor barbariſchen Völkern zuzuſchreiben iſt, daß viele zuſammengezwungene Erdſtriche nicht eher zu ihrer alten Verfaſſung zurückkehrten. Parthien, Baktra und die Länder jenſeits des Euphrats thaten es zuerſt: denn ſie lagen dem Mittelpunkt eines Reichs zu fern, das ſich gegen Bergvölker von Parthiſchem Stamm mit nichten ſchützen konnte. Hätten die Seleuciden, wie Alexander wollte, Babylon, oder ihr eignes Seleucia zu ihrer Wohnung gemacht: vielleicht wären ſie Oſt-

wärts

wärts mächtiger geblieben; aber auch vielleicht deſto eher in entkräftende Ueppigkeit verſunken. Ein gleiches wars mit den aſiatiſchen Provinzen des thraciſchen Reiches; ſie bedienten ſich des Rechts, deſſen ſich ihre Räuber bedient hatten und wurden, da die Kriegsgenoſſen Alexanders weichern Nachfolgern den Thron einräumten, eigne Königreiche. In alle dieſem ſind die immer wiederkehrenden Naturgeſetze der politiſchen Weltgeſchichte unverkennbar.

10. Am längſten dauerten die Reiche, die zunächſt um Griechenland lagen; ja ſie hätten länger dauern können, wenn der Zwiſt zwiſchen ihnen, vorzüglich aber zwiſchen den Karthaginenſern und Römern nicht auch ſie in jenen Ruin gezogen hätte, der von der Monarchin Italiens nach und nach über alle Küſten des mittelländiſchen Meeres ausging. Hier trafen nun abgelebte, ſchwache Reiche in einen zu ungleichen Glückskampf, vor welchem ſie eine mäßige Klugheit hätte warnen mögen.

In-

Indeſſen hielt ſich in ihnen von griechiſcher Cultur und Kunſt, was ſich nach Beſchaffenheit der Regenten und Zeiten halten konnte. Die Wiſſenſchaften in Aegypten blüheten als Gelehrſamkeit, weil ſie nur als Gelehrſamkeit eingeführt waren; wie Mumien waren ſie im Muſeum oder in der Bibliothek begraben. Die Kunſt an den aſiatiſchen Höfen ward üppige Pracht: die Könige zu Pergamus und in Aegypten wetteiferten, Bibliotheken zu ſammlen; ein Wetteifer, der der ganzen künftigen Litteratur nützlich und ſchädlich wurde. Man ſammlete Bücher und verfälſchte ſie; ja mit dem Brande des Geſammleten ging nachher eine ganze Welt alter Gelehrſamkeit auf einmal unter. Man ſiehet, daß ſich das Schickſal dieſer Dinge nicht anders angenommen habe, als es ſich aller Dinge der Welt annimmt, die es dem klugen oder thörichten, immer aber natürlichen Verhalten der Menſchen überließ. Wenn der Gelehrte um ein verlohrnes Buch des Alterthums weinet; um

wie viel wichtigere Dinge müßte man weinen, die alle dem Lauf des Schickſals unabänderlich folgten. Aeußerſt merkwürdig iſt die Geſchichte der Nachfolger Alexanders, nicht nur weil in ihr ſo viel Urſachen zu dem, was untergegangen oder erhalten iſt, liegen, ſondern auch als das traurige Muſter von Reichen, die ſich auf fremden Erwerb ſowohl der Länder, als der Wiſſenſchaften, Künſte und Cultur gründen.

11. Daß Griechenland in dieſem Zuſtande nie mehr zu ſeinem alten Glanz gelangen möge, bedarf wohl keines Erweiſes; die Zeit dieſer Blüthe war längſt vorüber. Zwar gaben ſich manche eitle Regenten Mühe, der griechiſchen Freiheit emporzuhelfen; es war aber eine Scheinmühe um eine Freiheit ohne Geiſt, um einen Körper ohne Seele. An Vergötterung ſeiner Wohlthäter ließ es Athen nie fehlen und die Kunſt ſowohl als die Declamation über Philoſophie und Wiſſenſchaften hat ſich im dieſem Sitz der allgemeinen Cul-

tur

tur Europa's, ſo lange es möglich war, erhalten; immer aber wechſelten Glücksfälle mit Verwüſtungen ab. Die kleinen Staaten unter einander kannten weder Eintracht noch Grundſätze zu ihrer Erhaltung, wenn ſie gleich den Aetoliſchen Bund ſchloſſen und den Achäiſchen Bund erneuten. Weder Philopömens Klugheit noch Aratus Rechtſchaffenheit gaben Griechenland ſeine alten Zeiten wieder. Wie die Sonne im Niedergange von den Dünſten des Horizonts umringt, eine größere, romantiſche Geſtalt hat: ſo hats die Staatskunſt Griechenlandes in dieſem Zeitpunkt; allein die Stralen der untergehenden Sonne erwärmen nicht mehr wie am Mittage und die Staatskunſt der ſterbenden Griechen blieb unkräftig. Die Römer kamen auf ſie, wie ſchmeichelnde Tyrannen, Entſcheider aller Zwiſtigkeiten des Erdſtrichs zu ihrem eignen Beſten und ſchwerlich haben Barbaren je ärger verfahren, als Mummius in Korinth, Sulla in Athen, Aemilius in Macedonien verfuhren. Lange plünderten

derten die Römer, was in Griechenland geplündert werden konnte; bis ſie es zuletzt ehrten, wie man eine beraubte, getödtete Leiche ehret. Sie beſoldeten Schmeichler daſelbſt und ſchickten ihre Söhne dahin, um auf den geweihten Fußtritten alter Weiſen unter Schwätzern und Kunſtgrüblern zu ſtudiren. Zuletzt kamen Gothen, Chriſten und Türken, die dem Reich der griechiſchen Götter, das ſich lange ſelbſt überlebt hatte, ein völliges Ende machten. Sie ſind gefallen, die großen Götter, Jupiter Olympius und Pallas Athene, der delphiſche Apoll und die argiſche Juno: ihre Tempel ſind Schutt, ihre Bildſäulen Steinhaufen, nach deren Trümmern ſelbſt man jetzo vergeblich ſpähet. *) Verſchwunden ſind ſie von der Erde, ſo daß man ſich jetzt kaum mit Mühe denket, wie ihr Reich einſt im Glauben geblühet und bei den ſcharfſinnigſten Völ-

kern

*) S. Spons, Stuarts, Chandlers, Riedeſels Reiſen u. f.

kern ſo viele Wunder bewirkt habe. Werden, da dieſe ſchönſten Idole der menſchlichen Einbildungskraft gefallen ſind, auch die minderſchönen wie ſie fallen? und wem werden ſie Platz machen, andern Idolen?

12. Groß-Griechenland hatte in einem andern Gedränge zuletzt ein gleiches Schickſal. Die blühendſten, volkreichſten Städte im ſchönſten Klima der Erde nach Geſetzen Zaleukus, Charondas, Diokles errichtet und in Cultur, Wiſſenſchaft, Kunſt und Handel den meiſten Provinzen Griechenlandes zuvoreilend; ſie lagen zwar weder den Perſern, noch dem Philippus im Wege, erhielten ſich alſo zum Theil auch länger als ihre europäiſchen und aſiatiſchen Schweſtern; indeſſen kam auch ihre Zeit des Schickſals. Mit Karthago und Rom in mancherlei Kriege verflochten, unterlagen ſie endlich und verderbten Rom durch ihre Sitten, wie ſie durch Roms Waffen verdarben. Beweinenswerth liegen ihre ſchönen und großen

Trümmer da, von Erdbeben und Feuerſpeienden Bergen, noch mehr aber von der Wuth der Menſchen traurig verödet. *) Die Nymphe Parthenope klagt, Siciliens Ceres ſucht ihre Tempel und findet kaum ihre goldenen Staaten wieder.

*) S. Riedeſels, Houels Reiſen u. a.

Bayerische Staatsbibliothek München

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

Joh. Gottfried von Herders Ansichten des klassischen Alterthums nach dessen Ideen geordnete Auszüge aus seinen Schriften mit Zusätzen aus dessen Munde, Erläuterungen, Anmerkungen und einem Register
Bd.: 1

Leipzig (1805)

Philol. 137-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10765066-1